Die Heimath in der neuen Welt.

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LOS ANGELES

Die

Heimath in der neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,
geschrieben auf zweijährigen Reisen in Nordamerika und auf Cuba.

Von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. G. Fink.

„Singet dem Herrn ein neu Lied."
Psalm 149.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1854.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

MIN.
E
166
.B75hG
v.2

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

Achtzehnter Brief.

Abreise von Charleston. Die Seereise. Spanier an Bord. Ankunft in Philadelphia. Gesellschaftsleben. Wohlthätige Stiftungen: Irrenhaus; Girardsche Schule; Strafanstalt u. s. w. Das Armenhaus von Philadelphia. Die Quäcker. Die Quäckerinnen. Lucretia Mott. Die schwedische Kirche in Philadelphia. Die alte schwedische Kolonie am Delaware; ihre Schicksale; jetzt lebende Abkömmlinge. Benjamin Franklin. Entstehung der Quäckersekte. Georg Fox; sein Leben und seine Lehre. Das Quäckerprinzip. William Penn. Kolonisirung Pennsylvaniens. Zwecke des Quäckerstaats. Die Quäcker und die Puritaner. Kritik der Quäckerlehre. Gegenwärtiger Einfluß der Quäckerlehre. Weltliche Quäcker. Spaltungen in der Quäckergemeinde. Ein Gottesdienst bei den orthodoxen Quäckern; ein anderer bei den unitarischen. Lucretia Mott als Predigerin. Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Witzige Bemerkung Franklins. Meine Wohnung in Philadelphia. Professor Hart. Angenehme Bekannte. Eine Quäckerfamilie. Mary Townsend. Ueber die Stellung der Frauenzimmer im Lehr-

1354904

Seite

stand. Medizinisches Collegium für Frauenzimmer. Philadelphia und seine Umgebungen. Abreise nach Washington. Washington. Das Kapitol. Der Senat. Das Repräsentantenhaus. Ein Abend im weißen Haus. Präsident Taylor. Vicepräsident Fillmore. Gespräch mit Henry Clay. Dorothea Dix. Henry Clay und Daniel Webster als Redner. Morgenbesuch bei dem Präsidenten. Gesellschaftsleben im Hotel. Miß Lynch. . . . 1

Neunzehnter Brief.

Meine neue Wohnung in Washington. Wichtige Ereignisse. Präsident Taylors Tod. Fillmores Eintritt in seine Stelle als Präsident der Vereinigten Staaten. Aeußerliche Windstille, innerer Kampf in dem politischen Leben. Der 4. Juli. Reise nach Mount Vernon. Der Senator Corvin. Washington und Gustav Wasa. Washingtons Testament. Washington und seine Mutter. Der Kampf auf dem Kapitol während des gegenwärtigen Kongresses. Charakter des Senats; des Repräsentantenhauses. Der große Zankapfel. Stellung der Parteien zu demselben. H. Clays, Kompromißbill. Die Senatoren Clay, Hall, General Houston, Corvin und Chase, Seward, Richter Berrian, Daniel Webster, General Shield, Richter Douglas, Oberst Benton, der Kreole Soulé, Dickenson, Foote, Abgesandte der Mormonen. Von dieser Sekte und ihrem Stifter. Mein Familienleben in Washington. Präsident Taylors Begräbniß. Erneuerung des Kampfes auf dem Kapitol. Der neue Präsident. Interessante Bekanntschaften: Professor Hart, Mr. Carey, Horace Mann. Prosklavereistimmen auf dem Kapitol. Gottes Gesetz

Seite

und die Konstitution. Rede von Daniel Webster. Schicksal der Kompromißbill. Henry Clay in seinem Kampf für dieselbe. Kämpfe auf dem Kapitol. Mr. Schoolkraft; indianische Kuriosa. Kreislauf des Lebens in den Vereinigten Staaten. Bildung der Männer und der Weiber. Gottesdienst von freien Negern. Der Sklavenzwinger in Washington. Taufscene in einer Baptistenkirche. Ueberdruß der Kongreßherren. H. Clays letzte große Rede; bewundernswürdige Kraft und Rednergaben. Rückblick auf den Kongreß und seine Männer. General Stewarts Villa bei Baltimore. Abendgespräch mit Miß D. Dix. Kolonisirung Marylands. Lord Calvert Baltimore. Das Kloster der Heimsuchung. Der Katholicismus in den Vereinigten Staaten. Baltimore. Hanna Hawkins. Nüchternheitsbewegung. Letzte Worte eines freigegebenen Sklaven. Besuch bei freien Negern. Eindruck von ihnen. Sara Douglas. Mary Townend. 59

Zwanzigster Brief.

Am Meer. Landsitz bei Philadelphia. Die Blüthe des Maises. Was high life sein sollte. Reise nach Cap May. Erinnerungen an die schwedischen Kolonisten längs dem Delaware. Leben in Cap May. Die Republik in den Wellen. Festlich frische Tage und Gefühle. Oersteds letzte Schrift. Tageschronik; der Morgen; das Bad; der Mittag; der Abend; himmlische Feuerwerkerei. Auftritte in den Wogen; Badtänze und Tänzer; Unglücksfälle. Margaret Fullers Schiffbruch. Bekanntschaften; Vergnügungen und Fährlichkeiten. Eine Poetin. Abreise. 136

Einundzwanzigster Brief.

Brief an den Konferenzrath Oersted in Kopenhagen.

Seite

Veranlassung zu dem Brief: Oersteds letzte Schrift. Der Sternenhimmel. Die Weltkugel. Gleichheit in Gesetzen, Licht und Schatten, Vernunftprodukte, Freude und Schmerz, Lebensentwicklung des Geistes und der Materie im ganzen Weltall. Der Mensch. Centralbegriff im Universum. Klangfiguren; Lichtfreude. Einfluß skandinavischer Gelehrten in der neuen Welt. Geschicklichkeit in der Anwendung naturwissenschaftlicher Entdeckungen. Der elektrische Telegraph. Maschinen zur Beschleunigung der Bewegung. Patentamt. Institute zur Förderung der Naturwissenschaften. Charakter der nördlichen Staaten; Charakter der südlichen Staaten. Nordamerika das Land der Experimente. Amerikanische Experimente. Ihre Zukunft. John Bull und Bruder Jonathan. Nordamerika ein gastfreies Land sowohl für Ideen als für Menschen 159

Zweiundzwanzigster Brief.

Brief von Haus. Rosenhütte. Kummer meiner Freunde über das neue Gesetz gegen geflüchtete Sklaven. Gährung in Boston. Endschicksal der Kompromißbill in Washington. Protestation Südcarolinas gegen das Kompromiß. Des Mörders Webster letztes Bekenntniß und Tod. Cony Island. Leben mit meinen Freunden an der Meeresküste. H. Beechers Predigt und Protestation gegen Gedanken- und Redezwang für Priester. Des Priesters Stellung in der Gemeinde. Vorbereitung zur Reise nach dem Westen . . . 176

Dreiundzwanzigster Brief.

Seite

Albany. Reise mit Springs den Hudson hinauf nach New-Libanon. Aussehen des Schäkerdorfes am Abend. Gottesdienst, Kirche, Aufzug, Tanz, Gesang, Predigt der Schäker. Elder Evans. Gespräch mit den Schäkern am Nachmittag. Vergnügen von Elder Evans. Absicht und Bedeutung des Schäkerstaates; Verschiedenheit von allen andern ascetischen Staaten. Ankunft von Lowells während der Konferenz mit den Schäkern. Abendmahlzeit bei den Schäkern. Die Weiber. Unerwartete Freundlichkeit und Heiterkeit. Entstehung und Geschichte der Schäkersekte. Mutter Anna Lee. Gegenwärtiger Zustand der Schäkersekte in den Vereinigten Staaten. Abschied von meinen Freunden. Erste Kolonisation des Staates New-York. Reise mit Lowells westlich nach Albany. Von Albany zum Niagara. Schöner Tag. Das Mohawksthal; herrliche Fahrt. Die Sonne und die Sonnenblumen. Ankunft in Utika. Catos Seitenstück in der modernen Republik. Begnügsames Leben in Utika. Reise an den Trentonfall. Charakter des Wasserfalls; eine Berserkernatur. Abreise. Der Apfeldiebstahl. Rochester: Mühlen; Wasserfall; schöne Anlagen; wachsendes Leben; freundliche Menschen. Rochesterer Klopfgeister. Frederik Douglas. Seine Selbstbiographie, Persönlichkeit, Familie. Reise über den Ontariosee; Ankunft am Niagara. Eindruck des Falls; seine Größe, seine Eigenthümlichkeit; Vergleich mit dem Trollhätta. Farbe des Wassers. Spiel der Regenbogen. Ursprünglicher Name des Niagara. Leben um den Niagara her. Jenny Linds Ankunft in Neu-York. 185

Vierundzwanzigster Brief.

Seite

Chicago (Illinois). Abschied von Lowells in Buffalo. Reise über den Eriesee. Ein alter Pionier. Charakter, Lage, commercielle Bedeutung des Eriesees. Reise über die Halbinsel Michigan. Aussehen des Landes, Cultur, Blumen. Detroit. Langweilige und angenehme Menschen. Anne Arbour. Michigans Zunahme, Gesetzgebung; Aussichten. Farmers im Westen. Sonnenpracht. Ankunft in Chicago. Gefühl der Einsamkeit; der Fülle. Liebenswürdige neue Freunde. Die Prärien: ein Lichtfest. Eindruck der unermeßlichen sonnenbeglänzten Felder. Meine Wohnung in Chicago. Erzählungen von den Indianern. Der Indianerhäuptling und die weiße Lilie. Miß Fyrabents Freiwerbung. Chicagos unfreundliches Aussehen, angenehme Menschen. Hitze; Sonnenpracht. Schweden in Chicago und Illinois. Leiden der ersten Auswanderer. Gesellschaftszustand in dem jungen Staat. 230

Fünfundzwanzigster Brief.

Watertown (Wisconsin). Morgenspaziergang. Leben in dem großen Westen. Reise von Chicago über den Michigansee nach Millwaukie. Aussehen und Leben der Stadt. Die Deutschen in der Stadt. Gefahr des Häuserbauens in Millwaukie. Ein Tag unter den Schweden am Pine Lake. Aussichten schwedischer Auswanderer in Nordamerika. Das neue Schweden. Postwagenfahrt nach Watertown. Unglaubliche Wege. Madison, die Hauptstadt von Wisconsin. Schöne Lage. Gutes Heimwesen. Reise nach einer norwegischen

Seite

Niederlassung in Koskonong. Ankunft gegen Nacht. Die junge norwegische Frau und ihr Bruder. Morgenspaziergang. Antwort der Norweger auf Fragen über ihr Befinden. Die Norweger befinden sich im Westen besser als die Schweden; warum. Kanzler Lathrop. Seine Rede bei seiner Investitur als Kanzler der neuen Universität. Charakter der Reden im großen Westen. Wisconsins Zukunft. Ein Sonnentempel. Blue Mound. Einsamkeit und Prärienleben. Frühe Mahlzeiten im Westen. Reise nach Galena. Genuß der unermeßlichen Felder und Aussichten, je näher man dem Missisippi kommt. Kleine Widerwärtigkeit in Waterville. Nächtliche Fahrt und Ankunft in Galena. Von den Squatters. 250

Sechsundzwanzigster Brief.

Auf dem Missisippi. Sonnenuntergang. Missisippi. Französische Jesuiten die ersten Bebauer des Westlandes. Pater Marquette. Seine Entdeckungen, schönes Leben und Tod. Reise den Missisippi hinauf. Rebengekrönte Inseln. Wildniß, Spuren von Kolonisten. Kolonie am Jowastrand. Schöner Morgen. Großartige Naturscenen. Merkwürdige Felsenbildungen. Erste Spuren der Indianer. Indianische Tepees, Feuer, Männer, Weiber, Kinder, an den Ufern. Das Minnesota-Gebiet. Indianer in Kähnen. Indianer an Bord. Ihre Gesichtszüge, Blicke, Wesen. Die Sioux-Indianer. Unser Dampfboot: Menomonie. Riesenmädchen an Bord 295

Siebenundzwanzigster Brief.

St. Paul (Minnesota). Rauchende Indianer. Gouverneur Ramsay und seine Frau. Lage und

Seite

Mittel des Territoriums Minnesota. Indianische Weiber. Der St. Antonsfall. Quellen des Missisippi; seine Jugendgeschichte. Die Geisterinsel. Die Geschichte der Ampato Sapa. Selbstmord unter indianischen Weibern eine gewöhnliche Sache. Eine Missisippiinsel. Elende Wege. Spaziergänge um St. Paul. Canadische Farmers. Der Boden von Minnesota, indianische Bevölkerung. Fahrt zum Fort Snelling. Besuch in indianischen Tepees. Unerwarteter Luxus. Leben der indianischen Weiber. Das Federwolkenweib. Der alte Häuptling. Der junge Krieger. Portraits. Tonfall bei den Indianern. Indianische Namen. Wann und wie sie angenommen werden. Sagen der Indianer vom Leben nach dem Tod. Götterlehre, Naturlehre, Charakter, Sitten, Feste. Aerzte der nordamerikanischen Indianer. Schicksal und Charakter der Weiber. Indianerstämme, welche das Christenthum und Civilisation angenommen haben. Eine Cherokee-Zeitung. Feste der Minnesota-Indianer. Indianische Sagen von den drei Völkerracen. Minnesota ein Land für ein neues Scandinavien. Ein gutes Land für junge Dienstboten. Aussichten für die Cultur der Indianer Nordamerikas. Betrieb und wachsender Erfolg des Missionswerkes. Feuerschein von brennenden Prärien 319

Achtundzwanzigster Brief.

Reise den Missisippi hinab. Wiederankunft in Galena. Freisinnige Predigt. Aussicht von einer Höhe am Fluß. Stehende Artikel in Zeitungen des Westens. Bei Rock Island. Die Erik Jansonsche Kolonie. Erik Jansons Charakter und Tod. Geschichte seines Mörders. Der schwedischen

Seite

Kolonie Glaube, Sitten, ökonomische Stellung. Fortgesetzte Reise den Mississippi hinab. Zustand an Bord. Die Staaten längs dem Mississippi. Aussicht von der Ruine der früheren Mormonenkirche. Von den Völkern, die an den Ufern des großen Flusses entlang wohnen. Die friedsame Kolonie; Erzählung von Mrs. Child. Personen an Bord. Das anmuthige junge Mädchen und die Riesin. St. Louis (Missouri). Hochzeit. Mississippi-Missouri. Abend in Keokuk. Morgenbesuch bei der Braut. Besuch in Klöstern und katholischen Asylen. Wachsthum, große Verhältnisse, Aussichten, Lage, Zukunft der Stadt St. Louis. Einsame Wanderungen, unerfreuliche Erscheinungen und Gedanken. Cristall-Quellen. Senator Allen. Eisenbahn ans stille Meer. Stegreifredner. Ausfahrten in der Gegend. Aufwachsendes Leben. Das christlich indianische Territorium. Gespräch mit einer Sclavin. Senator Benton in St. Louis 363

Neunundzwanzigster Brief.

Cincinnati (Ohio). Reise von St. Louis nach Cincinnati. Junge Kinder an Bord. Klippen am Missouriufer. Der Fluß Ohio. Uferlandschaften von der Mündung des Ohio in den Mississippi und bis nach Cincinnati. Meine Heimath in Cincinnati. Charakter von Cincinnati zu dieser Zeit. Große Schweinheerden. Interessante Personen und Gedankenstoffe. Centrales Leben. Staatsconvention. Hochzeit, schöne Bräute und Frauenzimmer. Schönheit, die vermißt wird. Fehler an den Frauenzimmern; Fehler an den Männern. Geldheirathen. Scheidungen. Vorzüge des Lebens im Westen. Das Clima in Cincinnati.

Seite

Dr. Buchanan. C. M. Clay, sein Kampf, Todesgefahr, Vorlesung als Antisclavereimann und als Theolog. Ohio und Kentucky. Erzählungen von geflüchteten Sclaven. Der Weg des Nordsterns. Novelle, die hier geschrieben werden sollte. Natur, Erdreich von Ohio. Häusliche Gesellschaften und Gespräche. Der große Westen; das neue Utgard, die Heimath der Riesen. Mr. Silsbee. Miß Harriet. Miß B. Schweden in Cincinnati. Amerikanische Wohnungen in Cincinnati. Das junge Mädchen und ihre Mutter. Todesvorbereitung. Belebende Gedanken. Gesellschaftskreise und Umgang in Amerika. Einige junge Mädchen. Weihnachtskuchen in Neu-Orleans. N. S. Klatschereien im großen Westen 401

Dreißigster Brief.

An den Pfarrer P. J. Böklin.

Cincinnati. Absicht des Briefes. Was ich in Amerika suchte. Der neue Mensch und seine Welt. Die nördlichen Staaten und ihr Leben. Schulwesen. Lehrer und Lehrerinnen. Geistige Vervollkommnung und Zukunft. Horace Manns Einladung an die Freunde der Erziehung. Sein Standpunkt. Volksbewußtsein in den Staaten Neuenglands. Die südlichen Staaten Carolina und Georgia. Eigenheit und Schönheit des Naturlebens. Sittliches Phänomen in Bezug auf die Behandlung der Sclaven. Philadelphia und die Quäcker. Washington. Der Congreß. Streit wegen der Sclaverei. Staatsmänner und Reden in Washington. Art und Weise der Repräsentation. Eigenthümliches, nationales Leben. Mögliche Anwendung auf Schweden. Schwedens älteste Verfassung dieser nicht unähnlich. Präsident

Taylors Tod und Fillmores Eintritt in sein Amt. Verschiedenheit in den Ceremonien zwischen diesem Auftritt und unsern Krönungen. Schönheit der letzteren. Reise nach Westen. Des Westens Loosung: Wachsthum, Fortschritt. Worin sie bestehen mögen. Reise den Missisippi hinauf. Die Prärien. Das Missisippithal. Des Senators Allen Schrift darüber. Oberst Benton über die Zukunft des Missisippithales. Ueber den Charakter im Wachsthum des großen Westens. Das materielle Wachsthum. Das moralische nicht gleich. Was vor Allem Noth thut. Antwort der Lehrer und Staatsmänner. Die Schule und die Constitution. Ihre Unzulänglichkeit. Das Hauswesen in der neuen Welt. Die Weiber. Ihre Stellung, Erziehung, Aufgabe. Von dem amerikanischen Volk; äußere Gleichheit; innere wesentliche Verschiedenheit. Contraste und Schattirungen. Eigenthümlicher Charakter des Volkes der Vereinigten Staaten. Bürgersinn. Ursache der Eigenthümlichkeit im Volkscharakter. Der Charakter bei den ersten Kolonien. Von den besten Männern und Frauen der neuen Welt. Schöne Menschlichkeit. Zukunft des Missisippithales. Schauplatz für das neue Weltdrama. Sein Naturcharakter, Bevölkerung, Staatengruppen. Bedeutung der amerikanischen Republik in der Geschichte der Menschheit. Große Beweglichkeit in der Regierung. Gefahren derselben. Mittel ihnen entgegenzuwirken. Politische Spiele. Agitation bei der Wahl; mehr Rauch als Feuer. Schaffendes Leben in den Vereinigten Staaten: Associationsbewegung. Gefahren im Lande. Dramatische Schöpfungen und Scenen. Behandlung der Indianer. Emancipation der Negersclaven. Erziehung der Neger in den freien Staaten. Mißgriff in der Art und Weise.

Seite

Mangel an Nationalgeist bei dem Negervolke. Wirkung der neuen Sclavenbill auf die Neger. Ein Negergottesdienst. Hymnen, Predigt, Verzückung. Kolonisation christlicher Neger auf der Küste Afrikas. Von Liberien. Commodore Perry's Erzählung. Dankfest. Die schwedische Messe. Centrales Leben in Ohio. Erscheinungen desselben. Eclectisches Medicinalcollegium. Oberlinsche Schule. Höhere Zwecke bei der Schulerziehung. Die Deutschen in Cincinnati. Schulen in Cincinnati. Observatorium. Die Künste, Maler, Bildhauer. Hiram Powers. Die Büste Galathea, Typus der Amerikanerin. Weinbau. Reisepläne nach Cuba und sodann in die Heimath. . 427

Einunddreißigster Brief.

Die Arche Noä. Abreise von Cincinnati. Jagd auf dem Wasser. Das Dampfboot Belle-Key und seine Bevölkerung. Improvisirter Negergesang. Baumwollenregion. Schilfrohr. Ferdinand von Sotos Entdeckung des Mississippi, sein Leben und Tod in diesen Gegenden. Aussehen des Mississippi und seiner Ufer. Mr. L. Harrison. Die Thiere an Bord. Die jungen Schwestern. Der milde Sklavenbesitzer. Wicksburg. Die Zuckerregion und Louisiana. Siebenter Reisetag auf dem Mississippi. Sommerluft und Leben. Heiteres Schauspiel. Sceneveränderung und düstere Gemälde. Bekenntnisse des Sclavenbesitzers über die Sclaverei. Die Mulattin und die Bibel. Neu-Orleans. Hotel St. Charles. Auszug auf den Lafayettemarkt. Bekannte im Hotel. Die Damen. Mr. und Mrs. Geddes. Weihnachten in Neu-Orleans; keine Weihnachten. Mrs. D. Garstiges Wetter in Neu-Orleans; innerer Frühling. Helles Wetter und viel zu besorgen. 487

Achtzehnter Brief.

Philadelphia (Pennsylvanien), den 23. Juni 1850.

Endlich, meine liebe Agathe, habe ich einen Augenblick Ruhe und kann mit Dir plaudern; aber es ist mir schwer geworden, in der freundschaftlichen Stadt der „Freunde" diese Ruhe zu finden.

Charleston verließ ich am 15. dieses, auch hier, wie an andern Orten, mit Geschenken, sowie mit unendlich vieler Güte und Freundlichkeit überhäuft. Aber ach, wie wurde ich nicht in den letzten Tagen in der Stadt herumgejagt, wie müde machte mich nicht die Arbeit eines unaufhörlichen Gesellschaftslebens! Den letzten Abend in Carolina brachte ich damit zu, daß ich in Gesellschaft eines lebhaften kleinen Astronomen, Mr. Gibbs (er ist der Bruder des gefälligen Naturforschers in Columbia), von der heimischen Piazza aus den Sternenhimmel betrachtete. Die drei großen Constellationen, der Scorpion mit seinem feuerrothen Herzen (Antares), der Schütze und der Steinbock sammt der südlichen Krone (unbedeutend) standen klar am südlichen Himmel, und das Zodiakallicht warf seinen weißen Schein zur Milchstraße hinauf. Wir richteten das Teleskop auf ein Nebelbild in derselben und dann auf denjenigen Theil der Milchstraße, wo unsere Erde sich befindet, verloren in der Unermeßlichkeit des Universums wie ein Infusionsthierchen im Meer. Aber ich

kann jetzt dieses Verhältniß sehen, ohne daß es mich niederdrückt und unruhige Gedanken in mir hervorruft. Oersteds Schrift „über die Vernunfteinheit im ganzen Universum," und die Gründe, auf welche er baut, haben mir das Gefühl der Heimathlichkeit in diesem Universum gegeben und mich zur Weltbürgerin gemacht. Das ganze Universum ist mir jetzt nur des Menschen eigene Welt und Heimath. Die Nacht war sehr finster, aber die Sterne um so klarer, obschon sie nicht wie bei uns leuchten und auch nicht so groß scheinen. Die Luft war voll von Wohlgerüchen und so ruhig, daß man die Ruderschläge und Gesänge auf den Booten der Neger vom Fluß her hörte. Erst um halb ein Uhr begab ich mich zur Ruhe. Tags darauf nahm ich Abschied von meiner guten und geliebten Heimath im südlichen Carolina. Meine gute Mrs. Howland verpflegte mich schwesterlich-mütterlich bis zum letzten Augenblick. Mein Armkörbchen wurde mit schönen Früchten, Apfelsinen und Bananas gefüllt, welche sie von ihrer Obsthändlerin zum Geschenk erhalten hatte, einer hübschen Mulattin, die ihr Kopftüchlein immer auf eine ausnehmend pittoreske Art knüpfte, und deren Porträt ich in mein Album gezeichnet habe; und der alte Romeo beschenkte mich mit Blumen. Nachmittag halb 4 Uhr begab ich mich an Bord des Dampfschiffes „Meeradler." Die Compagnie in Philadelphia und Carleston, welcher das Schiff gehört, schenkte mir ein Freibillet bis nach Philadelphia, ein Geschenk von 20 Dollars, das man nicht auf eine artigere Weise hätte anbringen können.

Am ersten Tag, den ich an Bord zubrachte, war die Hitze kochend. Luft und Meer waren still, gleich als wäre der Wind gestorben. Und nun begriff ich, daß man vor Hitze sterben kann. Eine Menge Spanier aus Kuba, die sich an Bord befanden, gewährten mir einen kurzweiligen Anblick durch ihre eigenthümliche

Physiognomie und ihr Wesen, das dem der Amerikaner so gänzlich ungleich ist. Die Lebhaftigkeit der Geberden, die stark accentuirte, melodische Sprache, die Eigenthümlichkeit der Gesichtszüge scheinen auf einen bedeutenderen Volksstamm, als der angelsächsische ist, hinzudeuten, und gleichwohl verhält es sich nicht so, wenigstens nicht in der gegenwärtigen Zeit. Die Spanier, besonders in dieser Hemisphäre sollen in Bezug auf menschliche und wissenschaftliche Bildung weit unter den Amerikanern stehen. Man sagte, ein Theil dieser Spanier entfliehe aus Furcht vor der Untersuchung, welche der mißlungene Raubzug des Generals Lopez gegen Kuba jetzt auf der Insel veranlasse; andere reisten nach New-York, um Aerzte zu befragen, oder dem tropischen Sommer zu entfliehen; ein junges Paar aus vornehmer Familie, nahe Verwandte, fuhr hin, um sich trauen zu lassen, da, wie man sagt, das spanische Gesetz einer Verbindung zwischen nahen Anverwandten Hindernisse in den Weg legt, und das mit Recht, weil ihre Kinder oder Kindeskinder oft blödsinnig oder auf die eine oder andere Art verunglückte Wesen sein sollen. Der junge Bräutigam war recht hübsch, sah aber spanisch hochmüthig und launisch aus. Die Braut und ihre Schwester waren jung und schön, aber etwas zu rund. Ein alter „Conte" pustete in sichtbarer Brustwassersucht und wurde von einem Neger mit der größten Zärtlichkeit verpflegt. Kleine Kinder fielen mir ganz besonders auf durch ihr lebhaftes Geberdenspiel und Geplauder. Die Meerfahrt war ruhig und im Ganzen angenehm. Ein gefälliger junger Mr. Linton, aus der Stadt der Freunde, sorgte für mich mit ritterlicher Artigkeit. Das Meer sandte uns Schaaren von fliegenden Fischen als Schauspiel auf der Fahrt, und Pelikane mit ungeheuern Schnäbeln schwangen sich, auf Raub lauernd, über die Wogen; ein großer Wallfisch, gleich uns auf der Reise durchs Meer begriffen, ließ

uns verschiedene schöne Wasserkünste sehen. Die Fahrt den Delaware hinauf, am Dienstag Morgen, war trotz des nebligen Wetters unendlich angenehm. Aber der Nebel hob von Zeit zu Zeit wieder seine schweren Draperien, und ließ dann hellgrüne Ufer von idealischer Schönheit sehen, mit Hügeln, schönen Bäumen, Landhäusern, waidenden Thieren, und einen ganz andern Charakter der Natur, als ich bis jetzt im Süden gefunden hatte. Bei Philadelphia kam der artige Professor Hart mir entgegen und holte mich in seine Wohnung ab. Und da bin ich die ganze Zeit über gewesen, und da bin ich auch jetzt an Seele und Leib in Anspruch genommen von dem Staats- und Gesellschaftsleben, sowie von vielem Interessanten, mitunter aber auch recht Mühsamen.

Die Quäcker — die „Freunde," wie sie hier gewöhnlich genannt werden, sind ausnehmend freundlich gegen mich, nehmen mich bei der Hand, nennen mich Friederike und Du, und führen mich in schönen Wagen umher, um alles Merkwürdige und Hübsche, sowohl in als außer der Stadt zu sehen. Und welch große und gute Anstalten sind nicht hier für das allgemeine Beste vorhanden! Das Herz erweitert sich, wenn man sie betrachtet und den Geist sieht, in welchem sie gehalten werden. Man muß hier nothwendig sehr staunen über den Contrast zwischen dem Sklavenstaate und dem freien Staat, zwischen dem Staat, dessen Princip die Selbstsucht, und dem Staat, dessen Princip die Menschenliebe ist, zwischen dem Staat, wo die Arbeit Sklaverei, und dem Staat, wo die Arbeit frei und eine Ehre der Freien ist. Und hier, wo man weiße Weiber vor ihren Hausthüren fegen sieht, wie ist nicht Alles so wohlgehalten, so zierlich und blühend, sowohl in der Stadt, als auf dem Land! Und diese öffentlichen Anstalten, diese Blumen der Menschenliebe — — ach! die Prachtgärten der Natur und das Paradies

sind duftlos gegen sie, stehen hinter diesen Wohnungen, diesen Asylen für die Kindheit, für unglückliche und alte Leute eben so weit zurück, wie der Vorhof hinter dem Allerheiligsten.

Ich konnte nicht umhin, ich mußte Freudenthränen weinen, als ich dieser Tage in dem großen Philadelphia das Narren-Asyl besuchte, so groß und so edel erschien mir hier das Menschenherz, dessen Wirken und Sorgen sich in Allem verräth.

Die Anstalt liegt in einem großen schönen Park, mit schattigen Gängen, Lauben und Gärten. Der ganze Park ist von einer Mauer umgeben, die jedoch so tief unter den Hügeln liegt, daß sie vom Park oder vom Hause aus nicht gesehen wird, und die armen Gefangenen sich vollkommen frei glauben können. Es ist hier auch ein schönes Museum mit ausgestopften Vögeln und andern Thieren, Schnecken- und Mineralien-Sammlungen, wo die Geisteskranken sich zerstreuen und Belehrung holen können. Denn Arbeit und Zerstreuung sind die hauptsächlichsten Mittel, wodurch man hier auf die Besserung des Zustandes dieser Unglücklichen wirkt. Deßhalb werden zwei bis dreimal in der Woche in einem großen Saal, wo die Geisteskranken auf Bänken sitzen, Vorlesungen über verschiedene Gegenstände gehalten. Sie versammeln sich oft auch zu gemeinschaftlichen Vergnügungen, als Concerten, Bällen u. s. w. Mehrere Arten von Spielen, wie z. B. Billard, Fortuna und andere finden sich ebenfalls im Hause vor. Ueberall hörte ich Musik. Die Musik ist für die Narren ein besonders wirksames Heilmittel. Manche spielten ausgezeichnet gut Klavier. Man zeigte mir ein älteres Frauenzimmer, das im Zustand vollkommenen Wahnsinns hieher gebracht worden war. Man gab ihr ein Klavier und veranlaßte sie, ein einfaches Stückchen zu spielen, das sie in ihrer Kindheit gespielt hatte. Allmälig war die Erinnerung an mehrere Stücke in ihr erwacht, bis

ihre ganze Kindheitsmusik für sie neues Leben gewann, und mit ihr, wie es schien, auch die Welt ihrer Kindheit. Sie spielte mir vor und ging mit sichtbarem Vergnügen von einem kleinen Stück auf das andere über, und dabei wurde ihr Gesicht so lieblich und unschuldig heiter, wie das eines glücklichen Kindes. Sie wird vermuthlich nie wieder vollkommen gesund und stark an Seelenkräften werden; aber sie lebt jetzt ein glückliches, harmloses Leben in der Musik aus ihren Kinderjahren.

Mehrere Frauenzimmer, besonders die jüngeren beschäftigten sich damit, künstliche Blumen zu machen, und schenkten mir ihrer verschiedene, die sehr gut gearbeitet waren. Die Männer beschäftigen sich viel mit Landarbeit und Gartenbau. Eine Bruderstochter des großen Washington war hier, eine schöne alte Dame, deren Gesichtszüge merkwürdig dem Präsidenten gleichen, und die eine würdevolle, vornehme Art zu sein hat. Sie war sehr blaß, und man sagte, sie sei mehr schwach als eigentlich gemüthskrank. Die Menge schöner, lebendiger Blumen, zumal Rosen, war außerordentlich, und auch die unheilbaren Kranken finden sich, wenn sie einen Augenblick zum Verstand kommen, von Rosen umgeben. Während mein Begleiter, ein gefälliger und humoristischer Quäcker, einer der Direktoren der Anstalt, mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarer Theilnahme den Mittheilungen einer alten Frau über ihre wichtigen Geschäfte in Jerusalem lauschte, flüsterte eine andere mir ironisch zu: — „Ein prächtiger Ort das hier, nicht wahr? just ein Paradies, finden Sie nicht auch?“ — Dann fügte sie scheu und leise hinzu: „Es ist eine Hölle! ich versichere Sie! Hier geschehen entsetzliche Dinge!“ Ach, die armen Unglücklichen können wohl nicht immer blos mit Musik und Blumendüften behandelt werden, und man muß manchmal zu Zwangsmitteln greifen. Genug, daß die erstgenannten

Mittel überwiegend sind — die vielen Geisteskranken, die hier geheilt werden, zeugen davon — und daß die letzteren so wenig und so gelind als möglich angewendet werden. Ein junger Militär von gutem Aussehen sagte zu mir: „Ach, ich sehe, daß Sie gekommen sind, mich zu befreien, und wir werden Arm in Arm zusammen aus diesem Gefängniß gehen." — Er fügte hinzu: „Sagen Sie mir, wenn Sie eine Schwester hätten, die Sie über Alles in der Welt liebten, und man sie eingesperrt hielte, damit Sie nicht zu ihr kommen könnten, wie würde Ihnen das gefallen?" — Ich antwortete, wenn ich unwohl wäre und müßte eine Zeitlang meine Gesundheit pflegen, so würde ich mich in Geduld darein ergeben. — „Ja, aber ich bin gesund," sagte er, „ich bin ein Bischen unwohl gewesen, der Kopf ein wenig angegriffen, wie sie sagen, aber ich bin jetzt wieder ganz gut, und diese Menschen da sind sicherlich verrückt, weil sie das nicht sehen können, sondern eigensinnig darauf beharren mich hier zu behalten."

Diese Aehnlichkeit haben die Narren gewöhnlich mit klugen Leuten, daß sie sich immer für klüger halten als alle andere. Mein junger Oberst war offenbar noch immer ein angegriffener Kopf und begleitete uns unter warmen Ausdrücken zu Gunsten der Damen.

Das Collegium Girard ist eine große Schule, um mittellose Knaben zu geschickten Handwerkern aller Art heranzubilden. Ein in Amerika naturalisirter Franzose, Namens Girard, bestimmte sein ganzes großes Vermögen zur Einrichtung dieser Schule. Das noch nicht ganz ausgebaute Haus von weißem Marmor,

eine Nachbildung des griechischen Minervatempels, hat ungeheure Summen gekostet, und Mancher mißbilligt die Verschwendung derselben an das äußere Prachtwerk, wodurch das wesentliche gute Werk in den Hintergrund gedrängt wird. Nur ungefähr hundert Knaben befanden sich noch in der Anstalt. Die Vorliebe der Amerikaner für die Tempelgestalt in ihren Bauten ist auffallend. Ich für meinen Theil habe nichts dagegen, wenn auch die Anwendung von Kolonnaden und andern Zierrathen hier zuweilen im Verhältniß zur Idee des Gebäudes, besonders bei einzelnen Häusern, übertrieben wird; denn das beweist doch, daß das Volksbewußtsein weit über dem Stadium steht, wo die Wohnung blos eine Unterkunft für den Körper ohne weiteren Sinn ist. Es will, daß die Wohnung des Menschen auch symbolisch von seiner Seele und seinem Emporstreben zeugen soll. Und sieht man ein recht großes und prächtiges Gebäude, gleich einem griechischen Tempel oder einem Pantheon, oder einem gothischen Schloß, so kann man gewiß sein, daß das keine Privatwohnung, sondern ein öffentliches Institut ist, entweder eine Akademie, oder eine Schule, oder ein Kapitol, oder — ein Hotel.

Herr Girard hat in seinem Testament ausdrücklich verordnet, daß in seinem Institut der Jugend kein Religionsunterricht ertheilt werden dürfe, und unter den Lehrern oder Direktoren der Anstalt befindet sich kein Religionslehrer. Aber so klar ist dieses Volkes Blick über das Verhältniß der Religionslehre zum Menschen und zur Gesellschaft, und so stark seine Anhänglichkeit daran, daß es immer einen Ausweg findet, um dergleichen Verbote zu umgehen. Und, obschon man hier die Anordnung des Erblassers in Betreff der Ausschließung des Religionslehrers und des Religionsunterrichts befolgt, so wird doch jeden Morgen im Girard College, wie in andern amerikanischen Schulen

ein Kapitel aus dem neuen Testament der versammelten Schuljugend vorgelesen, bevor sie an die Arbeit des Tages geht. Herr Girards Bildsäule in weißem Marmor steht in einer der prächtigen Gallerien des Schultempels. Sie ist eine vortreffliche Arbeit als treues Bild eines einfachen bürgerlichen Mannes in bürgerlicher Kleidung. Eine höchst prosaische Figur ohne alle Idealisirung dargestellt, und angenehm anzuschauen durch ihre kraftvolle Wirksamkeit, obschon sie sonst beinahe als etwas nicht hieher gehöriges in dem schönen Tempel steht. Denn Adel und Schwung werden in dieser Gestalt gänzlich vermißt.

Ich muß Dir auch vom Zuchthaus in Philadelphia erzählen. In der Mitte der großen Rotunde, zu welcher die großen Gänge mit den Gefängnißzellen führen, wie Radien zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, saß in seinem Lehnstuhl bequem und behaglich in hellgelbem Rock, mit großen Knöpfen und breitkrämpigem Hut, Mr. Scattergood, einer großen Spinne gleich, welche die in ihrem Gewebe gefangenen Fliegen beobachtet. Aber nein, dieses Gleichniß paßt nicht gut auf die Sache und den Mann, einen freundlichen alten Herrn von ganz klugem und humanem, humoristischem Aussehen. Einen angenehmeren Wächter könnte man sich wirklich nicht denken. Er begleitete uns in die Gefängnißzellen. Die Gefangenen leben hier ganz allein ohne Gemeinschaft mit ihren Mitgefangenen; aber sie dürfen arbeiten und lesen. Die Bibliothek war bedeutend und enthielt außer religiösen Büchern naturwissenschaftliche Schriften und Reisebeschreibungen, wie auch schönwissenschaftliche, gut ausgewählte Werke. Nicht mit filziger Hand werden die Samen edlerer Bildung für die Kinder des Gefängnisses ausgestreut, für diejenigen, „die im Finstern sitzen.“ Der Geist der neuen Welt ist nicht ängstlich oder knigerig und er fürchtet nicht zu viel zu thun, wenn

er Gutes thun will. Er sieht blos darauf, daß er die rechte Art wählt, und er geht dann mit reichem Herzen und reicher Hand zu Werk. Ich habe oft gedacht, daß schöne Erzählungen. Züge aus dem menschlichen Leben, gute Biographieen, insbesondere von Verirrten, die sich gebessert haben, von Gefangenen, die freie und tugendhafte Mitglieder der Gesellschaft geworden, nützlicher auf die Gemüthsstimmung und Herzen der Gefangenen wirken würden, als Predigten und Religionsbücher, natürlich immer die Bücher des neuen Testaments ausgenommen; und ich habe deßhalb sehr gewünscht, selbst etwas in dieser Richtung zu thun. Hier wurde mein Glaube bestärkt durch das, was Freund Scattergood mir sagte. Neulich hatte er einen Gefangenen besucht, der wegen seiner harten, halsstarrigen Gemüthsart bekannt war und dieselbe in einer schon mehr als ein Jahr dauernden Gefangenschaft immer bewiesen hatte; aber diesen Morgen hatte er ganz verändert, ganz mild und beinahe weich geschienen. „Wie ist es heute?" fragte der Quäcker, „Sie sind sich selbst gar nicht gleich. Was ist los?" „Hm, — ich weiß nicht, wie es kommt," antwortete der Gefangene, aber dieses Buch da . . ." und er zeigte halb ärgerlich auf ein Büchlein mit dem Titel „Die kleine Johanna" . . . „hat mich ganz wunderlich gestimmt. Schon manche Jahre habe ich keine Thränen vergossen, aber diese Geschichte da!" und er wandte sich ab, verdrießlich darüber, daß die dummen Thränen wieder seine Augen verfinstern wollten bei dem Gedanken an diese Geschichte da. So hatte die Erzählung von dem schönen Leben eines Kindes das harte Sünderherz mürbe gemacht. Der Mann hatte nämlich einen Mord begangen.

Ein junger Gefangener, der jetzt bereits zwei Jahre im Kerker gesessen, hatte bei seiner Ankunft weder lesen noch schreiben können und nicht die min-

deſte Religionskenntniß gehabt. Jetzt ſchrieb er eine vortreffliche Hand und das Leſen war ſein größtes Vergnügen. Er ſollte jetzt bald das Gefängniß verlaſſen, und zwar verließ er es als ein kenntnißreicher und beſſerer Menſch, als er bei ſeiner Ankunft geweſen war. Seine Geſichtsbildung deutete eine rohe Natur an, aber er hatte jetzt einen ſehr guten Ausdruck und ſeine Stimme und Worte verkündeten die Verwandlung der Natur. Ein anderer Gefangener hatte mit artiſtiſchem Sinn ſeine Zelle ausgemalt und eine Laube in den Gang gepflanzt, wo er einmal des Tages friſche Luft ſchöpfen durfte.

Alle Gefangene erhalten einmal des Tags dieſe Erquickung in einem Gang, der ſtrahlenartig von dem Gefängniß ausgeht und von den andern Gängen durch eine hohe Mauer abgeſondert iſt. Der da ſich ergehende Gefangene ſieht blos die Erde und den Himmel. Freund Scattergoods Anblick war offenbar eine frohe Erſcheinung für alle Gefangene. Sie ſahen in dem Freund ganz deutlich ihren Freund und ſein gut gelauntes kluges Ausſehen verſetzte ſie auch in gute Laune. Ein junges Frauenzimmer, welches das Gefängniß bald verlaſſen ſollte, erklärte, ſie gehe ungern, weil ſie Mr. Scattergood nicht mehr zu ſehen bekommen werde.

In den Zellen der weiblichen Gefangenen (unter ihnen waren ein Paar Negerinnen) ſah ich friſche Blumen in Gläſern. Ihre Schließerin hatte ſie ihnen gegeben. Alle lobten das Weib. Ich verließ dieſes Gefängniß weit erbauter, als ich manchmal aus der Kirche ging.

Freund Scattergood ſagte mir, die Zahl der Gefangenen habe ſich ſeit Anlegung des Gefängniſſes nicht vermehrt, ſondern erhalte ſich ungefähr gleich, was ſehr erfreulich iſt, da die Bevölkerung der Stadt in dieſer Zeit bedeutend zugenommen hat und mit

jedem Jahr zunimmt. Minder erfreulich und verheißungsreich für die Macht des Systems ist die Thatsache, daß nicht selten dieselben Gefangenen wegen derselben Art von Verbrechen wiederkehren. Aber dieß ist natürlich, Fehler, die so viele Jahre zur Gewohnheit geworden sind, lassen sich nicht leicht ablegen; alte Verbrecher lassen sich nicht leicht bessern. Auch ist die Hoffnung der neuen Welt nicht in den Gefängnissen zu suchen, sondern in den Schulen und mehr noch in den Häusern, wenn alle Häuser das sind, was sie sein sollen und was bereits mehrere sind. Zwei „houses of refuge," Asyle für verwahrloste Knaben scheinen mir glücklich angelegte und gut verwaltete Anstalten zu sein. Die Knaben hier, sowie die in der großen Anstalt in Westboro (Massachusetts) für dieselben Zwecke (ich besuchte sie verwichenen Herbst auf meiner Reise mit Springs) werden nach demselben System behandelt. Sie werden nur wenige Monate in diesen Anstalten behalten, bekommen einen gewissen Unterricht und etwas Disciplin, dann werden sie in guten Häusern auf dem Lande untergebracht, mehr westlich, was für alle arbeitsfähige Wesen ein guter Platz ist.

Das Matrosenhaus, eine von Privatpersonen errichtete Anstalt, um den Seeleuten von allen Nationen während ihres Aufenthalts in der Stadt für billigen Preis eine gute Wohnung zu besorgen, besuchte ich mit Mrs. Hale, — der Verfasserin Mirjams — einer Dame, die eine prächtige Denkerstirn und ein offenes gemüthliches Wesen hat. (Sie beschäftigt sich jetzt mit der Herausgabe eines Buchs über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft; sie ist jedoch nach meinem Dafürhalten in der Tendenz etwas zu freisinnig.)

Unter den öffentlichen Anstalten, die ich besucht habe, erbaute mich am wenigsten das große Armenhaus von Philadelphia, ein ungeheures Institut von

ungefähr dreitausend Personen, das der Stadt unerschwengliche Summen kostet und seinem Zweck unmöglich gut entsprechen kann. Alles muß hier zu fabrikmäßig getrieben werden, das Individuum verliert sich in der Masse und kommt nicht zu seiner gebührenden Schätzung. Der Faule bekommt ebensoviel wie der Lahme und Blinde, und der letztere kann die besondere Pflege, deren er bedarf, nicht erhalten. So kam es wenigstens mir vor. Auch schien der pflegende Geist hier nicht so edelmüthig und sorgsam, wie bei den andern Anstalten, und ich vermißte Ruheplätze unter dem freien Himmel mit Bäumen und grünen Feldern und Blumen für die Alten. Der kleine Hof mit einigen Bäumen war gar zu unbedeutend. Im Uebrigen zeichnet sich diese Anstalt durch die Ordnung und Reinlichkeit aus, die sich in allen öffentlichen Anstalten der neuen Welt verräth. Große, helle Säle und rundum in ihren Mauern kleine finstre Zimmer, als Nischen der Zellen angebracht, worin die Alten ihre Schlafstätten haben, und somit jeder sein eigenes Stübchen besitzt, mit offener Thüre zu dem gemeinschaftlichen Saal, wo ein eiserner Ofen Wärme für Alle verbreitet — so schien mir die herrschende Anordnung der Zimmer für die Bewohner zu sein. Und dieß ist wahrhaftig gut, da die Alten auf solche Art, so oft sie wollen, allein sein und ebenso, wenn sie wünschen, Gesellschaft und Bücher in einem hellen, warmen Saale mit Tischen und Stühlen oder Bänken genießen können.

Ich habe noch von mehreren guten Einrichtungen hier in der Stadt sprechen gehört und hoffe sie noch besuchen zu können. Ueberall sind die Quäcker als Gründer oder Direktoren dabei, und in Allem bemerkt man den Geist der Menschenliebe, der Pennsylvaniens ersten Gesetzgeber, den Gründer Philadelphias, William Penn, belebte; und je mehr ich von den Quäckern sehe, um so besser gefallen sie mir. Die

Männer haben etwas Kluges und Humoristisches, etwas Sicheres und trocken-Spaßhaftes, was im höchsten Grad anspricht, und sie erzählen gerne gute Geschichten, gewöhnlich zur nähern Beleuchtung des Friedensprincips, und um zu zeigen, wie gut dasselbe und menschliche Klugheit zusammengehn, und wie siegreich sie aus dem Kampf mit der Welt hervorschreiten. Christliche Liebe zeigt sich bei ihnen mit einiger unschuldigen weltlichen Schlauheit vermischt, und das stille Wesen hat viel feines Salz auf seinem Grunde.

Die Weiber gefallen mir besonders wegen des Stillen, Fertigen in ihrem innern und äußern Wesen, wie ich bereits bemerkt habe; ihr Ausdruck ist verständig, man hört keine unverständige Fragen und bekommt unter ihnen manche bedeutende Gesichter mit schönen Augen, reinen Zügen und klarer Farbe zu sehen.

Das Interesse der Quäckerinnen für vaterländische Angelegenheiten, besonders wenn sie die menschlichen Fragen betreffen, ist ebenfalls ein Zug, der sie vor der Masse der Frauenzimmer auszeichnet. Die Quäcker sind zu allen Zeiten die besten Freunde der Negersclaven gewesen, und die aus den Sclavenstaaten entflohenen Sclaven haben gegenwärtig ihre mächtigsten Beschützer und Fürsprecher unter den Freunden. Mehrere Quäckerinnen zeichneten sich durch Rednertalent aus und sind in öffentlichen Versammlungen oft aufgetreten, irgend eine Sache der Humanität kräftig verfechtend. Im gegenwärtigen Zeitpunkt führen sie die Sache der Antisclaverei, und eine berühmte Rednerin derselben, Lucretie Mott, war dieser Tage unter meinen Gästen. Sie ist ein schönes Weibchen von etlichen und fünfzig Jahren, mit feinen Zügen, prächtigen Augen und einem sehr klaren, stillen, aber bestimmten Wesen — kristallartig möchte ich sagen.

Den 25. Juni.

Gestern am Johannistag besuchte ich die alte schwedische Kirche dahier. Denn Schweden waren die ersten Ansiedler am Delaware-Strom, vom Trentonfall bis zum Meer, und von ihnen kaufte William Penn den Boden, wo Philadelphia jetzt steht. Unser großer Gustav Adolph war es, der nebst Oxenstierna den Plan zu einer schwedischen Kolonie in der neuen Welt entwarf, und der König verbürgte sich selbst mit einer Summe von 400,000 Reichsthalern aus der königl. Schatzkammer für die Förderung derselben. Personen aus allen Ständen wurden zur Theilnahme an dem Unternehmen eingeladen. Die Kolonie sollte von freier Arbeit leben. „Sclaven, sagte man, kosten viel und arbeiten mit Widerwillen. Das schwedische Volk ist arbeitsam und verständig, und wir werden sicherlich durch ein freies Volk mit Weib und Kindern mehr gewinnen." Die Schweden erblickten in der neuen Welt ein neues Paradies, und glaubten, die zukünftige Kolonie könnte ein sicheres Asyl für Weiber und Töchter Derjenigen werden, welche durch Religionsverfolgung oder Krieg landflüchtig geworden, ein Segen für Einzelne und für die ganze protestantische Welt. „Sie dürfte der ganzen unterdrückten Christenheit nützlich werden können," sagte der große König, der in seinen Plänen für Schwedens Ehre immer das Wohl der Menschheit mit im Auge hatte.

Unter Oxenstierna's Leitung wurde dieser Plan nach dem Tod des Königs ausgeführt. Dem südlichen Ufer des Delaware entlang wurde Land aufgekauft und mit schwedischen Auswanderern bevölkert. Die Kolonie nannte sich Neuschweden, und genoß einige Zeit ein blühendes Leben und steigendes Ansehen, trieb Ackerbau und andere friedliche Gewerbe und baute zur Ver-

theidigung gegen die Holländer, welche die nördlichen Ufer des Delaware inne hatten, die Festung Christiana. Die Seelenzahl der Schweden belief sich indeß nicht höher als auf 700 Köpfe, und als Streitigkeiten mit der mächtigeren Kolonie Neu-Niederland entstanden und der schwedische Gouverneur Rising die holländische Festung Casimir angriff, da rächten sich die Holländer, überrumpelten die schwedische Kolonie mit Uebermacht, und so mußte sie untertauchen. Der Name der schwedischen Waffen hatte auf der andern Seite des Oceans aufgehört Achtung einzuflößen; die Schweden blieben trotz ihrer Protestation unter fremder Gewalt. Das Verhältniß zum Mutterland hörte völlig auf. Und nachdem der zuletzt ausgewanderte schwedische Geistliche Collin vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben, wird die sogenannte schwedische Gemeinde und Kirche von einem amerikanischen Priester versehen. Mr. Clay, der gegenwärtige Geistliche, hatte mir zu lieb in seinem Haus alle Abkömmlinge der ersten schwedischen Ansiedler, von denen er wußte, versammelt. Es war eine Versammlung von 50 bis 60 Personen und ich schüttelte vielen recht angenehmen Leuten, die aber außer den Familiennamen, von denen ich manche wieder erkannte, durchaus nichts Schwedisches hatten, die Hände. Aber Erinnerungen an ihre Hieherkunft hatten sie nicht, und Sprache, Aussehen, Alles war vollkommen mit dem jetzt herrschenden angelsächsischen Volksstamm verschmolzen. Nur der Glöckner der Kirche hatte etwas recht schwedisch Glöcknerartiges in seinem Aussehen und hieß Jochum.

Die Kirche, ein schönes und solides kleines Gebäude aus Ziegelsteinen, war blos in ihrem Aeußern alt. Inwendig war sie neu und recht zierlich. Ein großes Buch lag aufgeschlagen auf einer Art höherem Notenpult mitten in der Kirche, und man las darin in großen, aber durch die Reparatur etwas verdorbenen,

Buchstaben folgende Worte: „Leute, die im dunkeln Lande wohnen, haben ein großes Licht gesehen!“

Diese Inschrift nebst der alten Kirche und Familiennamen, die ich auch auf den Grabsteinen des Kirchhofs las, war Alles, was auf der Ostküste der neuen Welt von Neuschweden übrig blieb. Doch nein, nicht Alles. Eine friedliche, edle Erinnerung davon besteht noch und lebt in den Blättern der Geschichte fort als eine Episode von idealischer Reinheit und Frische. Die Pilger Neuenglands hatten ihre Erde durch Grausamkeit gegen die Indianer mit Blut befleckt. Die schwedischen Pilger waren in der Behandlung dieser Leute so gerecht und klug, daß in der ganzen Zeit, so lang die schwedische Herrschaft auf dieser Küste währte, nicht ein Tropfen Indianerblut von ihnen vergossen wurde, daher die Indianer sie auch liebten und „unser eigenes Volk“ nannten. „Die Schweden sind ein gottesfürchtiges Volk,“ sagt der Chronikschreiber jener Zeit; „sie sind arbeitsam, begnügsam und den Bräuchen und Sitten des Mutterlandes sehr ergeben. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht; die Weiber sind sittsam, sie spinnen und weben, verwalten das Haus und erziehen ihre Kinder gut.“ William Penn, in einem Brief an die Londoner Handelsleute, vom 6. Aug. 1683, schreibt folgendermaßen von ihnen:

„Schweden und Finnen bebauen die Gegenden am Delaware-Fluß, wo das Wasser hoch steigt. Sie sind ein einfaches, kräftiges und arbeitsames Volk, scheinen aber in Kultur und Pflanzung nicht weit voranzukommen. Es scheint ihnen mehr daran zu liegen genug zu haben, als Ueberfluß zu bekommen oder Handel zu treiben. Ich muß ihren Gehorsam gegen die Obrigkeit und ihr herzliches Verhalten zu den Engländern rühmen. Sie arten von der alten Freundschaft zwischen den beiden Königreichen nicht ab. Da sie ein körper-

lich kräftiges und gesundes Volk sind, so haben sie schöne Kinder. Es ist selten eine Haushaltung ohne 3 bis 4 Jungen und ebensoviele Mädchen zu sehen; einige haben 6, 7 und 8 Söhne. Und ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß ich wenige junge Männer nüchterner und fleißiger sehe."

So sprechen die ältesten Zeugnisse von der alten schwedischen Kolonie. Sie sind in den Geschichtsbüchern zu lesen und die alte schwedische Kirche steht noch. Eine neue schwedische Kirche erhebt sich jetzt westlich im Mississippithal. Ich hätte große Lust sie zu sehen!

Gestern besuchte ich auch Franklins Grab und flocht Klee und andere Wiesenblumen zu einem Kranz auf dasselbe. Franklin gehört zur Gruppe glücklicher Männer, welche die Helden des Friedenslebens und die stillen Wohlthäter des Menschengeschlechts sind. Er war der dritte Mann in dem großen Triumvirat (Fox, Penn, Franklin), das in der neuen Welt die Herrschaft des Friedensprincips gründete, und der erste Mann im Kampf der Presse für die Gedankenfreiheit des Volks und für die Selbstständigkeit Amerika's.

Franklin mit seinem stillen Wesen, seinen einfachen Sitten, seinem freien Forscherblick, den er stets auf die einfachsten und allgemeinsten Gesetze aller Dinge und Wesen gerichtet hielt, Franklin, „der mit dem Donner wie mit einem Bruder spielte, und ohne Geräusch und Getöse den Blitz aus der Wolke herabnahm," Franklin mit seiner praktischen Lebensphilosophie (die indeß mehr in die Breite, als in die Tiefe ging), mit seiner großen Arbeitsamkeit und seinem gemüthlichen Humor, erscheint mir als ein vortrefflicher Vertreter des eigenthümlichen Charakters der Neuengländer in seiner Annäherung an den Charakter der Quäcker.

Aber ich muß Dir noch etwas mehr von dieser Sekte sagen, welche nicht blos Pennsylvanien und Phi-

ladelphia geschaffen und dem Staat, sowie der Stadt ihren eigenthümlichen Charakter gegeben, sondern auch auf das geistige Leben und das Volk Englands und Neuenglands einen durchgreifenden Einfluß ausgeübt hat. In Schweden kennen wir die Quäcker blos als ein wunderliches Völkchen, das zu allen Menschen Du sagt, vor allen Menschen mit dem Hut auf dem Kopfe erscheint, und breite Hutkrempen hat. Wir kennen sie blos durch ihre äußern kleinen Eigenthümlichkeiten. Hier habe ich ihre innere Bedeutung für die ganze Menschheit verstehen gelernt.

Es sind ungefähr 200 Jahre, seit Georg Fox in England geboren wurde. Sein Vater, genannt „Christoph der Rechtschaffene" war ein Weber in Leicestershire, die Mutter stammte aus dem Häuflein der Märtyrer. Der Knabe zeichnete sich früh durch tiefes religiöses Gefühl und eine unbeugsame, aber aufrichtige Sinnesart aus. Er wurde einem Schuhmacher in Nottingham, der auch Landbebauer war, in Dienst gegeben. Dieser gebrauchte den Knaben, um seine Schafe zu hüten. Dabei beschäftigte er sich mit Bibellesen, Beten und Fasten. Seine junge Seele dürstete nach Vollkommenheit und wurde von einer dunkeln Sehnsucht nach dem höchsten Gut, nach Licht in dem unveränderlichen wahren Licht aufgeregt. Seine Jugend fiel in eine stürmische Periode Englands, wo Kirche und Staat gleich sehr von feindlichen Parteien erschüttert wurden, die Religionssecten aber sich untereinander zersplitterten und befehdeten. Der Jüngling, der nach der unumstößlichen Gewißheit, nach einem tragfähigen Grunde, nach einer Klarheit, welche ihn und Alle zur Wahrheit führen könnte, nach dem höchsten Gut verlangte, hörte um sich her nur Meinungsstreitigkeiten und Kämpfe. Sie verdüsterten seine Seele noch mehr. Von unaussprechlicher Angst getrieben, verließ er sein Handwerk und seine Heerde, und vertiefte sich, nach einer

Offenbarung Gottes verlangend, in die Einsamkeit der Wälder. Er ging zu vielen Priestern, um Trost zu erhalten, aber er erhielt keinen Trost von ihnen. Er ging nach London, um Licht zu suchen; aber bei den streitenden Secten, bei den großen Professoren fand er blos Finsterniß. Er kehrte aufs Land zurück, wo Einige ihm riethen sich zu verheirathen, Andere in Cromwell's Armee zu treten. Aber sein friedloser Geist trieb ihn zur Einsamkeit und auf die Felder hinaus, wo er manche Nacht in einer Seelenangst, „die zu groß war, um beschrieben werden zu können," umherirrte. Gleichwohl drang von Zeit zu Zeit ein Strahl himmlischer Freude in seine Seele, und „da war ihm, als ruhe er friedlich in Abraham's Schooß."

Er war in der englischen Staatskirche erzogen worden. Aber er hatte jetzt gesehen, daß man in Oxford oder Cambridge herangebildet und gleichwohl unfähig sein konnte, die Räthsel des Daseins zu lösen. Er dachte auch daran, daß Gott nicht in Tempeln wohne, die aus Stein gebaut sind, sondern in dem Herzen der Lebendigen. Von der Staatskirche ging er zu den Dissenters über. Aber bei ihnen fand er die „unveränderliche Wahrheit", den unerschütterlichen Grund für die sittliche Ueberzeugung, die er suchte, auch nicht.

Er gab die Kirchensecten auf und suchte die Wahrheit über ihnen, und „obschon von Stürmen erschüttert, glaubte sein Herz an eine Macht über den Stürmen," einen festen Ankergrund des Geistes. Eines Morgens saß Fox in stillem Nachdenken beim Feuer, in seine eigene Seele blickend. Eine Wolke ging darüber und er meinte eine Stimme zu hören, die da sagte: „Alle Dinge kommen von der Natur." Und eine pantheistische Vision verdüsterte und bedrückte seine Seele. Aber als er fortfuhr nachzudenken, da erhob sich in der Tiefe seines Geistes eine andere Stimme, welche sagte: „Es gibt einen lebendigen Gott!" Auf

einmal ward es hell in seinem Innern; alle Wolken, alle Zweifel flohen, er fühlte sich durchstrahlt, emporgehoben von einer unendlichen Gewißheit und einer unaussprechlichen Freude.

Und das Licht und die Gewißheit, welche seine Seele beleuchtet hatten, welche durch seine eigene innere Erfahrung darin aufgegangen waren, sprachen also:

„Es findet sich bei allen Menschen ein inneres Licht, das die Offenbarung Gottes im Menschen ist, eine innere Stimme, welche von der Wahrheit zeugt und Gottes Stimme ist und sie in alle Wahrheit leitet. Um Wahrheit zu finden, braucht sich der Mensch blos aufmerksam zu diesem innern Lichte zu wenden, auf diese innere Stimme zu hören."

„Das innere Licht!" Die innere Stimme gebot ihm hinauszugehen und diese Botschaft dem Menschengeschlecht zu verkünden. Sie gebot ihm auch in die Kirche zu gehen und mitten unter dem Gottesdienst den Priestern entgegenzurufen: „Die Schrift ist nicht die Richtschnur, sondern der Geist, welcher in der Schrift ist." Sie gebot ihm gegen die „heuchlerischen Diener der Religion" als gegen Wölfe in Schafskleidern aufzutreten.

Ich will Dir nicht von den Verfolgungen gegen den Mann erzählen, der sich wider alten Glauben und alte Sitten auflehnte, von den Steinen, die nach dem Mann geschleudert wurden, der mit des Geistes Kraft die Steinmauer der Kirche erbeben machte, obschon nichts interessanter wäre, als diesem göttlich Besessenen zu folgen, ihn aus Mißhandlungen, Gefangenschaft, Todesgefahr immer mit dem gleichen Muth, immer noch stärker, bestimmter und mit brennenderem Eifer hervorgehen zu sehen, die Schaar seiner Anhänger zunehmen zu sehen, trunken von den Fluthen des innern Lichtes, während ein Theil der Diener der Staatskirche sich fürchtet und bebt, wenn es heißt: „Der Mann in

den Lederhosen ist gekommen!" Und nichts ist von höherem Interesse als diese ungelehrten Anhänger der Offenbarung des inneren Lichtes, der innern Stimme in Kraft „dieser göttlichen Saat, die in jeder menschlichen Seele lebt" auftreten und die Orakel des innern Lebens aussprechen zu sehen. Taglöhner und Dienstmädchen werden Prediger und senden Stimmen aus in alle Welt, den Pabst und den Sultan, Puritaner und Kavaliere, Neger und Hindus auffordernd, dem höchsten Urtheil der innern Stimme zu lauschen.

Das Licht, welches die Höchsten unter den Heiden, ein Sokrates und Seneka, als der äußerste Grund der moralischen Selbstbestimmung, als der klarste Lebensbrunnen des Heidenthums beleuchtet hatte, war durch den Schäfer George Fox zum Durchbruch bei dem Volk gekommen und dessen Eigenthum geworden. Auch der Geringste wurde seiner theilhaftig, denn die Lehre sagte: setze dich nieder, wer du sein magst, setze dich nieder an deinem eigenen Herd und lies die göttliche Inschrift in deinem Herzen. „Einige suchen die Wahrheit in Büchern, andere bei gelehrten Männern. Aber was sie suchen ist in ihnen selbst. Denn der Mensch ist ein Abriß der ganzen Welt, und um ihn zu verstehen, brauchen wir blos uns selbst recht zu lesen."

Das Hervorbrechen dieser Lehre zu einer Zeit, wo die alte Gewalt wankte und alte Orakel blos unklare Antworten gaben, erklärt den bis an hochmüthige Trunkenheit grenzenden Enthusiasmus, womit mehrere Anhänger von Georg Fox seine Lehre auszubreiten suchten. Sie betrachteten sich als Stifter einer Weltreligion und gingen aus, die „Unfehlbarkeit des innern Lichtes zu predigen", in Rom und Jerusalem, in Amerika und Egypten, in China und Japan.

Von seinem innern Licht geleitet, ging Fox zu immer weitern Bestimmungen. Die innere Stimme, die ihm geboten hatte den Geist über die Schrift zu setzen,

gebot ihm zu allen Menschen Du zu sagen, gebot ihm vor keinem Menschen den Hut abzunehmen, gebot ihm jeden Eid zu verweigern, und gebot ihm keine äußere Regierungsform gut zu heißen, die nicht von der innern Stimme geboten wurde. Dagegen gebot sie ihm alle Menschen mit den Armen der Bruderliebe zu empfangen und selbst die Thiere gütig zu behandeln. Er reiste in die neue Welt und sagte zu dem Indianer: Du bist mein Bruder. Ueberall goß er mit seiner Lehre die innere Schönheit seiner eigenen Seele und ihre Liebe für das ewig Gute und Wahre aus, und überall fand er zahlreiche Begleiter auf einem Weg, welcher so klar und so leicht schien. Denn Georg Fox lehrte, daß die Menschenseele von Natur gut und ein reines Kind Gottes sei.

William Penn, ein junger Mann von ausgezeichneten Gaben, schönem Aeußern und reicher Familie, wurde einer der eifrigsten Schüler Foxens. Auch er mußte für seine Lehre Verfolgung und Gefangenschaft leiden und wurde dadurch gestärkt ihr kräftigster Apostel zu werden.

Die Waffen der Verfolgung und des Spottes waren lange Zeit gegen die zunehmende Quäckerschaar gerichtet worden, und auch bessere Beweismittel wurden ihnen entgegengesetzt. Man warf ihnen die Selbsttäuschung der Eigenliebe vor, und sagte: „Wie kann ich wissen, ob ich nicht die Eingebungen meines selbstsüchtigen Geistes für Eingebungen vom Geist Gottes nehme?“

Penn antwortete: „Durch denselben Geist. Der Geist zeugt mit unserem Geist.“

„Die Bibel war die Regel und Richtschnur der Protestanten. Hatten die Quäcker einen besseren Führer?“

Der Quäcker antwortete, daß die Wahrheit eine einige sei. Gottes Wort in der Offenbarung kann nicht im Widerspruch stehen mit Gottes Stimme im

Gewissen. Aber der Geist ist der Richter. Und der Geist wohnt in des Menschen Geist. Der Buchstabe ist nicht der Geist. Die Bibel ist nicht die Religion, sondern die Geschichte der Religion. Die Schrift ist eine „Darstellung der Quellen, aber nicht die Quelle selbst." Gottes Licht in unserem Geist zeugt von Gottes Wahrheit in der Schrift und im Christenthum.

Der christliche Quäcker berief sich auf seine Gemeinschaft mit allen Kindern des Lichtes in allen Zeitaltern und nahm die Offenbarung des christlichen Lichtes blos an, weil sie durch das innere Licht in seiner Seele bekräftigt wurde. Sein Glaube gründete sich auf das Zeugniß des universalen Gewissens. Dieses half ihm in allen Streitfragen. Wenn man ihm die Lehre von der Prädestination, die Frage über Freiheit und Nothwendigkeit vorhielt, so legte der Quäcker die Hand auf seine Brust. Die innere Stimme darin zeugte von der Freiheit und Verantwortlichkeit des Willens. Er sagte ferner:

„Alle Menschen sind gleich, weil das innere Licht in Allen leuchtet, und alle Regierung ist verwerflich, wenn sie sich nicht auf die Gesetze der universalen Vernunft gründet. Es gibt keinen Unterschied zwischen Priestern und Laien, zwischen Mann und Weib. Das innere Licht beleuchtet Alle und kennt keinen Unterschied von Klassen oder Geschlechtern."

Aber ich darf mit meinen Auszügen aus der Lehre der Quäcker nicht zu weit gehen; ich muß zur Entstehung des Quäckerstaats übergehen. Je mehr die Secte in ihrer Protestation gegen Kirche und Staat zunahm, um so stärker wurde die Verfolgung und der Haß gegen sie, und Tausende von ihren Bekennern starben in den Gefängnissen vor Kälte und Mißhandlung.

Unter diesen Umständen warf das bedrückte Volk seine Blicke auf die neue Welt, um allda eine Freistätte zu suchen. Fox war zurückgekehrt von seiner

Missionsreise durch die östlichen Staaten Nordamerika's von Rhode-Island bis nach Carolina, wo er den Samen seiner Lehre in Tausende von offenen Seelen ausgestreut hatte. Mehrere Quäckerfamilien in England vereinigten sich, um sich und ihren Freunden ein Asyl auf der andern Seite des Oceans zu bereiten, in dem Land, das Georg Fox eine Heimath gegeben hatte; sie kauften Land an den Ufern des Delaware und reisten mit einer großen Schaar von Glaubensverwandten fort, um allda einen Staat zu gründen, dessen einziges Gesetz und einzige Regel das innerste Gesetz des Herzens, beleuchtet von dem innern Licht, sein sollte. An sie schloß sich bald William Penn, und übernahm die Leitung der Colonie als ihr natürliches Oberhaupt und ihr Regent.

In ihrer bürgerlich politischen Organisation schloß sich die Gesellschaft der Freunde an die der puritanischen Colonie, mit dem Bemerken, die Concessionen derselben seien von der Art, daß die Freunde sie billigen können; „denn," sagten sie, „auch wir wollen die Macht in das Volk legen."

Aber die Quäcker gingen in ihrer Auffassung und Anwendung dieses Princips weiter als die Pilger.

Die Puritaner hatten in religiöser Beziehung die Schrift zu ihrer Richtschnur genommen. Die Freunde machten den Geist zum Richter über das, was man an der Schrift glauben und befolgen müsse. Die Puritaner hatten der Gemeinde das Recht verliehen, selbst aus ihrem eigenen Schoos die Priester zu wählen; die Freunde wollten überhaupt keine Priester haben. Jeder Mensch (Mann oder Weib) war Priester und hatte das Recht Andern zu predigen, wenn der Geist ihn anregte und die innere Stimme ihn ermahnte eine Wahrheit auszusprechen. Denn das innere Licht war beständig bei Allen.

Die Puritaner hatten jedem Manne in der Gesellschaft Stimmrecht verliehen und ließen Gesetze und Urtheile von der Stimmenmehrheit abhängen. Die Freunde, welche an die Macht des inneren Lichtes und an sein schließlich harmonirendes Zeugniß bei allen Menschen glaubten, ließen in ihren Rathsversammlungen die Fragen immer wieder von Neuem zur Verhandlung kommen, bis eine freiwillige Uebereinkunft sich ergab.

Die Puritaner hatten ihre Kirchen ohne alle Zierrathen und Bilder gebaut.

Die Freunde bauten keine Kirchen. Sie trafen sich in Sälen oder Häusern, welche Versammlungslokale genannt wurden. Sie saßen da still den Offenbarungen der innern Stimme lauschend, beisammen und sprachen blos, wenn diese sie ermahnte etwas zu sagen.

Die Puritaner betrachteten das Weib als die Hälfte des Mannes und als seine Gefährtin im Hause, sowie auf dem Weg des Privatlebens.

Die Freunde betrachteten das Weib als die Gehülfin des Mannes im Allgemeinen, wie auch in den Angelegenheiten des Privatlebens, und sie erkannten ihr das Recht zu, sowohl in Staats- als in Kirchensachen zu sprechen. Die Rathsversammlungen der Weiber galten bei der Entscheidung der Fragen soviel wie die der Männer, und den Eingebungen des Weibes lauschte man mit Ehrfurcht, wenn sie auf den Ruf des Geistes in den Versammlungssälen der Freunde auftrat.

Die Puritaner hatten den Trauungsact vereinfacht. Die Freunde verwarfen alle Trauung, bei welcher eine äußere Macht mitwirkte. Wenn Mann und Weib vor der Gemeinde erklärten, daß sie als Ehegatten zusammenleben wollten, so genügte dieß, um eine Ehe zu stiften. Die innere Stimme genügte, um den Bund

zu heiligen und ihn stark zu machen, das innere Licht allein konnte den Weg dazu zeigen und das Herz rein machen.

So rein, so hoch waren die Grundsätze bei diesem Völkchen, das nach der neuen Welt hinüberfuhr, um allda, wie William Penn sich ausdrückte, „das heilige Experiment" zu unternehmen, eine Staatsgesellschaft zu stiften, die gänzlich auf das Innigste und Geistigste im Menschenleben gegründet wäre. So begann die Kolonie, die sich unter William Penn's Leitung zum blühendsten Wohlstand emporschwaug und den Namen Pennsylvanien annahm. Penn wollte in ihr eine „freie Kolonie für das ganze Menschengeschlecht" gründen.

Der Ruf von dem „heiligen Experiment" erscholl weit und breit. Söhne des Waldes, Häuptlinge der Indianerstämme kamen, um mit dem „Quäcker-König" zu unterhandeln. Penn trat unter freiem Himmel in der Tiefe des durch Novemberfröste entlaubten Waldes mit ihnen zusammen und brachte ihnen dieselbe Botschaft vom Adel des Menschen, sowie von der Wahrheit und Einheit des inneren Lichtes bei allen Menschen, welche Fox bereits Cromwell und Marie Fisher dem Beherrscher der Muselmänner überbracht hatte. Engländer und Indianer sollten dasselbe moralische Gesetz verehren, und jeden Streit untereinander durch ein Friedensgericht ausmachen, zu welchem die beiden Nationen die gleiche Anzahl Mitglieder stellten.

„Wir begegnen uns," sagte Penn, „auf der breiten Heerstraße des guten Glaubens und guten Willens; Keiner soll den Andern zu übervortheilen suchen, sondern Alles soll in Ehrlichkeit und Liebe abgemacht werden. Wir sind Alle Ein Fleisch und Blut."

Die Indianer wurden durch diese edeln Worte gerührt. „Wir wollen" sagten sie, „mit William Penn und seinen Kindern in Liebe leben, so lange Sonne und Mond sein werden."

Und die Sonne, der Wald und der Strom bezeugten den Bund des Friedens und der Freundschaft, der auf solche Art am Strand des Delaware geschlossen wurde; „den ersten Bund," fügt ein Geschichtschreiber hinzu, „der durch keinen Eidschwur bekräftigt und niemals gebrochen wurde."

Die Quäcker sagten: „Wir thun ein besseres Werk, als wenn wir mit den stolzen spanischen Helden die Gruben von Potosi gewonnen hätten. Wir lehren die armen verfinsterten Seelen um uns her ihre „Menschenrechte."

Auf einem zwischen den Flüssen Schuykill und Delaware gelegenen, den Schweden abgekauften, mit „krystallklaren Quellen und gesunder Luft gesegneten" Stück Land legte Penn die Stadt Philadelphia an, „ein Asyl für die Verfolgten, eine Wohnung der Freiheit, eine Heimath für die ganze Menschheit". „Hier," sagten die Freunde, „wollen wir Gott nach seinem reinen Gesetz und Licht verehren; hier wollen wir ein unschuldvolles Leben auf einer jungfräulichen elysäischen Erde führen." Die Quäcker schlossen einen festen Bund mit der schwedischen Kolonie und Schweden hatten Sitz und Stimme in W. Penn's Rathsversammlung.

Philadelphia sollte später der Geburtsort der Selbstständigkeit Amerika's und desjenigen Actes werden, welcher dieselbe vor der ganzen Welt erklärte und all die verschiedenen Staaten der Union im Namen der höheren Menschlichkeit vereinigte; daran dachten die Freunde damals nicht.

Dieß, mein Herzchen, habe ich theils aus Büchern, theils aus mir selbst, oder aus meinen eigenen Beobachtungen und Gedanken für Dich aufgezeichnet. Denn diese Episode in der Geschichte der Menschheit spricht mich in hohem Grade an und ich sehe die Spuren ihres Lebens noch ganz frisch um mich her.

Betrachte ich das Quäckerwesen an und für sich, so ist es mir klar, daß es dieselbe Lehre ist, für welche Socrates starb, Luther lebte und der große Gustav Adolph kämpfte, siegte und den Heldentod starb, — das Recht der Gedankenfreiheit im Glauben an Gottes Licht und Stimme in der Menschenseele. Daß dieses Princip in Georg Fox aus dem Volksherzen selbst auftaucht und sich zum Princip für das Volk, die Kirche und den Staat macht, das ist das Eigenthümliche an der Quäckerei und der volle Durchbruch des Princips im Staatsleben. Neu ist es nicht und auch nicht ausreichend in der Einseitigkeit, womit die Quäcker es auffaßten.

Wie? wenn das innere Licht einen finstern Willen in der Menschenseele beleuchtet? wenn die innere Stimme auf den Widerstand eines gemeinen oder bösen Triebes im Herzen stößt? Die Quäcker haben die alte Sage, daß sich in jedem Menschenherzen ein Tropfen schwarzen Blutes vorfinde, vergessen oder nicht beherzigt. Und um das Herz rein zu machen, dazu hilft das Licht oder die mahnende Stimme nicht, sondern nur ein anderer Tropfen Bluts von göttlicher Kraft und Reinheit. Die Quäcker können in den Mysterien des Quäckerlebens Beweise genug für das Dasein des schwarzen Tropfens selbst bei den Kindern des inneren Lichtes finden, vielleicht keine blutigen Beweise, keine brennenden Scheiterhaufen; aber düstere Geschichten von zähen, trüben, lichtscheuen, bittern Fehden unter „Freunden", von heimlicher Bedrückung, von heimlichen langen Quälereien, unversöhnlichem Groll und

all diesen grauen Teufeln, die mich überall, wo ich sie das Gesellschaftsleben verbittern sehe, an die alte nordische Hölle mit ihren zähen giftigen Strömen, ihren beinlosen Kobolden, ihren regenvollen Wolken, ihren giftträufelnden Schlangen u. s. w. erinnern. Aber die Quäckerei sah bei ihrer Entstehung dieses nicht und vielleicht hatte sie es nicht. Der Enthusiasmus für eine schöne Idee verwandelt die Seele in einen Frühlingsmorgen mit klarem Himmel und reinster Luft voll von Vogelgesang und Blumendüften. Die Wolken kommen später an den Tag. Die Quäckerei in ihrer ersten Morgenfrische war selbst eine reine ungetrübte Fluth aus reinen Quellen und taufte die Welt neu mit den reinigenden Wassern der Wahrheit zum Glauben an die Stimme und Macht der Wahrheit. Dieß war, dieß ist ihr gutes Werk in der Menschheit. Und ihr Weckerruf hat Millionen Seelen mit reinigender Kraft durchdrungen. Waldo Emerson ist im Glauben an die Macht des inneren Lichtes und der Wahrheit ein Quäcker.

Daß die Quäcker glaubten, der Mensch habe in seinem eigenen inneren Lichte an seiner eigenen Kraft genug, um die Vollkommenheit zu erreichen, das war ihr Irrthum und ist es noch heute. Darum machen sie zu wenig aus dem Gebet, zu wenig aus dem Nachtmahl, zu wenig aus den Mitteln, welche der allgütige Vater seinen Kindern gegeben hat, um sie mit sich und sich mit ihnen in Verbindung setzen, um ihnen sein Leben mittheilen zu können, Mittel, die man deßhalb mit großem Recht Gnadenmittel genannt hat. Darum fehlt es ihnen auch an der Zuversicht und Freiheit, womit ein Kind Gottes sich im ganzen Kreis seiner Schöpfungen bewegt und Nichts als unrein und schädlich betrachtet, wenn es nur mit reinem und dankbarem Gemüthe genossen wird. Sie sehen mit mißtrauischen Blicken auf alle freie Schönheit und Kunst, und sie

haben eine gewisse Scheu vor offener Freude; ja, sie beargwöhnen selbst die Schönheit der Natur, und es fehlt ihnen an dem universellen Sinn, der den Scandinaviern angehört (obschon er sich zuweilen ein Bischen mit ihnen verläuft), und der Deinen etwas excentrischen Bekannten L—g. zu dem Ausspruch veranlaßte: „Man solle in Gott essen, man solle in Gott spielen und singen, ja man solle in Gott tanzen!!

Aber Friede mit dem Quäckerthum! Es hat seine Sendung vollendet und die Fackel des Lichts eine Zeitlang den Menschen vorgetragen auf ihrem Weg „aus dem Dunkel durch die Schatten zum Licht." Es hat seine Zeit gehabt. Diese ist in Bezug auf die frühere Macht der Secte vorüber. Aber ihr Einfluß lebt in der neuen Welt noch fort und macht sich geltend, besonders als Princip strenger Rechtlichkeit und allgemeiner Menschenliebe, und auch mit diesem dürfte er sich bei den Völkern der neuen Welt noch eine neue Bahn brechen.

Die Lehre des inneren Lichtes stirbt nicht, sondern sie dringt zur Vereinigung mit einem anderen höheren Lichte.

Sie hat besonders in ihrer bürgerlichen Gleichstellung der Männer nnd Weiber einen reichen Samen, der in einem größern Kreise Keime treiben muß. Wie ungefährlich diese Gleichheit ist und wie wenig äußere Veränderungen sie im Staat hervorruft, hat der Quäckerstaat factisch bewiesen. Mann und Weib haben da gleiche Rechte und üben sie auf die gleiche Art aus. Aber sie sind da ihren Naturen gleich geblieben. Das Weib hat sich mehr dem Hauswesen zugethan, der Mann hat sich mehr mit den Angelegenheiten der Gesellschaft beschäftigt. Die Weiber sind gleich weiblich geblieben, aber dabei in Bezug auf Charakter bedeutender geworden. Das Verhältniß zwischen den Geschlechtern zeigt sich in dem Besten was es hatte

unverändert, aber in Bezug auf seine schlimmeren Partieen besser und höher. Das heilige Experiment zeigt sich hierin als vollkommen geglückt und mußte ein noch großartigeres Experiment veranlassen.

Die gegenwärtige jüngere Quäckergeneration schließt sich in Dichtkunst und Musik immer mehr an die Welt an, und beginnt ihrer alten blauen und blaßgelben Tracht durch die eine und andere hellere Farbe einige Heiterkeit zu geben. Die Veränderung in den Gemüthern ist vorbereitet. Die Welt ist durch die Reinheit der Quäcker geläutert worden. Die unschuldige Freude und Schönheit der Welt beginnt sich zu ihnen Bahn zu brechen. Ein junges Mädchen von einer Quäckerfamilie unter meinen hiesigen Bekannten trug hellrothe Bänder und eine schönere Hutform als die bei der Secte gebräuchliche, und ihre Mutter machte ihr Vorwürfe, daß sie mehr daran denke den Menschen zu gefallen als Gott. „Ach Mutter," antwortete sie, „Er hat die Blumen und den Regenbogen gemacht!"

Die Beschränktheit der Quäckersecte ist gebrochen. Und gleichwohl ist sie so eigenthümlich und so schön in ihren einfachen milden äußern Formen, daß ich bange um sie bin und sie um Vieles nicht vermissen möchte. Mir gefällt ihr Du, ihre Versammlungen, ihre Tracht, besonders die Tracht der Weiber in ihrer thauartig keuschen Reinheit und Feinheit. Und unter dieser Tracht wandelt noch manche edle Seele im Schein des inneren Lichtes, verklärt von der christlichen Offenbarung, für sich und Andere daraus Orakel schöpfend, welche das zerstreute Auge und Ohr der Welt nicht wahrnimmt. Und Dichter wie Whittier, Rednerinnen wie Lukretia Mott beweisen, daß der Geist mit seinen reichen Gaben noch immer über der Gemeinde der Freunde ruht.

In neuerer Zeit haben sich die Quäcker in den Vereinigten Staaten in zwei Secten zersplittert und sich

just nicht mit den freundlichsten Gefühlen in verschiedene Gesellschaften abgesondert. Die sogenannten Hicksiten haben sich von den Orthodoxen getrennt. Die Letzteren schließen sich wie früher so ziemlich an das Glaubensbekenntniß der Trinitarier an, die ersteren nähern sich mehr dem unitarischen.

Den 27. Juli.

Gestern wohnte ich einem Meeting der orthodoxen Quäcker an. In einem großen hellen Saal ohne Verzierungen waren etwa 200 Personen versammelt, die Männer auf der einen, die Frauenzimmer auf der andern Seite, und unter diesen eine Menge Kinder; da saß jetzt Alles auf Bänken und sah schweigend gerade vor sich hin; ich dagegen sah mich in aller Stille genau ringsum. Es war ein sehr heißer Tag und die Schweigsamkeit und Unbeweglichkeit in der Versammlung war mir drückend, und ich dachte beständig: „Wird nicht der Geist irgend Jemand in der Versammlung rühren?“ Aber nein, der Geist rührte Niemand. Ein alter Herr hustete und ich nießte, und das Laub auf den Bäumen bewegte sich matt vor den Fenstern. Dieß war die einzige Bewegung, die ich vernahm. Die Weiber, als sie so dasaßen mit ihren grauen Hüten, sämmtlich von Einer Farbe und Form, umgekehrten Nachen mit flachen Böden gleich, gefielen mir weniger als gewöhnlich. Aber in manchem Gesicht bemerkte ich dennoch Augen und einen Ausdruck, der sichtlich vom tiefen Eindringen des Geistes zeugte, obschon ich in dieser Tiefe Licht vermißte. Und die Kinder, die armen kleinen Kinder, die gezwungen waren, still und wach dazusitzen, ohne Beschäftigung und ohne Gegenstand für ihre kindliche Aufmerksamkeit, was konnten sie anders denken als: „Ach, wie ist das so langweilig! möchte es

doch bald aufhören!" So dachte auch ich, die ich mich nicht gut in einen Gegenstand hineindenken oder vertiefen kann, außer wenn ich gehe. So saßen wir gewiß eine Stunde lang still in der Hitze da, bis endlich auf der Emporkirche zwei der Aeltesten sich erhoben und einander die Hand reichten, was das Signal zum allgemeinen Aufbruch war. Und ich war glücklich, ins Freie hinaus zu kommen. Am Sonntag werde ich die Versammlung der trinitarischen Quäcker besuchen. Will sehen, ob der Geist da lebendiger ist. Hier war er vielleicht tief, aber er blieb in der Tiefe und kam nicht ans Tageslicht hervor. Als Disciplin können diese stillen Versammlungen jedenfalls vortrefflich sein. Der undisciplinirten Versammlungen, wo ohne bestimmtes Ziel und Resultat hin und her geschwatzt wird, gibt es genug in der Welt.

Sonntag, den 30. Juli.

Ja, richtig, der Geist war lebendig in der Versammlung der trinitarischen Quäcker. Er rührte zuerst einen Mann, dann ein Weib, und ich hörte den Geist aus dem eigentlichen Mittelpunkt des Quäckerbekenntnisses sprechen. Der Mann, dessen Namen mir jetzt entfallen ist, ein älterer Herr von lebensvollem und ernstem Aussehen, ermahnte festzuhalten an der Ehrlichkeit und Reinheit des Willens und der Ueberzeugung. Von ihrem reinen Licht gehe Licht aus über das ganze Leben und seine Handlungen. Die Rede war gut, lebhaft, klar und wahr. Aber ich dachte an die Worte: „Der Mensch wird wiedergeboren durch Wasser und Geist." Hier war das Wasser aber weiter Nichts. Es war die menschliche Reinigung. Vom Geist des Himmels, von dem inspirirenden Leben der Liebe war nicht die Rede. Nachdem der Redner sich gesetzt und Alle schweigend eine Weile dagesessen hatten, erhob sich

in ihrer Bank eine kleine hübsche Frau mit reinen Zügen und klaren schönen Augen. Es war Lucretia Mott. Mit nicht starker, aber sehr klarer Stimme, mit einer Deutlichkeit der Aussprache, die kein Wort verloren gehen ließ, sprach sie gewiß eine Stunde lang ohne Unterbrechung, ohne Wiederholung, ohne daß ich einen andern Wunsch hegte, als daß sie fortfahren möchte. So klar und kräftig war ihre Darstellung des quäkerischen Nichtconformitätsprincips, so logisch und vortrefflich die Anwendung desselben auf die Fragen des practischen Lebens in gegenwärtiger Zeit: Streitfragen, welche nach der Rednerin den Frieden, die Sklaverei und die bürgerlichen Rechte des Weibes betrafen. Mit dem größten Vergnügen hörte ich diesen trefflichen Vortrag, der von dem inneren Leben der Rednerin, von einem frischen, obschon gebundenen Feuer durchgeistet war. Da war Talent, Kraft, Klarheit, Licht. Gleichwohl fehlte die Wärme der Inspiration und die Kraft des ewigen Lebens. Das Licht war ein Winterlicht. Ich bin inzwischen froh, daß ich eine in ihrer Art vollkommene Rednerin gehört habe. Der Saal war ganz voll und man hörte sie mit sichtlicher Bewunderung an. Ich habe von ein paar jungen Frauenzimmern erzählen gehört, die in diesen Versammlungen zuweilen sprechen sollen. Aber ich bekam sie nicht zu hören. Diese Versammlung schloß wie die erste damit, daß zwei Aelteste aufstanden und einander die Hände reichten.

Montag.

Heute habe ich zum erstenmal vollständig die amerikanische Unabhängigkeitserklärung gelesen, von welcher die Welt so viel gehört hat, und ich und Du ebenfalls. Und ich las sie in demselben Saale, wo sie unterzeichnet wurde, und Du mußt sie hören, d. h. ihren ersten Grundsatz, denn auf diesem beruhen die Freiheiten und Menschenrechte in der neuen Welt.

Er sagt: „Wenn es im Verlauf menschlicher Ereignisse für ein Volk nothwendig wird, die politischen Bande aufzulösen, die es mit einem andern vereinigt hatten, und unter den Mächten der Erde den besonderen unabhängigen Standpunkt einzunehmen, zu welchem die Natur und die Gesetze des Herrn der Natur es berechtigen, so erfordert eine geziemende Achtung vor dem Urtheil des Menschengeschlechtes, daß es die Ursachen erklärt, die es zu dieser Handlung veranlassen."

„Wir betrachten folgende Wahrheiten als selbstverständlich: daß alle Menschen gleich geschaffen sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß unter diese Leben, Freiheit und Streben nach Glück gehören; daß, um diese Rechte sicher zu stellen, unter den Menschen Regierungen festgestellt sind, die ihre rechtmäßige Gewalt aus der Einwilligung der Regierten schöpfen, und wenn irgend eine Regierungsform für diese Zwecke störend wird, so ist das Volk berechtigt, sie abzuschütteln und eine neue Regierung einzusetzen, deren Gewalt es in derjenigen Form begründet und organisirt, die ihm die dienlichste scheint, um seine Sicherheit und Wohlfarth zu fördern."

Hierauf werden in verschiedenen Punkten alle Beschwerden aufgezählt, welche die amerikanischen Colonien gegen die englische Regierung haben und wodurch sie sich veranlaßt sehen, ihre Regierung in die eigenen Hände zu nehmen. Die Colonien, die sich auf solche Art zu einem Staatenbund vereinigten, waren dreizehn an der Zahl. Jefferson war (wie ich gehört habe, mit Hülfe von Thomas Payne) der Verfasser der Schrift, und man merkt ihr auch den Naturverehrer an, aber in dem Werk des Naturverehrers merkt man auch die Leitung einer höheren Vorsehung. Am 4. Juli 1776 wurde die Erklärung im amerikanischen Congreß

zur Abstimmung gebracht und angenommen. Sie entstand in der Morgenstunde einer neuen Zeit; in einer Zeit großer Gedanken und großer Kämpfe wurde sie der Welt verkündet. Mitten im brennenden Krieg mit England und als man über den Ausgang desselben noch nicht gewiß sein konnte, wurde sie verfaßt und unterzeichnet. Am Tag vor einer entscheidenden Schlacht wurde sie der republikanischen Armee vorgelesen. So wollte es ihr großer Anführer, General Washington.

In dem Saal, wo sie von den Häuptern der Revolution unterzeichnet wurde, hat man Alles so gelassen, wie es an jenem Tage war, und der grüne Tisch steht noch da, um welchen die Mitglieder der Regierung saßen und auf welchem die Erklärung der Freiheit unterzeichnet wurde.

Man hat mir von einem lustigen Ausdruck erzählt, den Franklin bei dieser Gelegenheit gebrauchte. Als das Document unterzeichnet werden sollte, schienen einige der Anwesenden unschlüssig zu sein und sich zurückziehen zu wollen. Da sagte eine Stimme: „Meine Herrn, laßt uns jetzt alle zusammenhängen." „Ja," versetzte Franklin in seiner stillen Weise, „sonst werden wir alle vereinzelt hängen!" Man lachte und unterzeichnete schnell.

Diese prächtige Erklärung der unveräußerlichen menschlichen Freiheit und Rechte widerstreitet noch vielen Dingen hier zu Lande — wie lange?

Jetzt muß ich Dir etwas von meinen hiesigen Bekannten und Freunden erzählen. Zuerst von meinen Wirthsleuten, in deren guter Wohnung ich wie ein Mitglied der Familie lebe. Professor Hart und seine Frau sind stille, blasse und gottesfürchtige Menschen, sehr freundlich und für mich im Umgang höchst ansprechend. Sie beide und ihr zehnjähriger artiger Junge Morgan machen die ganze Haushaltung aus. Hart ist ein interessanter und liebenswürdiger Mann. Ein mil-

deres und sanfteres Wesen, verbunden mit großer Arbeitskraft und energischem Willen, wäre schwer zu finden. Dazu kommt ein feiner Humor und ein milder, aber eigenthümlich durchdringender Blick. Er besitzt ein ungewöhnliches Organisationstalent in Allem, was er unternimmt, und ist ausgezeichnet als Lehrer und Vorstand einer höheren Schule in Philadelphia, die 500 Jungen zählt. Er ist auch Redacteur eines sehr gelesenen literarischen Magazins (Sartaines Magazine), und findet noch zu manchen andern Dingen Zeit, weil er jede Stunde genau in Acht nimmt und Alles zu der Stunde thut, wo es gethan werden soll. Darum bringt er vieles zu Stande und scheint niemals in Eile oder sehr geschäftig zu sein. Morgens geht er gewöhnlich auf den Markt und kauft das Nöthige für die Haushaltung; eine hübsche Magd begleitet ihn um seine Aufkäufe heimzutragen. Neulich ging ich einmal mit ihm um den durch seinen Reichthum berühmten Markt von Philadelphia zu sehen. Und während wir durch das Volksgewimmel in dem bedeckten Gange wandelten, wo die Buden mit allen Bedürfnissen und Leckerbissen des Tisches sich befinden (die Fleischbuden, die Fischbuden, die Gemüsebuden, die Obstbuden nehmen jede ihre besondere Abtheilung in dem langen Brettergange ein, der in einer breiten Straße steht), sah ich meinen Begleiter von Zeit zu Zeit etwas auf ein Papierchen zeichnen, das er in der Hand hielt. Ich dachte, er schreibe die Preise der Waaren auf, die er eingekauft habe, und so war es auch. Aber dabei war auch eine Note für mich, die meine Pläne und Unternehmungen für den Tag enthielt, was ich sehen und besuchen sollte, sowie noch viele andere Dinge, worüber er mir gewöhnlich jeden Morgen eine Uebersicht gibt. Heute sagte er zu einer Fleischhändlerin: „Heute, meine gute Frau, erbitte ich mir von Ihnen ein Paar recht fette Hühner, denn ich will dieses kleine Frauenzimmer da

(a little woman here) tractiren.“ Und die freundliche Frau nickte, ſuchte ein Paar prächtige Hühner aus und verehrte mir einen großen Blumenſtrauß. Ich mußte den Markt wegen ſeines Reichthums bewundern. Trotz der Menge der Eßwaaren und der Hitze verſpürte man durchaus Nichts von einer böſen Luft. Um halb 9 Uhr frühſtücken wir in aller Ruhe und Gemüthlichkeit mit einander, und um 9 geht Hart zu ſeinen 500 Jungen, denen er mit großer Liebe zugethan ſcheint. Abends nach 10 beſchäftigt er ſich mit der Redaction und Correctur von Artikeln für das Magazin und arbeitet bis um Mitternacht. Zeit für ſeine Familie und jetzt für mich und das Geſellſchaftsleben findet er gleichwohl. Ich bewundere wirklich die ſtille Arbeitskraft und die Kunſt für Alles Zeit zu finden, die dieſer Mann beſitzt.

Zu meinen angenehmſten Bekanntſchaften hier gehört die Familie des däniſchen Geſchäftsträgers Bille. Die Töchter des Hauſes ſind außerordentlich anmuthige, ſeelenvolle, lebhafte junge Mädchen. Es macht mir ſo viel Vergnügen mit ihnen die Sprache meiner Heimath reden und von Dänemark und guten Freunden allda plaudern zu können. Oehlenſchlägers Tod war für mich eine überraſchende Nachricht. Er ſah ſo geſund und lebenskräftig aus, als ich vor einem Jahr auf ſeinem Landſitz bei ihm war, und er war damals liebenswürdiger als je gegen mich, brachte auch einen Toaſt auf das Glück meiner Reiſe in die neue Welt, wozu ich mich kaum erſt entſchloſſen hatte, aus. Eines der Fräulein Bille las das Stück vor, das er ſich als Todesvorbereitung hatte vorleſen laſſen, nämlich einen von Oehlenſchläger ſelbſt geſchriebenen Monolog von Socrates in der Todesſtunde. Er war in reinem ſtoiſchem Geiſt abgefaßt. Aber wie wunderlich ſich in ſolcher Stunde ſeine eigenen Verſe vorleſen zu laſſen! Beſſer dachte unſer Erzbiſchof Wallin, der, als man an ſeinem Todtenbett einen ſeiner eigenen ſchönen Pſalmen vorzu-

lesen anfing, den Leser unterbrach mit den Worten: „Ach nein, nein, das jetzt nicht!“ Und er fand erst dann Ruhe, als man ihm aus dem Evangelium Johannis vorlas. Aber ich wollte von meinen Bekannten hier sprechen.

Zu meinen guten Freunden zähle ich auch ein Quäckerpaar, aber von der etwas verweltlichten Quäckersorte, Mr. und Mrs. Elisa Townsend, angenehme und vermögliche Leute, die mir viel Güte erzeugen und mich in ihrem Wagen oft außer und innerhalb der Stadt spazieren führen. Mr. Townsends elterliches Haus, eine strenge Quäckerfamilie, interessirt mich besonders durch ein junges Mädchen, das mir vorher ein recht liebenswürdiges Briefchen geschrieben. Ich wußte, daß sie in Folge einer Rückenmarkskrankheit sehr schwach und seit mehreren Jahren bettlägerig war. Als ich in ihr Zimmer geführt wurde, sah ich auf einem Bett in weißem Kleid mit breiten plastischen Falten ein Wesen liegen — ich sage Dir, ich habe nie etwas so engelähnliches gesehen. Aus dem schönen engelreinen Gesicht strahlte ein großes Augenpaar mit wahrhaft überirdischer Klarheit. Sie machte keine Bewegung, um den Kopf zu erheben, als ich mich über sie hinbeugte, aber sie schlang still ihre Arme um meinen Hals. Das Gesicht des einnehmenden Mädchens — sie heißt Marie — trug keine Spur der Kränklichkeit und Nervenschwäche, deren Raub sie ist, und die sie mit wahrer Lammsgeduld erträgt. Auch wird ihr geistiges Leben dadurch nicht gehemmt. Gott hat ihrem Geist Schwingen gegeben, und das körperlich gebundene Mädchen hat von ihrem Krankenbett aus sinnreiche Lehren in die Welt hinausgesandt, wozu sie durch ihre Beobachtungen des Sinnreichen im Leben der Naturwelt befähigt wurde.

Ihr Büchlein für die Kinder und Jugend „Leben in der Insektenwelt“ ist mir ein willkommenes Geschenk,

auch darum, weil es mir ein junges Mädchen zeigt, welches sich demjenigen Zweig der Naturwissenschaften widmet, wozu ich oft, aber meines Wissens ohne Erfolg, junge Frauenzimmer aufgefordert habe, nämlich dem Biographischen in Bezug auf Thiere und Pflanzen. Der Detailsinn, der Blick für die kleine Welt, welcher den Frauenzimmern eigen ist, nebst dem poetischen Sinn, der an das Geistige, das Universelle anknüpft und in Allem ein Symbol, eine gedankenreiche Bedeutung entdecken kann, sind Naturgaben, die eigentlich diesem Theil der Wissenschaft gewidmet zu sein scheinen und ihn bereichern müssen, während ihre Anwendung die forschende Seele in ihrem täglichen Leben reicher macht. Marie Townsend hat ihren Gegenstand in dieser poetischen und biographischen Richtung behandelt und in ihrer Arbeit die Geschichte der Metamorphosen der Insekten gegeben. Das Büchlein ist mit Kupferstichen geschmückt, worin man verschiedene Insektenarten in verschiedenen Stadien ihres Lebens sieht, besonders in demjenigen, wo sie ihre Puppen sprengen und ihre Schwingen in dem freien Raum entwickeln.

Kein Wunder, wenn dieser schöne Menschengeist, der hart in seine irdische Puppe gefesselt ist, für diesen Augenblick der Verwandlung eine ausnehmende Vorliebe empfunden hat. Marie Townsend und eine jüngere Schwester, die ebenfalls wohlbegabt, aber auch kränklich (doch nicht wie Marie) und durch die innigste Liebe mit ihr vereinigt ist, beschäftigen sich jetzt mit Abfassung einer Reimchronik von Englands Geschichte als Gedächtnißaufgabe für Kinder. Und so umschließt dieses gemüthliche Quäckerhaus ein reiches poetisches Leben und in diesem ein Wesen, das beinahe bereits ein Engel ist und nur noch auf seine Verwandlung wartet, um es vollständig zu werden.

Die Eltern sind ein klassisches altes Quäckerpaar. Der Greis läßt sein vornehmstes Geschäft und seine

größte Freude darin bestehen, daß er seine Töchter pflegt.

Bei Lucretia Mott bin ich zu einem Mittagsmahle gewesen, wobei sie alle ihre Kinder und Kindeskinder, eine schöne blühende Schaar, um sich versammelt hatte. Sie interessirt mich ohne mich anzuziehen. Ihr Mann Mr. Mott ist ein kräftiger alter Herr, der seinen Platz wohl zu vertheidigen scheint, aber vor dem Publikum durch die Glorie seiner Frau verdunkelt wird. Man behauptet, er sei damit wohl zufrieden. Und dieß gereicht ihm zur Ehre.

Neulich wurde bei einer öffentlichen Vorlesung, die ein ausgezeichneter Literat Mr. Dana über Shakesspeare hielt, Desdemona als Ideal der Weiblichkeit für alle Zeiten, das kein höheres über sich habe, dargestellt. Nach der Vorlesung erhob sich Lucretia Mott und sagte: „Freund Dana! ich halte dafür, daß Du in Deiner Darstellung dessen, was das Weib sein soll, Unrecht hast, und ich will es zu beweisen suchen.“ Sie ersuchte also die Versammlung an einem gewissen Tag in diesem Zimmer zusammenzukommen. Die Versammlung ermangelte nicht, sich einzustellen, und Lucretia hielt einen trefflichen Vortrag, durchdrungen von der Liebe zur Wahrheit und Ehrlichkeit, welche der Liebesgrund der Quäckersecte ist. Lucretia ist eine prächtige Frau und Rednerin, und würde noch prächtiger sein, wenn sie auch ein wenig auf die Reden und Gedanken Anderer hörte, besonders in der Sklavenfrage; aber das thut sie nicht.

Unter den Personen, die mir hier ihre Wohnung angeboten haben, befindet sich die Frau des brittischen Consuls, Mrs. S. Peter. Ich besuchte sie um ihr zu danken, und fand eine warmherzige lebhafte Dame, die sich mit ganz besonderem Eifer die Entwicklung ihres Geschlechts zu einem unabhängigeren sowohl leiblichen als geistigen Leben angelegen sein läßt. Sie hatte in

ihrem Hause eine Zeichnungsschule für arme junge Mädchen eingerichtet, wo sie zeichnen, Muster anfertigen, Holzschnitte machen und dergl. Dinge lernen, und sie zeigte mir verschiedene schöne Arbeiten dieser Kinder. Andere gute Anstalten für Frauenzimmer hatte sie ebenfalls zu Stande zu bringen gesucht. Aber sie war verdrießlich über die Theilnahmslosigkeit, worauf sie besonders von Seiten der Frauenzimmer stieß. Sie sagte: „Diese Damen wollen ihrem Geschlecht nicht zur Seite stehen.“ Sie meinte, so wie die Welt jetzt stehe, könnte man allen neugebornen Mädchen keinen größeren Dienst erweisen, als wenn man sie ins Wasser werfe. Ich lächelte über diesen sonderbaren Liebesbeweis, konnte aber der warmherzigen Frau nicht so ganz Unrecht geben; nämlich wenn die Welt in diesem Punkte nicht gerechter und aufgeklärter werden sollte als sie es jetzt ist. Aber in Amerika scheint man mir wenig Ursache zu haben, daran zu zweifeln, und folglich ganz und gar keinen Grund, kleine Mädchen zu ertränken.

Ich habe hier blos Abends Besuche angenommen, aber eine ganze Menge Leute gesehen, von denen mich Mehrere interessirten. Gestern schenkten mir einige anmuthsvolle junge Mädchen einen frisch ausgeschlagenen Riesencactus von der Art, wie er blos alle 30 Jahre blüht. Man kann sich keine herrlichere Schöpfung des Sonnenlichtes denken. Die Sonne hat in dieser Blume sich selbst abspiegeln wollen.

Hier erhielt ich Deinen Maibrief, meine Agatha. Schön, daß Ihr endlich ein bischen Frühlingswetter in Stockholm habt und daß ihr beide, Mama und Du, gesund seid. Als Du davon sagtest, ob wir wohl in Marstrand zusammentreffen würden, wandelte mich just eine kleine Versuchung an einzupacken und auf und davon zu gehen. Aber es wäre eine Thorheit von mir, mein liebes Herzchen, jetzt nach halbverrichteter Arbeit,

nachdem ich so viel gewagt, aber auch so viel gelitten, um sie ausführen zu können, nach Haus reisen zu wollen. Ich fühle, daß mein Leben und meine Erfahrungen von so großer Wichtigkeit für mich sind, und ich meine so deutlich die Hand einer leitenden Vorsehung in dieser meiner Reise zu erblicken, daß ich es zu beklagen und zu bereuen hätte, wenn ich sie ohne unbedingte Nothwendigkeit unterbrechen oder abkürzen sollte. Ich muß sehr wünschen, daß ich noch einen Winter auf dieser Seite des Oceans bleiben kann. Im nächsten Juli könnte ich dann nach Hause kommen, und dann wollen wir zusammen fortfahren und die Maistange in Marstrand aufrichten.

Trotz der starken Hitze, die jetzt herrscht, fühle ich mich immer mehr acclimatisirt und kann mich weit besser als bisher über das besinnen und klar machen, was ich hier zu Lande sehe und erfahre.

Du fragst über die Stellung der Frauenzimmer im Schulwesen. Ja, darüber hätte ich Dir viel zu sagen und habe Dir auch schon Einiges gesagt. Denn ihre Stellung hier ist unzweifelhaft eine der schönsten Seiten der neuen Welt. Man sieht immer allgemeiner ein, daß die Frauenzimmer die besten Lehrerinnen der Kindheit und Jugend sind, und sie werden in großen und kleinen Schulen, auch für Knaben bis ins dreizehnte oder vierzehnte Jahr, zuweilen auch noch länger als solche verwendet. Ich habe mit jungen Frauenzimmern gesprochen, welche Lehrerinnen von siebzehn- bis achtzehnjährigen Jünglingen waren, und sie sagten, sie haben von ihnen nie etwas Anderes als Aufmerksamkeit und Achtung erfahren. Es ist wahr, daß diese jungen Mädchen in ihrem ganzen Wesen ausgezeichnet edel und ladygleich sind. Die Lehrerinnen sind bei Weitem nicht so gut belohnt, wie die Lehrer. Aber man sieht die Ungerechtigkeit dieses Verhältnisses ein, da die Gesundheit der Weiber durch diese beharrliche

Arbeit mehr leidet, als die der Männer, so daß sie nicht so lang dabei auszuharren vermögen. Man hofft auch dieser unbilligen Theilung abhelfen zu können, sobald die Frauenzimmer mehr Mittel finden, sich etwas zu verdienen. Und solche Mittel und Wege beginnen sich immer mehr zu eröffnen. Eine ausgezeichnete junge Dame hier in der Stadt hat in dieser Beziehung als Aerztin Bahn für ihr Geschlecht gebrochen, sie hat sich im Kampf mit unendlichen Schwierigkeiten und Vorurtheilen (auch hier in diesem freien Lande!) so entschlossen gezeigt und durch ihr Talent einen so glänzenden Sieg davon getragen, daß man jetzt im Begriff steht, ein medicinisches Collegium für Frauenzimmer zu bilden, wo sie studiren und doctoriren können.

Das freut mich unendlich. Wie nützlich werden nicht diese Aerztinnen für ihr eigenes Geschlecht und für die Pflege der Kinder werden, namentlich bei ihren vielen besondern Krankheiten, für deren Behandlung die Frauenzimmer ein besonderes Talent zu haben scheinen!

Was industrielle Geschäfte betrifft, so glaube ich, daß die Erziehung der Frauenzimmer auch hier bedeutend vernachlässigt wird. Sie sollten weit allgemeiner, als es bis jetzt der Fall ist, in der Buchführung unterrichtet werden. In Frankreich sind die Frauenzimmer in dieser Beziehung viel weiter gekommen als hier. Und hier, wo zwei Drittel der Bevölkerung Handel treiben, wäre es von großer Wichtigkeit, wenn die Frauenzimmer das Rechnungswesen besorgen könnten. Gegenwärtig besteht ihr vornehmstes Amt außer dem Hause im Unterricht der Jugend. Ich sah dieser Tage ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren einer Klasse von Jünglingen, unter denen sich Einige von mehr als zwanzig befanden, Declamationsunterricht ertheilen. Sie besaß ein ausgezeichnetes Talent für diese Kunst, und die Jünglinge nahmen ihre Berichtigungen

wie gute Kinder hin. Sie hatten aus freiem Antrieb diese Klasse gebildet, um von ihr zu lernen.

Jetzt werde ich bald die freundliche Stadt der Freunde verlassen, um nach Washington zu fahren, wo der Congreß gegenwärtig beisammen ist und der brennende Kampf wegen Californiens und der Sklaverei bereits begonnen hat.

Philadelphia kennst Du aus Reisebeschreibungen für seine Regelmäßigkeit und Ordnung. Es hat darin den Quäckercharakter, und ist eine stille Stadt im Vergleich mit New-York; es besitzt keine Paläste und ausgezeichnete Gebäude, ist aber im Allgemeinen gut gebaut und hat schöne breite Straßen, die mit Bäumen bepflanzt sind, und hinter diesen breite Seitengänge und eine Menge prächtige Privathäuser mit marmornen Treppen und Thoren, besonders in den fashionablen Straßen. In jedem der Stadtviertel ist ein großer grüner Markt, mit Bäumen bepflanzt wie ein Park, und es ist recht gemüthlich, da herum zu spazieren und zu sitzen. Unter dieser Oberfläche von Ordnung, Reinlichkeit und Regelmäßigkeit soll sich indeß eine bedeutende Dosis Unregelmäßigkeit befinden, und unter den minder civilisirten Theilen der Bevölkerung, wie auch unter den gröbern Arbeitern und den freien Negern, meist geflüchteten Sclaven, die zum Theil sehr unordentlich leben, kommen nicht selten Streitigkeiten und Schlägereien vor. Ein Theil der männlichen Jugend in der Quäckerstadt scheint gewisse gährende Getränke in Flaschen, welche den Kork in die Höhe treiben oder die Buteille zerspringen, wenn es ihnen darin zu enge wird, sehr zu lieben. Ich sage davon blos das, was man mir erzählt hat, und ich finde es natürlich. Hätte man meinen Geist in eine strenge Quäkerform eingesperrt, so wäre ich entweder eine heilige Therese oder verrückt geworden, oder — ich wage gar nicht zu sagen, was.

Mit der liebenswürdigen Familie Bille habe ich den schönen Kirchhof Philadelphias, genannt Lorbeerhügel, am Ufer des Schuykill besucht, (letzteren Namen will man hier aus der scandinavischen Zeit und dem dänischen „skjulte Kilder", verborgene Quellen, ableiten), und mit Townsends habe ich einige der schöneren Umgebungen der Stadt gesehen, worunter auch die pittoresken Felsenufer des Schuykill. Das Land ist überall sehr fruchtbar. Man sieht indianisches Korn (Mais) und Waizenäcker nebst schönen Wiesen. Alles zeugt von Cultur und Fleiß. Kastanien, Wallnußbäume, Eschen, mehrere Eichenarten, Ulmen, Ahorne und Linden sind die gewöhnlichen Baumgattungen. Man sieht auch häufig die kleine schöne Virginiafichte, ein pyramidenförmiges, dunkles, dichtnadliges Bäumchen, nebst vielen schönen Buscharten. Ganze Parke von Obstbäumen, meist Pfirsichbäumen, schmücken die Felder. Das Land um Philadelphia ist hübsch. Eine schöne Abwechslung von Höhen und Thälern, eine idyllische Natur. Die Bäume sind groß und laubreich. Aber es kommen hier keine Bäume auf, die sich mit der Magnolia und der Lebenseiche des Südens vergleichen ließen. Die Tulpenblume habe ich auch hier gesehen.

Pennsylvanien wird der Staatenschlüssel genannt wie ich glaube, schon von alten Zeiten her, wegen seiner centralen Lage unter den ersten Unionsstaaten. In Bezug auf Bevölkerung und Wohlstand gilt Pennsylvanien für den zweiten Staat in der Union. Es hat in der Erde ungeheure Kohlenlager und in den inneren Theilen des Landes große Naturschönheiten. Der Susquehannafluß und das Wyomingthal sind durch ihre romantische Schönheit berühmt. In Bezug auf Größe und Bevölkerung kommt Philadelphia zunächst nach New-York. New-York hat 700,000 Einwohner, Philadelphia ungefähr 300,000, und die Unordnungen in der Stadt dürften wohl großentheils von der stark

zunehmenden Volksmenge herrühren, mit welcher das Erziehungswesen bisher nicht gleichen Schritt halten konnte. Aber nach dem Beispiel des Pilgerstaates in neuerer Zeit hat auch der Quäckerstaat sich bedeutend angestrengt, sein Schulsystem gleich dem von Massachusetts organisirt, und schmeichelt sich sogar, wie ich höre, es zu übertreffen. Ob mit Recht, weiß ich nicht. Und jetzt lebe wohl, Philadelphia!

Bergfalk ist nach Schweden zurückgereist; am 26. Juni sollte er von Boston aus an Bord gehen. Er ist in Philadelphia tödtlich an einer Lungenentzündung erkrankt, aber durch homöopathische Behandlung gerettet worden. Während seiner Krankheit und Reconvalescenz hat er Einiges von dem überfließenden Herzen dieses Volkes erfahren, welches für den Leidenden Alles thut und keine Grenze seines Wohlwollens kennt. Und das freut mich sehr. Bergfalk hat in Amerika wie ein guter Schwede gelebt; unaufhörlich arbeitend und forschend im Gesetzeswesen und in Gesetzesfragen, stets sich besinnend: „Was kann für Schweden gut und anwendbar sein?" Nach Anderem hat er wenig gefragt. Er sehnte sich ungemein nach Hause zurück. Es thut mir leid, daß ich vor seiner Abreise nichts mehr für ihn thun konnte, und daß Fremde an seinem Krankenlager saßen, und nicht seine Landsmännin. Sein Brief sagt mir, daß er in diesen Fremden liebevolle Brüder und Schwestern gefunden habe.

Washington, Columbia, 1. Juli.

Ich empfand einen kleinen Freudeschauer, als ich vorgestern Abend vom Capitol der Vereinigten Staaten herab das herrliche Panorama des vom Potomak durchschnittenen und von goldenen Abendwolken beglänzten Landes überschaute. Es war ein prächtiger Anblick. Diese Lage des Capitols, seine Umgebung und die Aussicht, die es darbietet, gehören wahrlich zum Schönsten, was man sehen kann. Und der Volksvertreter, welcher hier für Land und Volk sprechen soll, muß nothwendig begeistert werden von dem Anblick, den er von hier aus über das Land hat; er muß Freude und Stolz empfinden, daß dieß sein Land ist und daß er für das Wohl desselben wirken kann. Ich war diesen Abend in Gesellschaft mit Miß Lynch, der anmuthsvollen jungen Dichterin, die jetzt in Washington ist, um für ihre Mutter, die Wittwe eines Marineoffiziers ist, eine Pension vom Congresse auszuwirken, sowie mit dem amerikanischen Consul in Canada, einem angenehmen jungen Mann Namens Andrews.

Tags darauf besuchte ich mit ihr und Dr. Hebbe, einem seit mehreren Jahren in Amerika ansäßigen Schweden, den Senat und das Repräsentantenhaus. Der Tag war schön, die Fahne der Vereinigten Staaten mit ihren 33 Sternen (ein Stern für jeden Staat in der Union) wehte vom Capitol herab, wie dieß während der Sitzung des Congresses gebräuchlich ist. Es sah recht festlich aus. Der Senat, der in einer großen, durch hohe Fenster, sämmtlich auf dem einen Halbtheil des Saales beleuchteten Rotunde sitzt, macht einen guten und klaren Eindruck. Die Senatoren sind meistens schöne Gestalten mit theilweise eigenthümlichen Physiognomien, und die Haltung des ganzen Collegiums ist ruhig und würdig, was inzwischen nicht verhindert,

daß manchmal ziemlich störende und des Senats unwürdige Scenen hier vorkommen. Auch während dieser Session kam es einmal zu einem wilden und komischen Auftritt zwischen Mr. Benton, Senator von Missouri, und Mr. Foote, Senator von Mississipi; der Erstere, ein kräftiger Mann mit etwas raubvogelartigem Ausdruck und Schnabel in seinem Gesicht, ging dem Letzteren mit einer Haltung und einem Geberdenspiel entgegen, wodurch sich dieser, ein kleiner Mann von nervöser Lebhaftigkeit, veranlaßt sah, eine Pistole herauszuziehen und Benton auf die Brust zu setzen. Als aber der Senator von Alabama ganz ruhig sagte: „Geben Sie dieses Instrument her!" und kaltblütig Foote entwaffnete, da zeigte es sich, daß die Pistole nicht geladen war. Habicht und Taube waren jetzt beide auf ihren Plätzen im Senat, und der Streit schien beigelegt zu sein. aber ich würde dem Habicht nicht trauen.

Die beiden großen Staatsmänner Clay und Webster waren im Senat, sprachen aber nicht. Clays Aeußeres habe ich Dir bereits beschrieben. Daniel Webster hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit unserem verstorbenen Erzbischof Wallin, besonders durch seine großen tiefen Augen und die mächtige prächtig gewölbte Stirn; aber Webster ist ein schönerer Mann und sieht massiver aus. Sein Kopf ist wahrhaft magnifik. Webster ist Senator für Massachusetts, Clay für Kentucky. Im Verhältniß zu den großen Streitfragen zwischen dem Norden und Süden hier zu Lande scheint Webster den gemäßigten Norden und Clay den gemäßigten Süden zu repräsentiren. Der Senat ist im Saale in zwei Abtheilungen getheilt. Jeder Senator hat einen kleinen Schreibpult vor sich, worauf er Papiere oder Bücher hat. Der Vicepräsident, welcher der Sprecher ist und auf einer von dem amerikanischen Adler überschwebten Erhöhung vor beiden Parteien sitzt, ist eine schöne,

kraftvolle Gestalt von mannhaftem und offenem Aussehen. Auf der Zuhörergallerie, die über den Köpfen der Senatoren rund um den Saal geht, ist die vorderste Reihe für Damen bestimmt. (Amerikanische Galanterie!) Man hört also von da aus ganz gut, was im Senat gesprochen wird.

Das Repräsentantenhaus macht einen weniger vortheilhaften Eindruck. Der Saal ist weit größer und minder gut beleuchtet, als der des Senats. Auch ist die Mitgliederzahl weit größer, und sie spricht, bewegt und benimmt sich mit ungleich weniger Würde. Das Ganze machte einen chaotischen Eindruck auf mich. Und von der Zuhörergallerie herab konnte ich nicht ein einziges klares Wort hören. Der Ton kommt nicht rein dahin und die Mitglieder sprachen mit überstürzender Hast. Mit vielen Senatoren sowohl als Repräsentanten wechselte ich einen Händedruck. Sie waren ausnehmend höflich und munter.

Nachmittags führte Mr. Hale, Senator von New-Hampshire, Miß Lynch und mich nach dem Weißen Haus, der Wohnung des Präsidenten, nahe bei der Stadt, wo im Park jeden Samstag Abend Militärmusik ist und das Volk in aller Freiheit lustwandelt. Der Präsident (General Taylor) befand sich unter der Menge; ich wurde ihm vorgestellt, und wir drückten einander die Hände. Er hat ein gutes, angenehmes Aussehen und Wesen und war einfach, beinahe nachlässig gekleidet. Er soll sich durch keine großen Talente als Staatsmann auszeichnen, wird aber allgemein verehrt wegen seines reinen fleckenlosen Charakters, sowie wegen seiner Fähigkeiten und seiner Menschlichkeit als Feldherr. Der mexikanische Krieg hat ihn zum Präsidenten gemacht. Seine ganze Erscheinung kam mir mehr bürgerlich als militärisch vor. Vicepräsident Fillmore, mit dem ich an diesem Abend auch bekannt wurde, sieht mehr wie ein Präsident aus, als Taylor.

Die Wohnung des Präsidenten ist ein schönes pallast-artiges Haus (aber von zu einfachem Styl, um Pallast genannt werden zu können) in der Nähe des Potomak-flusses. Lage und Aussichten sind schön. Die Musik spielte „das sternbesäte Banner" und andere vaterländische Stücke. Drei- bis vierhundert Personen, Herren, Frauenzimmer und Kinder, lustwandelten im Grünen; der Abend war schön, die ganze Scene heiter und munter, sie zeugte von ächt republikanischem Geist. Ich labte mich daran, indem ich bald mit dem einen, bald mit dem andern Congreßmitglied Arm in Arm umherspazierte und nach rechts und links Händedrücke wechselte. Da man weiß, daß ich kleine Kinder liebe, führten mehrere Mütter und Väter ihre Kinder vor, um mir die Händchen zu reichen. Dieß freute mich. Der Präsident sah ebenfalls seine Lust an den Kindern, die sorglos umhersprangen oder im Grase saßen. Er schien mir ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren zu sein; man sagt aber, er sei seiner Stellung und der gegenwärtigen Streitigkeiten in der Union herzlich müde und sehr darüber bekümmert. Hier schien er eine Ruhestunde zu genießen und stand in patriarchalischer Einfachheit und Freundlichkeit unter der Menge da.

Später.

Ich komme soeben vom Capitol heim, wo ich den Morgen zugebracht habe, wo man aber mehr mit den Senatoren Arm in Arm umherspaziert und plaudert, als man den Rednern im Senat zuhört. Das Letztere ist es jedoch, was ich wollte. Der Eintritt Californiens in die Union mit oder ohne Sklaverei ist die große Streitfrage des Tages, welche den Norden und Süden in feindliche Parteien spaltet. Niemand weiß, wie der Kampf endigen wird, und der Präsident soll neulich gesagt haben: „Es sieht allerwärts trübe aus."

Der Staatsmann Henry Clay, der einen Vergleich zu Stande zu bringen sucht und lange dafür gearbeitet, hat in den letzteren Zeiten (man sagt, in Folge seines despotischen und übermüthigen Benehmens) den Senat gegen sich bekommen, und der Widerstand, den er bei seinen Herrn Collegen trifft, macht ihm manche verdrießliche Stunde. Er beklagte sich heute bitter darüber, als ich vor der Sitzung nebst Anna Lynch ihn auf seinem Zimmer besuchte. (Er war gestern bei mir gewesen, so lange ich im Weißen Haus war.) Sodann fragte er mich über König Oskar, seinen Charakter, seine Stellung zum Volke u. s. w. Ich bekomme so viele bedeutungslose und triviale Fragen zu hören, daß es mich wahrhaft erfrischt, wenn ich manchmal auch andere, in denen ein Ernst und ein Gedanke ist, und die mit ernster Absicht an mich gestellt werden, zu beantworten habe. Und ich freute mich, Clay sagen zu können, daß wir in König Oskar einen guten, klugen und gerechten Monarchen besitzen, den wir lieben. In Allem, was Clay von Schweden und der schwedischen Staatsverfassung wußte, erkannte ich den Blick des Genies, das weniger Kenntnisse bedarf, um Vieles einzusehen und zu verstehen. Just als wir an diesem Capitel waren, führte der Bediente einen wunderlichen kleinen Mann mit einem Stocke in der Hand ein, der wie ein Knittel und zugleich wie ein Zauberstab aussah — irgend ein Ungeheuer aus dem großen Westen, dachte ich. Notabene, wir saßen bei offenen Thüren da. „Ist dieß Henry Clay?" sagte der kleine Mann, indem er sich und seinen Knittel gerade vor dem großen Staatsmann aufpflanzte. „Ja, mein Herr! dieß ist mein Name," antwortete Clay ungeduldig. „Setzen Sie sich. Was wollen Sie von mir?" — Der kleine Mann setzte sich ganz ungenirt in einen Lehnstuhl, und ich erhob mich, indem ich etwas von meiner Befürchtung äußerte, Clay's Zeit zu sehr in Anspruch zu

nehmen. „O nein, nein!“ versetzte er galant. „Damengesellschaft ist immer so erfrischend für mich. Aber diese Bursche da, ich hasse sie!“ Und er machte gegen den kleinen Mann eine Geberde, die ihn hätte aus dem Zimmer treiben müssen, wenn er ihre Bedeutung recht verstanden hätte. Aber er saß wie eingewurzelt mit seinem Knittel da und schien fest entschlossen, sich nicht stören zu lassen. Ich mußte also den müden Staatsmann dem Kobold überlassen. Clay, der in hohem Grad populär ist, läßt Jedermann vor und soll sehr überlaufen werden von Personen, die seine Zeit und seine Dienstfertigkeit in Anspruch nehmen. Gegenwärtig soll er reizbarer und ungeduldiger sein, als man ihn je zuvor gesehen hat. Der Widerstand, auf den er stößt, ist wohl die Ursache davon. Welch ein Leben! Und doch ist es das, wornach die Männer streben.

Mit dem Senator von Georgia, Richter Berrian, einem geistreichen und scharfsinnigen Mann, dem schlimmsten Sklaverei-Vertheidiger, aber, wie ich glaube, von der Patriarchenart, besah ich heute die Bibliothek auf dem Capitol, einem großen schönen Saal mit herrlicher Aussicht und einem Versammlungszimmer während der Session, wenn man von den Staatsgeschäften ausruhen, mit Bekannten sprechen will u. s. w. Hier kann man alle Tage in einer Fensternische vor einem mit Papier und Büchern bedeckten Tische eine Dame vom Anfang des mittleren Alters, von eleganter Gestalt, feinem Gesicht und einnehmendem Ausdruck sehen. Sie scheint immer beschäftigt zu sein und mit mehreren bedeutenden Männern des Congresses in Rapport zu stehen. Sie wünscht auch etwas von dem Congreß und sitzt da, um ihr Anliegen zu überwachen. Was begehrt sie, was will sie? Sie will zehn Millionen Dollars (von Land im Westen) als Grundstock zu einer jährlichen Austheilung für Irrenanstalten und Armenhäuser in allen Staaten

der Union. Es ist Miß Dorothea Dix, die seit zehn bis zwölf Jahren die meisten Staaten durchreist, Narrenhäuser und andere Asyle für Unglückliche besucht und bedeutend zu ihrer Verbesserung, namentlich zur bessern Pflege und Behandlung der Wahnsinnigen beigetragen hat. Durch ihren Einfluß und die vortrefflichen Denkschriften, welche sie verfaßt und an die Regierungen der verschiedenen Staaten eingeschickt hat, sind mehrere Irrenanstalten an Orten, wo solche mangelten und die Unglücklichen der Privatwillkür oder der elendesten Vernachlässigung ausgesetzt waren, eingerichtet worden. Die einflußreiche Thätigkeit dieser Dame ist einer der schönsten Züge im bürgerlichen Leben des Weibes in der neuen Welt. Ich werde Dir später einmal, aber mündlich, mehr von ihr erzählen.

Den 2. Juli.

Ich komme eben heim vom Capitol, wo ich das Vergnügen hatte, Clay und Webster nebst mehreren der angesehensten Senatoren sprechen zu hören. Clay spricht lebhaft und mit starkem Nachdruck. Seine Stimme, deren Schönheit ich oft preisen hörte, frappirte mich gleichwohl nicht, und ich meine, er stoße sie oft zu heftig aus, so daß die Worte durch den beinahe bellenden Klang der Stimme übertönt werden. Webster spricht mit großer Ruhe in Ton und Wesen, aber in seiner ganzen Art und Weise liegt viel intensive Kraft. Er hat mit dem Erzbischof Wallin als Redner auch das gemein, daß er seine Stimme senkt und leiser spricht, je größeren Eindruck er machen will. Dieß ist das Gegentheil von dem sonstigen Brauch amerikanischer Redner, aber es ist von großer Wirkung. Andere Redner interessirten mich gleichfalls, aber ich konnte kaum Etwas mit Ruhe anhören, weil mir fortwährend Congreßmitglieder vorgestellt wurden, mit

denen ich sprechen mußte. Sie sind außerordentlich höflich. Später jedoch werde ich mein Ohr den Geschäften leihen und die leichte Conversation Anna Lynch überlassen, welche eine Meisterin darin ist, während ich nur eine Pfuscherin bin. Vom Capitol fuhren wir zum Präsidenten, der seinen Empfangtag hatte. Wir kamen spät, so daß wir allein bei dem alten Herrn waren, der heiter und freundlich war und uns von den südlichen Indianern allerlei Dinge erzählte, welche Miß Lynchs und meine etwas allzu romantische Vorstellungen von ihnen bedeutend abkühlten. Hinter seiner galanten Freundlichkeit glaubte ich eine Wolke geheimen Kummers zu erblicken, die er verbergen wollte. Seine Tochter, die Oberstin Blix, war in ihrem weißen Kleid unendlich anmuthig und schön. Sie ist ein stilles und äußerst gebildetes Wesen.

Gestern war ich über Mittag bei Professor Henry, einem der berühmtesten Chemiker hier zu Lande. Ich fand in ihm einen großen Bewunderer von Berzelius und Oersted, wie auch einen außerordentlich liebenswürdigen Mann. Vicepräsident Fillmore kam gegen Abend. Er ist ein vollkommener Gentleman und äußerst angenehm in der Conversation.

Den 3. Juli.

Gestern Abend war ich mit Daniel Webster und verschiedenen andern Personen bei Mr. und Mrs. Sexton, den Eltern der Mrs. Schröder, einem schönen älteren Pärchen. Webster hat eine ungesunde, blaßgelbe Gesichtsfarbe, er geht viel allein, ist schweigsam, und sieht bedrückt und zerstreut aus. Seine schöne, freundliche Frau placirte ihn neben mich, da sie mir das Vergnügen gewähren wollte, mit ihm zu sprechen. Er hat merkwürdige Augen; wenn sie sich gegen Einen kehren, meint man in Katakomben voll alter Weisheit

zu sehen. Es kommt jedoch im Alltagsgespräch und Gesellschaftsleben nicht viel davon zum Vorschein, und das Tiefe liegt tief genug darinnen in diesem prächtig geformten Kopfe. Der Mann scheint vollkommen einfach und sans façon zu sein — eine sehr bestimmte Natur, die sich gibt, wie sie ist. Aber nach meinem Dafürhalten gehört er zu denjenigen, deren Kräfte erst im großen Augenblick recht eigentlich erwachen.

An der Table d'hote heute erzählte Anna Lynch, Jemand habe von Daniel Webster gesagt, kein Mensch sei so weise, als Webster aussehe. Richter Berrian fiel sogleich ein: „Nicht einmal Webster selbst!" worauf wir Alle beifällig lachten. Anna Lynch und ich sitzen an einer Ecke der Wirthstafel, wo Clay zwischen uns sitzt, und auf beiden Seiten verschiedene Südländer, so daß ich durch meine liebe Freundin mitten in die Sklavereipartei gekommen bin. Doch kann Henry Clay nicht zu ihr gerechnet werden. Ich wohne im Nationalhotel, ziehe aber bald in ein Privathaus, wohin ich schon lange eingeladen bin. Hier im Hotel ist es ein unaufhörliches Gesellschaftsleben und eine schreckliche Hitze. Aber man bekommt da allerlei interessante Leute zu sehen und zu hören. Von dem californischen Senator, einer prächtigen Riesengestalt, die großartig für die Bewohner des großen Westens zeugt, habe ich eine Brustnadel von californischem Golde erhalten, deren Knopf ein californisches Goldklümpchen in seinem natürlichen Zustande ist, worin man — mit einiger Beihilfe der Phantasie — einen Adler erblickt, der im Begriff steht, sich zu erheben und aus seinem Neste zu fliegen.

Und jetzt, mein Herzchen, muß ich diesen langen Brief schließen. Ich werde wohl etwa vierzehn Tage in Washington bleiben; hierauf begebe ich mich an den Meeresstrand, um ein paar Wochen zu baden und Stärkung zu suchen, bevor ich weiter reise. Statt mich

jetzt westwärts zu wenden, was bei der starken Sonnenhitze gefährlich und mühsam wäre, gedenke ich mich nordwärts nach Maine und New-Hampshire zu ziehen (vielleicht besuche ich auch Canada, wozu der junge Mr. Andrews mir sehr räth); von da fahre ich westlich über die großen Binnenseen nach Chicago, und hierauf in die skandinavischen Niederlassungen noch weiter im Westen. Denn diese will ich endlich einmal besuchen. In der schwedischen Bauernkolonie am Mississippi sind neulich unruhige Auftritte vorgefallen, und Erich Janson (der Prophet) ist von einem Schweden Namens Rooth erschossen worden. Er soll sein Ansehen unter den Seinigen fortwährend behauptet, rings um die Kolonie aber in schlechtem Ruf gestanden haben.

Morgen, den 4. Juli, gedenken Miß Lynch und ich nach Mount Vernon, dem ehemaligen Landsitze und späteren Begräbnißplatz Washingtons, zu fahren, um da in aller Stille den großen Tag der Vereinigten Staaten zu feiern, den Tag der Unabhängigkeitserklärung, der im ganzen Land, in allen Staaten und Städten mit Reden, Kanonendonner und Toasten begangen wird. Meine kleine Freundin Miß Lynch lebt hier wie in ihrer eigentlichen Lebensluft, und ohne die geringste Koketterie zieht sie durch ihr frisches Leben und ihren heitern Witz immer einen Kreis von Personen, meistens Herren, um sich. Diesen sagt sie manche etwas gepfefferte Wahrheit, aber in einer so lustigen Art, daß sie ihnen besser gefällt als Schmeicheleien. Sie besitzt eine ausnehmende Leichtigkeit für Wortspiele und witzige Einfälle, die immer eine ermunternde Wirkung hervorbringen und in der zuweilen schweren oder gewitterschwangeren politischen Atmosphäre frische Luft schaffen. Eines Tags, als Clay gegen diejenigen loszog, die ihm bei seinem Vergleichsvorschlag egoistische Absichten, Pläne auf den Präsidentenstuhl u. s. w.

unterſchieben, und als er betheuernd hinzufügte: „Es liegt in keines Mannes Gewalt (in the power of Mankind), mir eine Belohnung zu bieten, die mir verlockend erſcheinen könnte," da fragte Anna Lynch, ob er behaupten wolle, es liege auch in keiner Frau Gewalt (in the power of Womankind)? *) Clay lächelte und ſagte, darüber müßte er ſich noch beſinnen. Und mit ſeiner übeln Laune war es vorüber.

Lebe wohl, mein Kindchen! Ich küſſe Dich und Mama. Das nächſte Mal will ich Dir mehr von dem Kongreß und den Kongreßherren erzählen.

Neunter Brief.

Waſhington, den 10. Juli 1850.

Das letzte Mal, meine Agathe, ſchrieb ich Dir im Nationalhotel, einer Art heißen Ofens, voll von Senatoren und Repräſentanten, von reiſenden Herrn und Damen, wo man von „heißem Hochdruckleben" (hot high pressure life) an Seele und Leib gebraten wurde, und wo ich blos darum ſo lange blieb, weil ich mit Miß Lynch zuſammen ſein wollte; wo wir aber durch die Kräfte unſerer verſchiedenen Naturen nach verſchiedenen Seiten gezogen wurden, ſie in dem Wirbel des Geſellſchaftslebens, deren Zierde ſie iſt, ich, die Ein-

---

*) Leider läßt ſich dieſes hübſche Wortſpiel in der Ueberſetzung nur ſehr abgeſchwächt, dem Sinne nach, wiegeben. A. d. Ueb.

samkeit zu suchen, das Allerschwerste in der Welt, was in einer solchen Hotelwelt zu finden ist, wo man in Gesellschaft von 3—400 Personen lebt; gleichwohl gelang es mir, dieses Glück hie und da zu genießen, theils auf meinem Zimmer, theils Nachmittags, wenn ich auf der Gallerie nach dem Hof des Hauses umherspazierte, wo ich dem Geplätscher der Wasserstrahlen in dem mitten im Hof stehenden Bassin lauschte, und meine Seele ausruhte in einigen Gedanken oder Gefühlen, die in meinen einsamen Stunden stets wiederkehren, stets sich gleich bleiben, stets genügen, um Seele und Gemüth auszufüllen, so daß sie gleich dem Wasser der Quelle klare Strahlen emporsenden, die den Himmel begrüßen, die Erde befruchten.

Heute schreibe ich Dir von einer stillen Heimath aus, wo Ailantus und Sykomore vor meinem Fenster sausen, und wo die Frau vom Hause und ich um einander her springen, um uns drei bis vier Mal des Tags in ein kaltes Bad zu tauchen. Aber still jetzt von mir selbst, denn große, reichswichtige Ereignisse haben sich seit meinem letzten Schreiben zugetragen, sie stehen im Begriff, alle Bürger und alle Staaten der Union in starke Vibration zu versetzen, in vielen Dingen eine Umwälzung hervorzubringen, und von diesen Ereignissen muß ich Dir jetzt erzählen.

Vor einigen Tagen (am 5. und 6. Juli) hörte man hier und in Washington sagen, der Präsident (General Taylor) sei unwohl. Am 4. befand er sich noch vollkommen gut (es war der 3, als ich ihn das letzte Mal sah), aber er hatte von einer Austernpastete, glaube ich, zu viel gegessen und einen Cholerinaanfall bekommen; am 6. sagte man, er sei besser und werde bald wieder hergestellt sein. Gestern am 9. saß ich im Senatssaale und hörte geduldig oder vielmehr ungeduldig eine lange und breite Sklavenrede des südcarolinischen Senators Richter Butler (er ist sonst ein

Ehrenmann und abgesehen von dieser Frage mein guter Freund), als eine hastige Bewegung wie von einem lautlosen electrischen Stoß in der Versammlung entstand. Eine Menge neuer Personen kamen durch die Hauptthüren herein, und auf einmal sah man Daniel Webster neben dem sprechenden Senator stehen und mit entschuldigender Geberde erklären, daß er ihn wegen einer wichtigen Angelegenheit unterbrechen müsse. Der Redner verbeugte sich und verstummte. Es wurde todesstill im Haus und alle Blicke hefteten sich auf Webster, der selbst einige Secunden lang ganz still dastand, als wollte er die Versammlung auf eine hochwichtige Nachricht vorbereiten. Hierauf sprach er langsam mit dem ihm eigenen tiefen und ausdrucksvollen Tone:

„Ich habe dem Senat eine traurige Nachricht zu verkünden. Ein großes Unglück bedroht das Land. Das Oberhaupt der Vereinigten Staaten, Präsident Taylor, liegt am Sterben und wird vermuthlich den heutigen Tag nicht mehr überleben."

Wieder bemerkte man diesen stillen elektrischen Stoß; ich sah manche Personen erblassen, und ich fühlte, daß ich selbst erblaßte bei dieser unerwarteten Nachricht und dem Anblick des Eindrucks, den sie hervorrief. Ein Senator beugte den Kopf in seine Hand hinab, als hörte er den Donner des letzten Gerichts. Diese Regung der Bestürzung ging jedoch hastig vorüber. Bald gewannen die Gemüther ihre Spannkraft wieder. Der Senat vertagte sich, und Alles strömte in die Stadt, um Neues zu hören und zu erzählen. Im gegenwärtigen Augenblick des Parteihaders und während des Kampfes, der jetzt im Congreß ausgefochten wird, und auf dessen Entscheidung Präsident Taylor vermöge seines persönlichen Charakters bedeutenden Einfluß ausüben soll, machte die Nachricht von seinem Zustand einen ungeheuren Eindruck. Abends halb eilf Uhr starb der Präsident wirklich nach einem schönen und

rührenden Abschied von den Seinigen. „Weine nicht, meine Theure," sagte er zu seiner Frau, die ihn mit unendlicher Zärtlichkeit liebte, „ich habe mich bestrebt meine Pflicht zu thun (I have endeavored to do my duty) und ich hoffe auf Gottes Gnade."

Am folgenden Tag (10. Juli) wurde der neue Präsident, der bisherige Vicepräsident Fillmore, in sein Amt eingesetzt, denn nach den Landesgesetzen hat er die Stelle des Verstorbenen für die Dauer der noch übrigen Regierungszeit Taylors einzunehmen, und erst nach Abfluß derselben findet eine neue Präsidentenwahl statt. Der Präsident wird auf vier Jahre erwählt. Taylor hatte den Präsidentenstuhl ungefähr zwei Jahre, glaube ich, innegehabt, folglich bleiben für Fillmore ebenfalls zwei Jahre. Seine plötzliche Erhebung soll ihm nicht willkommen gewesen sein. Man sagt, er habe bei der Nachricht von Taylors Tod den Kopf in seine Hände gebeugt und gesagt: „Dieß ist mein erstes Unglück!" Und sein Aussehen, als er, begleitet von zwei Congreßmitgliedern, einem von Massachusetts und dem andern von Louisiana, in das Repräsentantenhaus trat, um den Eid abzulegen, widersprach dieser Aeußerung nicht; er war in der That sehr bleich und sah unglücklich aus. Die männlich schöne Gestalt, die sich selbst so wohl trägt, sah jetzt, gestützt oder vielmehr hereingeschleppt von zwei andern Gestalten, die ihn jede unter einem Arm hielten, ganz und gar nicht gut aus. Nach dieser Dreimännergruppe folgten die Senatsmitglieder zwei und zwei, oder auch vereinzelt, ins Repräsentantenhaus. Nichts kann einfacher sein, als die Art, wodurch der neue Präsident in seine Würde eingesetzt wurde. Die Hand auf der Bibel, gelobte er, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu beschützen, rief Gott als Zeugen seines Versprechens an, küßte das Buch und — das war Alles. Der Präsident und die Senatoren gingen hinaus, wie sie hereingekommen

waren. Die meiſten Senatoren gingen paarweiſe, einige Arm in Arm. Clay gieng allein, gleichgültig, müde, ſehr vereinſamt, wie ich aus ſeinem Ausdruck und ſeiner Haltung ſchloß. Corvin, Senator von Ohio, von welchem ich Dir bald noch mehr erzählen werde, ging ebenfalls allein; er iſt ein unterſetzter kleiner Mann, behaglich und gemüthlich, und doch dabei ein gutmüthiger Polterer.

Der Congreß wird jetzt drei Tage ausruhen, bis der Präſident Taylor begraben iſt. Aber die ſtreitenden Parteien, die ſich nunmehr auf eine neue Wendung vorbereiten, ſie ruhen nicht. Sie arbeiten raſtlos und haben kein anderes Gefühl, keinen andern Gedanken, als ihr Intereſſe. Als ich geſtern vom Capitol herabging, hörte ich einen jungen Mann zu einem Andern ſagen:

„Wenn er ſtirbt, ſo gelangt unſere Partei zum Sieg, und er wird ſterben, ſo Gott will.“

Und jetzt, während die großen Angelegenheiten ruhen und gleichwohl der Kampf fortdauert, will ich Dir ein wenig von mir ſelbſt und meinen Unternehmungen erzählen.

Am 4. Juli, dem großen Tag der Vereinigten Staaten, fuhr ich mit Miß Lynch, Mr. Andrews und dem Senator von Ohio, Mr. Corvin, nach Waſhingtons Landſitz Mount Vernon. Mr. Corvin iſt einer der ſelbſtgemachten Männer (self-made men) des Landes; ſein Vater war ein armer Farmer, und der Sohn genoß blos die Erziehung einer Gemeindeſchule, hat ſich aber auf eigene Fauſt zu einem der berühmteſten

stump orators, d. h. Improviſatoren kurzer, aber körniger und geiſtreicher Reden, und was noch mehr iſt, zu einem allgemein geachteten Beamten herangebildet, an dem man nichts auszuſetzen hat, als daß er manchmal zu gut ſei. Für uns war er ein höchſt angenehmer unſchätzbarer Geſellſchafter, und ſein Geſpräch, beſonders ſeine lebensvollen, luſtigen, zuweilen etwas carrikirten Schilderungen ſeiner Collegen im Senat, deren Art und Ton er trefflich nachzuahmen wußte, ſein glücklicher Humor, der gleich einem Springquell beſtändig aus friſchen Adern emporſprudelte, Alles das machte die lange Reiſe auf ſchlechtem Wege, in einem holpernden Wagen und bei drückender Hitze zu einer wahren Luſtfahrt. In Mount Vernon wurden wir von einem jungen ſchönen Paar, dem Sohn des Neffen des großen Präſidenten und ſeiner Frau, empfangen. Sie boten uns Kühlung und Ruhe und bewirtheten uns mit Milch und Beeren, was Alles vortrefflich ſchmeckte. Henry Clay hatte uns ein Empfehlungsſchreiben an das junge Paar mitgegeben.

Die Lage des Wohnhauſes am Ufer des Potomak iſt unendlich ſchön; der im engliſchen Styl angelegte Park ſchien mir groß zu ſein, zeugt aber, wie auch die Gebäude auf dem Hof, von Verfall. Im Park iſt das Grab Waſhingtons und ſeiner Gattin, eine ſchöne Grabcapelle mit einem eiſernen Gatter, hinter welchem man die Särge ſtehen ſieht. Ich legte zwiſchen die Eiſenſtangen hindurch einen grünen Zweig auf das Grab.

Waſhington ſcheint mir im Leben und Charakter eine große Aehnlichkeit mit Guſtav Waſa zu haben, obſchon ſein Leben weniger romantiſch und ſein Charakter phlegmatiſcher, weniger anregungskräftig war, als der des ſchwediſchen Befreiers. Waſa iſt eine mehr dramatiſche, Waſhington eine mehr epiſche Geſtalt. Waſa iſt mehr Held, Waſhington mehr Staatsmann.

Wasa ist König, Washington Präsident. Beide waren große, starke, königliche Seelen, Beide würdig die Führer großer Völker zu sein. Washington stand in seiner reinen Uneigennützigkeit als höchster Beamter des Volks vielleicht höher als Wasa. An Selbstbeherrschung war er beinahe ohne Seinesgleichen, und nur ein einziges Mal ließ er, sagt man, in einem augenblicklichen Ausbruch die vulkanische Bewegung seines Innern ans Licht treten. Das amerikanische Persönlichkeitsideal, a well balanced mind, ein wohlgewiegter Charakter, mußte in dem großen Präsidenten sein Vorbild haben. Er war edel, und wenn er ein Unrecht beging, so konnte er es auch offen abbitten. Was ich an seinem Charakter und Leben am meisten bewundere, das ist die Beharrlichkeit. In seinem Benehmen und Umgang mit Andern war er nicht ohne Stolz. Er hatte einen Blick, der den Dummdreistesten verstummen machte, und ich habe mir sagen lassen, daß seine Anwesenheit, selbst wenn er schwieg, sich immer als eine imponirende Macht fühlbar machte. Aber dieß ist bei allen bedeutenden Charakteren der Fall.

Washingtons Mutter war eine stille, edle Frau, deren wohlgewiegter Charakter auf ihren Sohn übergegangen zu sein scheint, und die, so zärtlich sie ihn auch liebte, gleichwohl zu hoch von Pflicht und Vaterland dachte, um auf ihn und seine Thaten stolz zu sein. „Ich hoffe, Georg wird seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllen," sagte sie bescheiden, als man einmal in ihrer Gegenwart seine Verdienste pries. Das Verhältniß zwischen Washington und seiner Mutter scheint ein ausgezeichnetes gewesen zu sein. Von seinem Verhältniß zu seiner Gattin habe ich blos folgende Anekdote gehört. Ein Gast auf Mount Vernon hatte sein Schlafzimmer neben dem des Präsidenten erhalten, und eines Abends, als man sich trennte, um zu Bette zu gehen,

hörte er, wie die Frau Präsidentin ihrem Herrn Gemahl recht tüchtig den Text über Etwas verlas, worin er nach ihrer Ansicht nicht recht gehandelt hatte und anders hätte handeln sollen; eine Lektion, die er mit dem tiefsten Schweigen anhörte, bis sie zu Ende war. Dann that er seinen Mund auf, redete und sprach: „Jetzt schlaf wohl, meine Liebe!" (Now, good sleep, my dear!) Portraits und Beschreibungen von ihr schildern sie als ein hübsches, gemüthliches, freundliches Weibchen, von welchem auch eine Gardinenpredigt just nicht so unangenehm sein konnte.

Washington war im Sklavenstaat Virginien geboren und war selbst beinahe bis zu seinem Tod Sklavenbesitzer. Kurz vorher schenkte er seinen Sklaven die Freiheit, und es ist wirklich merkwürdig in seinem Testament, das ich vor Kurzem gelesen habe, zu sehen, wie ihm Nichts mehr am Herzen gelegen zu haben scheint als die Sorge für seine Sklaven. Die Vorschriften über die Behandlung derjenigen, die freigegeben werden, sowie der alten oder kränklichen, die bis zu ihrem Tod wohl verpflegt werden sollten, füllen mehrere Seiten. Diese noch über seinen Tod hinaus reichende Besorgtheit um alte Sklaven stellt den republikanischen Helden der neuen Welt hoch über die Helden des alten Rom. Washingtons reine Menschlichkeit leuchtet in ihrem schönsten Glanz daraus hervor. Diese reine Menschlichkeit ist es mehr als sein staatsmännisches Talent, mehr als sein warmer Patriotismus, was Washington zu dem großen Manne der neuen Welt macht — ich will nicht sagen zum größten, denn auf diesen warte ich noch. — Sie ist es auch, was die einhellige, warme Huldigung hervorruft, welche das Volk der neuen Welt ihm widmet, und was ihm auch die Huldigung Europas erobert hat, so daß Rußlands großer Czar mit gleicher Verehrung von seinem Andenken spricht, wie die Staaten Amerikas. Washington suchte in Allem

und vor Allem das Rechte und Wahre; darum stand er so fest und darum stand er so rein, inmitten stürmischer, unklarer Zeiten — eine Memnonssäule mitten in den Sandwirbeln der Wüste, unerschüttert von ihnen, bloß von dem Lichte bewegt und stets denselben reinen, harmonischen Ton von sich gebend.

Mount Vernon war Washingtons Jugendheimath; hieher führte er seine Braut; hier verlebte er glücklich jede Stunde seines Lebens, wo ihm die Staatsgeschäfte Ruhe gönnten. Mount Vernon war sein Lieblingsaufenthalt. Hier durfte er in hohem Alter, nach wohlvollbrachter ehrenvoller Arbeit, im Frieden sterben. „Ich fürchte den Tod nicht," waren seine letzten Worte.

Wir waren an diesem Tag allein an Washingtons Grab, und wir verbrachten unsere Zeit in stillen Gesprächen im Park, bald umher spazierend, bald im Gras unter den schattenreichen Bäumen sitzend, wobei Mr. Corvin, der während der Fahrt die Waffe der Satire und des Scherzes als Meister geschwungen hatte, im ernsten Gespräch jenen religiösen Tiefsinn, jenes Verlangen nach Ruhe in geistigen und ewigen Wahrheiten zeigte, was die Männer der neuen Welt immer auszeichnet, sie mögen nun von Cavalieren oder Puritanern stammen, und in ihrem äußern Leben noch so sehr von dem Treiben und Kampf des Tages in Anspruch genommen scheinen. Corvin ist ein entschiedener Antisklavereimann, er will von keinem Kompromiß mit der Sklaverei wissen, er ist daher gegen Clay und seinen Vergleichsvorschlag. Nach dem was er mir von Clay und seiner Art Personen von verschiedenen Talenten und Parteien zu behandeln erzählte, bekam ich, obschon seine Beschreibungen karikirt waren, einen hohen Begriff von Clays Fähigkeiten als politischer Führer.

Gegen Abend fuhren wir wieder nach Haus, und derjenige Theil der Reise, den wir auf dem Potomak zurücklegten, war sehr schön. Die Ufer des Flusses

haben hier keinen eigentlich großen Charakter; sie sind jedoch romantisch und gewähren umfassende Aussichten über ein reiches Waldland mit Höhen und Thälern. In Alexandria, einem auf unserem Weg gelegenen Städtchen, nahmen wir einen kleinen Abendimbiß bei einer freundlichen Frau, die ihr Alexandria beinahe für ebenso merkwürdig zu halten schien, wie wir etwa die altklassische Stadt desselben Namens.

Ich habe täglich den Senat und das Repräsentantenhaus besucht, meistens jedoch den ersteren, weil ich da gut höre und weil er mir als parlamentarische Versammlung dem letzteren in jeder Beziehung voranzustehen scheint. Im Repräsentantenhaus darf ein Redner nicht länger als eine Stunde anhaltend sprechen. Sobald eine Stunde um ist und ein Glöckchen läutet, hat ein anderer Redner das Recht ihn zu unterbrechen, und wäre es auch mitten in seiner gründlichsten Beweisführung oder im höchsten Flug seines Geistes, und dieser andere Redner kann dann die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, worauf er ebenfalls seinem Nachfolger Platz machen muß. Da nun die Redner im Allgemeinen mit großer Leichtigkeit sprechen und viel zu sagen haben, so lassen sie sichs angelegen sein, ihre Stunde wohl zu benützen, und ich vermuthe, daß dieß die Ursache der stürmischen Hast ist, womit die Reden lawinenartig über das Haus hereinbrechen; wenigstens war dieß jedesmal der Fall, so oft ich da war. Im Repräsentantenhaus herrscht ein gewisser Untereinander, der gegen die Anständigkeit des Senats sehr absticht. Da kann jeder Senator sprechen so lang er will, ja er kann sich die ganze Sitzung hindurch auf der Rednerbühne behaupten, ohne daß Jemand das Recht hat ihn zu unterbrechen, außer zu einer gelegentlichen Bemerkung oder mit seiner eigenen Einwilligung. Aber während dieser Reden sowohl im Senat als im Repräsentantenhaus mußte ich oft genug an Mr. Poinsett

denken, der mir, als ich die amerikanische Leichtigkeit im Sprechen rühmte, zur Antwort gab: „dieß ist ein großes Unglück," (it is a great missfortune)! Aber ist dieses Unglück in andern Ländern, wo das Volk Reden halten darf, etwa weniger groß? Und seufzte ich auch hier bei der einen und andern Rede, so interessiren mich doch viele davon um ihrer Bestimmtheit und der Sache willen, die sie behandeln, und wegen der Persönlichkeit der Redner. Es ist mir ein Vergnügen, parlamentarische Versammlungen zu sehen und zu hören. Der Mensch erscheint mir groß, wenn er aufsteht, wenn er für eine Sache und Ueberzeugung kämpft, wenn er mittelst seiner Kraft oder seines Talents große Siege zu gewinnen versteht. Aber selbst ohne Talent bildet der Mensch hier als eine moralische Macht durch sein bloses Ja und Nein eine interessante Erscheinung. Eine solche Versammlung ist in Wirklichkeit ein großes dramatisches Schauspiel, und es kommen in ihr zuweilen Scenen und Episoden vor, die wirksamer sind, als manche Theatereffecte. Ich muß Dir von einigen solchen, denen ich als Augenzeugin angewohnt habe, erzählen. Zuerst aber ein Wort von dem Schauplatz und den Schauspielern hier, denn sie haben ein besonderes Interesse für mich, weil die Senatoren die Staaten repräsentiren und weil die charakteristischen und poetischen Züge derselben durch die Männer, welche sie repräsentiren, vor meiner Phantasie stehen.

Jeder Staat in der Union schickt 2 Senatoren zum Congreß. Diese erheben sich im Senat und werden angeredet, nicht als Mr. so und so, sondern als der Senator von Kentuky, oder Massachusetts, oder Louisiana oder Missisippi u. s. w., und ich sehe dann sogleich ein Luftgebilde von Kentucky, Massachusetts, Louisiana oder Missisippi u. s. w., je nach dem was ich von dem Leben und Charakter dieser Staaten in Bezug auf Geist oder Natur weiß, wenn auch die

menschlichen Repräsentanten diesem Bild nicht immer entsprechen; und auf diese Art steht die Bildung dieses ganzen Welttheils wie ein großes Drama vor mir, in welchem Massachusetts und Louisiana, Carolina und Pennsylvanien, Ohio und Alabama u. s. w. handelnde Mächte mit bestimmter Persönlichkeit sind. Die Persönlichkeit hinwiederum ist theilweise in den Beinamen bezeichnet, welche der Zufall oder Volkscharakter einigen Staaten gegeben hat, und womit man sie leicht alle taufen könnte. So sehe ich hier den Kaiserstaat (New-York), den Granitstaat (New Hampshire), den Schlüsselstaat (Pennsylvanien), den Luchsstaat (Michigan) u. s. w. mit dem Riesenstaat (Kentucky), dem Palmettostaat (Carolina), dem französischen Staat (Louisiana) kämpfen und sich turnierartig befehden. Und der Kampf, der jetzt wegen des Goldstaats, auch der friedliche Staat genannt (Californien) losgebrochen ist, ruft all die Grundzüge und Verhältnisse hervor, welche die Staaten des Nordens und des Südens von einander trennen, und die sie jetzt gegen einander ins Feld stellen. Habe ich Dir gesagt, wie der große Zankapfel aussieht, um den man sich jetzt schon seit sieben Monaten schlägt? Er heißt:

Die Compromißbill,

Californiens Eintritt als Staat in die Union, Einsetzung von Territorial-Regierungen für Utah (den Mormonenstaat) und Neu-Mexiko, nebst Antrag wegen Texas, betreffend die Bestimmung seiner westlichen und nordwestlichen Grenzen.

Und jetzt ein Wort zur Erklärung. Damit ein Staat das Recht hat, als solcher in die Union zu tre-

ten, muß er eine Bevölkerung von mindestens 55000 Seelen besitzen. Bis dahin wird jede einzelne Provinz der Vereinigten Staaten ein Territorium genannt und während ihrer Entwicklungs- und Unmündigkeitszeit unmittelbar von der Bundesregierung verwaltet, welche Gouverneure und andere Beamten einsetzt und Truppen zur Vertheidigung der Einwohnerschaft gegen die Indianer oder andere Feinde schickt, wenn nämlich die Einwohnerschaft darum nachsucht. Jeder Staat in der Union hat das Recht seine eigenen Gesetze zu geben, unter der Bedingung, daß diese nicht in die Verfassung der andern Bundesstaaten eingreifen und daß die Staatsform republikanisch ist. Das Territorium dagegen hat keine Staatsrechte, und man ist noch nicht darüber einig, wie weit seine Rechte auf Selbstregierung sich erstrecken sollen. Nun wohl: Californien, das sehr schnell eine Bevölkerung von mehr als 150000 Seelen erreicht hat, meist Auswanderer aus den freieren nordöstlichen Staaten, verlangt jetzt als freier Staat in die Union zu kommen. Neu-Mexiko, das in Folge der mexikanischen Gesetze von der Sklaverei frei ist, und Utah, das seine junge Bevölkerung die Heiligen des jüngsten Tags nennt, verlangen als Territorien das Recht, sich gegen die Einführung der Sklaverei auszusprechen; aber da diese drei Staaten, der mündige sowohl als die noch unmündigen, unter Einer geographischen Linie, genannt die Missouri-Linie, liegen, die nach alter Uebereinkunft als Grenzlinie zwischen den freien Staaten und den Sklaven-Staaten gelten soll, so daß alle Staaten nördlich von ihr das Recht haben sollen, von Sklaven frei zu sein, alle Staaten südlich von ihr das Recht, Sklaven und Sklaven-Arbeit zu haben, und da drei neue Freistaaten das Gleichgewicht zwischen der politischen Macht des Südens und des Nordens stören würden, so daß die Uebermacht auf die Seite des Nordens und der freien Staaten käme, so rufen die Südländer (jedoch

nicht alle) „Nein, nein!“ und die Ultras unter ihnen fügen hinzu: „Lieber brechen wir mit dem Norden und schließen eine besondere Union — die Union der südlichen Staaten! Lieber wollen wir dem Norden den Krieg erklären.“

Die Südländer wollen sowohl Californien als Neu-Mexiko zur Einführung ihrer Sklaven-Institution für sich offen haben, und zu diesem Behuf wollen sie, daß der Congreß ein Gesetz erlasse, welches den freien Staaten verbiete, den aus den Sklavenstaaten geflüchteten Sklaven Schutz zu verleihen, und den Südländern das Recht gebe, in den freien Staaten gesetzlichen Beistand zu verlangen, um ihr menschliches Eigenthum zurückzubekommen. Dazu rufen die Nordländer aus vollem Halse: „Nein, nein!“ und die Ultras ihrer Partei fügen hinzu: „Lieber blutigen Krieg! Wir wollen der Sklaverei keine Concessionen machen. Fort mit der Sklaverei! Mögen wir ein freies Volk werden! Der Congreß fertige ein Gesetz aus, das die Sklaverei in jedem neuen Staat verbiete.“

Mehrere Südländer gestehen inzwischen Californien das Recht zu als freier Staat in die Union zu treten, bestreiten aber dem Territorium das Recht in der Sklavereifrage für sich Gesetze zu geben. Die Südländer behaupten im Allgemeinen, sie streiten nicht für die Sache der Sclaverei, sondern für die Sache des Staatsrechts und der Constitution. Einige haben mit dieser Sache Recht, bei den Meisten aber bemerkt man sehr leicht, daß das Sklaverei-Interesse ihrer Opposition die Färbung gibt.

Hiezu kommen noch andere Streitfragen in demselben Kapitel, wie z. B., ob der Bezirk Columbia, worin die Stadt Washington liegt, in Zukunft noch Sklaven haben soll oder nicht. (Washington im Bezirk Columbia liegt nämlich im Sklavenstaat Maryland.) Ein Theil der Südländer verlangt sehr angelegentlich auch

hier seine geliebten häuslichen Einrichtungen, wie die Phrase lautet, behalten zu dürfen. Ein weiterer Streitpunkt ist die Frage über die Grenze von Texas gegen Mexiko und über ein Stück Land zwischen dem Sklavenstaat und dem noch freien Territorium, oder wer dieses Stück haben, wer es abtreten soll, und Freiheit und Sklaverei schlagen sich auch hier von Neuem um diese Scholle Erde.

So ungefähr sieht der große Zankapfel aus. Er ist ein wahrer gordischer Knoten, zu dessen Lösung ein Alexanderschwert nöthig zu sein scheint.

Henry Clays Compromißvorschlag sagt: Californien soll seinem Verlangen gemäß als freier Staat in die Union einverleibt werden. Denn seine Bevölkerung von nahezu 200,000 Seelen hat das Recht, über ihre Verfassung zu bestimmen. Neu-Mexiko soll mit der Bestimmung über die seinige warten, bis seine Bevölkerung zahlreich genug ist, um der Verfassung gemäß einen Staat bilden zu können. Es soll inzwischen ein Territorium ohne Sklaverei sein. Eben so soll es mit Utah sein.

Dagegen sollen die Sklavenstaaten das Recht besitzen, von den freien Staaten ihre geflüchteten Sklaven zurückzuverlangen und dieselben, wenn sie auf diese Art gefordert werden, durch gesetzlichen Beistand zurückzuerhalten, wie die Verfassung es festsetzt.

Columbia soll ein freier Bezirk sein, aus welchem die Sklaverei verbannt sein soll.

Dieß, glaube ich, waren die Hauptpunkte in Clays Vorschlag, um Frieden zwischen dem Norden und Süden zu stiften. Aber sowohl der Norden als der Süden verlangen jeder seinerseits größere Zugeständnisse und verwerfen beide die Compromißbill. Diese Bill, welche viele Theile, die Clay auf einmal zu erhalten wünscht, unter derselben Rubrik zusammenfaßt, ist deßhalb die Omnibus-Bill genannt worden und wird un-

ter diesem Namen bekämpft. Mehrere Senatoren, die in gewissen Punkten mit Clay gingen, haben sich in andern von ihm getrennt, und es scheint, als habe die Omnibus-Bill als solche beinahe den ganzen Senat gegen sich bekommen, obschon einige besondere Fragen sich nach Clays Ansichten zu entscheiden scheinen: unter ihnen just die Hauptfrage von Californiens Einverleibung in die Union als Freistaat. Aber auch diejenigen, die in der Hauptsache dasselbe wollen, hadern mit einander wegen Nebensachen, und vor einigen Tagen hörte ich, wie Missisippi von Missisippi eine scharfe Lection wegen seiner „disunion"-Tendenz erhielt; die andere Hälfte von Missisippi schrie: „Pfui über die Disunionisten!"

Jetzt ein wenig von den dramatischen Personen oder von einigen unter ihnen, die mir am bemerkenswerthesten erscheinen.

H. Clay hat seinen Sitz ganz hinten an der Wand, rechts vom Eingang, ist immer gegenwärtig, aufmerksam, lebhaft, folgt der Discussion, wirft das eine oder andere Wort hinein und ergreift nicht selten das leitende Wort. Seine Wangen und Blicke haben eine fieberische Gluth, seine Stimme und Worte, die immer energisch und vom Impuls der Seele getrieben sind, erzwingen sich die Aufmerksamkeit, seine Beweisführungen sind direct schlagend, scheinen mir den Stempel starker Ueberzeugung zu tragen und müssen überzeugend wirken. Und wenn seine starke klangvolle Stimme das Feldgeschrei „Californiae," dessen letzten Buchstaben er auf eigenthümliche Weise betont, während des Kampfes um Californiens Freiheit durch den Senat schleudert, so fühlt man, daß der alte Feldherr die Seinigen zum Siege führt. H. Clay hat, obschon er in einem Sklavenstaat (Kentucky) geboren und Vertreter desselben, auch selbst Sklavenbesitzer ist, offenbar seine Sympathien gänzlich auf der Seite des Freiheitssystems, und er hat bei

Eröffnung dieser Sitzung unumwunden ausgesprochen, daß er niemals die Einführung der Sklaverei in irgend einem neuen Staat dulden werde. Und daran erkenne ich den großen Staatsmann und den freien Sohn der neuen Welt. Auch soll er bei einer früheren Gelegenheit einen Antrag auf Befreiung seines Geburtslandes von der Sklaverei gestellt haben, und sein Antrag scheint ganz und gar nicht unpraktisch gewesen zu sein. Er geht dahin, daß alle Kinder von Sklaven, die nach einem gewissen Jahr (ich meine, es ist das Jahr 1850) geboren worden, frei erklärt, auf eine humane Art in Schulen erzogen und zu Handwerkern und Gewerbsleuten ausgebildet werden sollen. Dieser in seiner Tendenz so edle, so ausführbare Antrag, der eine doppelte Emancipation auf vernünftige Weise vorbereitete, ist gleichwohl bei Seite gelassen. Die Ultras beider Partheien im Anti-Sklaverei- und Pro-Sklaverei-Lager wollen nichts davon hören.

Daß Clay gegenwärtig, während er für Californiens Freiheit und Neumexikos Neutralität kämpft, auf Concessionen gegen die südlichen Staaten in Betreff ihrer Zurückforderung geflüchteter Sklaven dringt, halte ich für eine durch die Nothwendigkeit der Dinge gebotene Maßregel. Nachdem ich mich in den Sklavenstaaten aufgehalten, und die Bitterkeit gehört und gesehen habe, welche da (besonders in Südcarolina) über das Verfahren und die Eingriffe der Nordländer in der Sklavereifrage herrscht, nachdem ich oft den Wunsch nach Trennung vom Norden gehört habe, der hier gährt und sich auch im Senat Luft schafft, glaube ich, daß *)

*) Seine Worte bei dieser Gelegenheit waren: „Und will Jemand wissen, ob ich die Ausdehnung der Sklaverei in unsrem Land zugeben werde, so ist das meine Antwort: Nein, meine Herrn, nein, nein, nein, nie!“

diese Concession zur Vermeidung eines Bürgerkriegs nothwendig ist, zumal jetzt, da die Gemüther des Südens von Neuem aufgereizt sind, weil die Nordländer wahrscheinlich Californien, wie auch Neumexiko und Utah in ihre Staatengruppe gewinnen werden.

Die Concession hat ihre gesetzliche Begründung darin, daß nach der Verfassung der Vereinigten Staaten die einzelnen Staaten verpflichtet sind, die Gesetze von einander zu respectiren, und daß nach den Gesetzen der Sklavenstaaten die Sklaven einen Theil des gesetzlichen Vermögens der Sklavenbesitzer ausmachen. Ich begreife vollkommen die Erbitterung der Antisklavereipartei bei dem Gedanken, daß ihre freie Erde kein Asyl für unglückliche Sklaven sein dürfe, und daß die Sklavenfänger daselbst freies Spiel bekommen und von Beamten der freien Staaten unterstützt werden sollen; ich weiß, daß ich selbst lieber den Tod erleiden als einen unglücklichen Sklaven preisgeben würde, der sich zu mir geflüchtet hätte; aber gibt es wohl in diesem Augenblick eine Alternative zwischen dieser Concession und dem Bürgerkrieg? Clay scheint der Ansicht zu sein, daß es keine gebe, und mit ihm scheint Daniel Webster zu gehen, obschon er sich über die Compromißbill noch nicht öffentlich ausgesprochen hat. Ich glaube, daß Clay ungern das Zugeständniß macht, und daß er es nicht vorgeschlagen haben würde, wenn er dächte, daß es länger als eine gewisse Zeit bestehen könnte; wenn nicht sein eigenes großes Herz und sein staatsmännischer Blick ihm sagte, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo der höhere Herzschlag des Südens aus freiem Antrieb eine höhere menschliche Gesetzgebung in der Sklavenfrage herbeiführen, und daß der Einfluß der freimenschlichen Bewegung in Europa wie in Amerika die neue Welt zur Abschüttlung ihrer größten Lüge veranlassen werde. Und daran glaube auch ich, Dank sei es den edlen Gemüthern, die ich im Süden kennen

gelernt, Dank sei es dem freien Süden, der im Schooße des Sklavenstaates heranwächst und immermehr Raum gewinnt. Und wer kann die Bewegung des Geistes über diese ganze große Weltbildung verspüren, ohne zu fühlen, daß Gottes Geist über der Tiefe schwebt, und mit seinem allmächtigen Wort das Licht von der Finsterniß trennen wird? Die Morgenröthe ist bereits an den Bergen und färbt die Gipfel des Waldes. Wer dieß sehen will, der kann es sehen. Ich fürchte hier den Sieg der Finsterniß nicht.

Neben Clay und vor ihm in der Reihe erblickst Du den Repräsentanten des Granitstaats, Mr. Hale von Neuhampshire, mit einem Kopf, welcher an Napoleon erinnert, aber einem Körper und einer Haltung, wie man sie bei großen dicken Knaben zu finden pflegt; eine frische, starke Hochlandsnatur, fest auf ihrem Grund wie der Granitberg, und eine Gemüthsart so frisch wie der Wind, der um dieselben weht. Ein entschiedener Antisklavereimann und unerbittlich für jede Concession in dieser Frage, versetzt er mit seinem Humor und seinen witzigen sarkastischen Einfällen oft den ganzen Senat in muntere Laune. Neben ihm erblicke ich den Senator von Texas (den ersten Präsidenten des republikanischen Texas) General Houston, der einen ganzen Monat Zeit brauchte, um aus seinem Staat nach Washington zu reisen. Man hört den stattlichen alten General gern an wegen der pittoresken und frischen Schilderung in seinem Vortrag. Sein Ausdruck ist gutmüthig und mannhaft, verbunden mit einem Anstrich militärischer Ritterlichkeit. Er hat die Eigenheit, daß er während der Discussion im Senat immer mit dem Federmesser kleine Stückchen Holz zerschneidet.

Der Senator von Pennsylvanien, einen Mann von quäckerhafter Einfachheit und einem reinen, schönen Gesicht, erblicke ich hier in den Reihen der Antisklaverei. Die Senatoren von Ohio, Corvin und Chase gehören ebenfalls

hieher. Den ersteren kennst Du bereits; im Senat sah ich ihn still und ruhig dasitzen — (er soll seine Rede in der Hauptsache bereits gehalten haben), und nur von Zeit zu Zeit wirft er bei den Reden der Südländer, die jetzt an der Tagesordnung sind, eine kurze Bemerkung dazwischen. Chase hat ein ausgezeichnet edles und schönes Außere; ich habe selten eine würdevollere und stolzere Gestalt gesehen. Im Privatleben muß ein solcher Mann imponiren und Liebe oder auch Haß erwecken. Im öffentlichen Leben spricht er sich entschieden, aber wortkarg für das Freiheitsprincip aus.

Der Senator von New-York, Mr. Seward, ist ein kleiner Mann ohne persönliche Schönheit, und sein Organ hat jenen Nasenlaut, der bei den Söhnen Bostons (Seward ist aus dieser Stadt) nicht selten unangenehm auffällt. Gleichwohl hat diese Stimme hier einen der größten und edelsten Gedanken ausgesprochen, die während des Congresses an den Tag gekommen sind. Er ist ein entschiedener Antisklavereimann und erklärt sich gegen das Compromiß. „Ich will," sagte er neulich am Schlusse einer Rede, für die Aufrechterhaltung der Union nicht durch Concessionen gegen die Sklaverei, sondern durch Förderung solcher Gesetze und Einrichtungen wirken, welche die Union zu einer Wohlthat für das ganze Menschengeschlecht machen." Wie gut und groß!

Gehe ich von dem Punkt, wo ich angefangen habe, weiter nach der Seite des Haupteinganges, so treffe ich nicht weit von Clay einen Südländer und Kämpen der Sklaverei, den Georgi'schen Senator Richter Berrian, einen Mann von Talent und Geist; er ist dabei auch ein braver und gottesfürchtiger Mann, ein Mann von feiner Bildung und der besten Lebensart, und es thut mir wirklich wehe, ihn als Advokaten der Schattenseite des Südens zu sehen, während er für die Rechte desselben kämpfen muß. Er steht jetzt mit Clay in Fehde

über Californiens Recht und Freiheit, und die persönliche Abneigung zwischen beiden Männern ist so weit gediehen, daß Clay seinen Platz an unserer Table d'hote, wo Berrian neben ihm saß, aufgegeben hat. Clay speist jetzt auf seinem Zimmer und Berrian bleibt nach wie vor an der Tafel.

Mitten in diesem Lager sitzt der Coloß Daniel Webster gemächlich in seinem Lehnstuhl mit blaßgelber Wange und Stirne, und scheint beschwert von Gedanken oder von der Wärme, vielleicht von beiden; ich nenne ihn Coloß, nicht weil ich eine übermäßige geistige Größe in ihm erblicke, sondern um seines prächtigen Kopfes und massiven Aussehens willen (obschon er von Gestalt nicht groß ist), wie auch darum, weil sein Einfluß sich als etwas Colossales zu empfinden gibt. Er ist einer der schönsten Männer gewesen, ein Mann von natürlicher königlicher Würde, und er soll durch sein bloßes Auftreten eine beinahe magische Gewalt auf Menschenmassen ausüben. Er zählt jetzt über 60 Jahre und ist noch immer ein schöner kräftiger Mann, obschon die Jahre und die Masse der Gedanken ihn zu beschweren scheinen. H. Clay ist mit mehr als 70 Jahren im Vergleich zu Webster immer noch ein Jüngling in Aussehen und Wesen. Clay ist stets bereit Feuer zu geben. Webster scheint hauptsächlich darauf bedacht, seine Kanone wohl zu laden, bevor er die Lunte ansetzt.

Die Senatoren von Illinois, General Shield und Richter Douglas, sind klein von Person, aber beide Männer von Talent und Geist. Die tiefen schönen Augen des Letzteren flammen von einem dunklen Feuer, von welchem man sagt, es brenne für ehrgeizige Pläne und strebe nach dem Präsidentenstuhl. (Aber dasselbe Streben wird auch Clay, Webster, Seward und mehreren Andern untergeschoben.) Er spricht nicht viel, wenigstens in Gesellschaft, aber man spürt seine Gegenwart. Seinem Aussehen nach scheint er ein warmherzi-

ges, tüchtiges und schlaues Männchen zu sein. General Shield ist blond, blauaugig, hat einen schönen redlichen Blick und ist eine offenere Natur. Er hat sich im Krieg mit Mexiko ausgezeichnet und ist da schwer verwundet worden. Ich spreche gerne mit ihm und höre ihn gerne sprechen. Er ist ein aufgeweckter warmer Amerikaner und scheint die eigenthümlichen Vorzüge so wie den Beruf seines Landes wohl zu verstehen.

Laß uns jetzt einen Blick ins andere Lager hinüberwerfen. Der Habicht von Missouri, Senator Benton, sitzt da tief in der Mitte der Seinigen, wie der Löwe von Kentucky im andern Lager, und ihm schief gegenüber. Er ist einer der ältesten Senatoren im Congreß und hochgeachtet wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Festigkeit und seines Muthes. Er hat zwei oder drei Duelle bestanden, kaltblütig und langsam gezielt, und kaltblütig seinen Gegner über den Haufen geschossen. Er sieht aus, als könne er noch immer seinen Mann kaltblütig zusammenschießen.*)

Er gehört zu der sogenannten Grenzerbevölkerung in Amerika, d. h. zu denjenigen Leuten, die, auf den Grenzen der Wildniß und unter einem halb wilden Volk aufgewachsen, sich frühzeitig an die Gesetze und Spiele des Faustrechtes gewöhnt haben und mit Pistole und Bowiemesser (einem krummen Messer, das in den Sklavenstaaten allgemein als Waffe gebräuchlich und nach seinem Erfinder so benannt ist) ausgehen, wie unsere Herren mit Federmesser und Bleistift in der Tasche. Und in dem Sklavenstaat, welchen der wilde, in seinem Lauf trübe und gefährliche Missouri durchströmt, in diesem Staat, der westlich an das wilde

*) Und diese Duelle oder vielmehr sein Benehmen bei denselben haben in den Augen Vieler einen Schatten auf seinen Charakter geworfen.

Steppenland der Indianer-Stämme und östlich an den Riesenfluß Missisippi grenzt, wo heidnisches Leben noch mit dem christlichen Gesetz um die Herrschaft kämpft, in dem noch jetzt nur halb civilisirten Missouri kann ein kaltblütiger Duellant, wie Oberst Benton als würdiger Repräsentant aufgestellt werden, wenn er durch Festigkeit des Willens und Consequenz seines Benehmens als politische Persönlichkeit Achtung und Furcht einflößt. Aeußerlich ist er ein stark untersetzter Mann von breiten Schultern und hoher Brust. Die Stirne ist hoch, das bereits ergraute Haar erhebt sich dünn und leicht gelockt darüber. Darunter glänzen ein Paar lebhafte, aber kalte graue Augen, zwischen ihnen steht eine Habichtsnase hervor; der untere Theil des Gesichtes ist stark und deutet auf kräftigen Willen und starke animalische Leidenschaften. Gestalt und Ausdruck sind kräftig, bekommen aber leicht einen Anstrich von Derbheit, und es fehlt ihnen das Edle. Im Senat tritt er für die Freiheit Californiens auf, kämpft aber gegen Clays Omnibus-Bill.

In Gesellschaft habe ich ihn als einen offenen zuvorkommenden, sehr artigen und freundlichen Mann kennen gelernt, aber Etwas in mir bebt zurück vor dieser kalten blutigen Hand. Sonst könnte ich mich entschließen, den Mann öfter zu sehen. Sein offenes Bekenntniß im Senat, daß er, obschon Vertreter eines Sklavenstaates und in einem Sklavenstaat geboren, dennoch die Sklaverei als ein Uebel betrachte und es für ein Verbrechen ansehen würde, diesen Fluch auf bisher frei gewesene Territorien auszudehnen, dieses männlich offene Bekenntniß in seiner Stellung verdient alle Achtung, und seine Schilderungen von der Natur und den Verhältnissen in den westlichen Ländern sind lebendig, kräftig und zeugen von Kenntnissen und Talent.

Am kühnsten im Lager der Südländer ragt neben dem Senator von Missouri, der Senator von Louisiana Soulé hervor, bildet aber einen scharfen Contrast gegen die Erstgenannten. Der Habicht von Missouri ist ein tüchtiger Repräsentant des Staats mit dem wilden Fluß, mit dem an rohen Metallen reichen Bergen, des Nachbarstaats der Indianer. Das Land, wo die Orange blüht, wo der Zucker wächst und wo französische Civilisation und französische Sitten längst heimisch sind, da sie von Frankreich aus während der verfeinertsten Periode Frankreichs dahin gezogen, das blühende schöne Louisiana hätte keinen würdigeren Repräsentanten zum Congreß schicken können, als den französischen Creolen Soulé. Südländisch schön, mit den feinen Zügen, den dunkeln Haaren und Augen, die Spaniens und auch Frankreichs schönste Bevölkerung auszeichnen, besitzt Soulé die Grazie und Feinheit des Ausdrucks, die man bei den Männern dieser Völker findet und die man bei den Angelsachsen und Normannen nicht findet, so viel Gutes und Schönes man auch sonst bei ihnen finden mag. Soulé ist im Senat und in der Californienfrage für die „Rechte des Südens" aufgestanden, hat sich aber zugleich als ein Mann von Genie und Tact gezeigt, und als es sich um einen Beschluß handelte, welcher dem Interesse Louisianas als Sklavenstaat widerstritt, hat er sich gleichwohl für das Verbleiben bei der Union ausgesprochen. Seine große Rede hat bedeutendes Aufsehen gemacht, und ich habe sie vielfach preisen gehört. Ich habe sie gelesen, finde aber darin Nichts von einer höheren Natur zu bewundern. Die Staatsrechte des Südens sind das höchste Ziel, wofür er kämpft, und seine höchste Appellation ist an das ritterliche Ehrgefühl für — eigene Ehre. „Der Süden darf nicht nachgeben, weil der Süden der schwächere Kämpfer ist. Wenn der Süden besiegt werden soll, so darf doch keine Röthe der Scham seine Wange be-

flecken." Soulé ist ein französischer Ritter, aber nicht vom höchsten Schlag; kein Bayard oder Turenne.

Der kaltblütige Senator von Alabama, ein Mann von scharfem und strengem Aussehen, hochgeachtet wegen der Rechtschaffenheit seines Charakters, sitzt im Lager der Südländer neben dem feurigen Missisippier, nämlich dem jüngeren der Senatoren dieses Staats; einem feurigen jungen Mann von schönem Gesicht, der heftig für die Rechte des Südens spricht. Der zweite und ältere Senator von Missisippi, Mr. Foote, ist ein kleiner, magerer, ebenfalls feuriger Mann, den ich für einen wahrhaft warmen Patrioten halte. Er ist für die Union, und seine glänzendsten Augenblicke sind diejenigen, wo er sich auf polemische Dithyramben gegen Jeden wirft, der sie bedroht. Die Explosionen seiner Ausfälle reißen ihn beinahe vom Boden auf, während seine ganz elastische, aber doch sehnige Gestalt in heftigen Zuckungen aufwärts den Apostrophen des Geistes folgt. Diese sind zuweilen so scharf und strafend, daß ich mich über die Geduld gewundert habe, womit der Senat und besonders gewisse Senatoren sie anhören. Aber es kommt mir vor, als hören sie dieselben mit einem gewissen Kennergefühl für die Arbeit eines talentvollen Künstlers. Mr. Foote ist übrigens beständig auf den Beinen, hat immer etwas zu bemerken, zurechtzuweisen, und er ruft durch seine quecksilberne Lebhaftigkeit zuweilen ein allgemeines Lachen hervor, aber von gutmüthiger Art, wie Mr. Foote im Grunde selbst ist.

In der Nähe des „feueressenden Missisippi" erblickte ich einen jungen Mann, gleichfalls von schönem Aussehen und mit Gesichtszügen, die denen eines Indianers merkwürdig gleichen. Es ist der Senator von Virginien (auf seinen Namen besinne ich mich nicht, und er soll ein Abkömmling der indianischen Heldin

Virginens Pocahuntas sein; für mich ist dieß seine vornehmste Merkwürdigkeit.

Und jetzt, mein liebes Agathchen, kannst Du wohl für heute genug an Politik und an politischen Herrn haben. Mehr werde ich Dir schreiben, wenn ich selbst mehr gesehen habe. Zwei Abgesandte der Mormonen zeigen sich auch im Senat (doch nicht im Senat selbst, sondern nur im Vorhof) und überbringen dem Congreß einen Antrag des sehr schnell auf 12000 Seelen angewachsenen Mormonenvolkes, das um Einverleibung in die Union und um militärischen Schutz gegen die Indianer bittet. Diese sonderbare Secte ist, nachdem sie von dem Volk in Illinois aus ihrer ersten Heimath am Mississippi vertrieben worden, weit nach Westen jenseits der indianischen Wildniß Nebraska gewandert und hat in einem fruchtbaren Thale rund um einen großen Binnensee, genannt der große Salzsee, im obern Californien einen blühenden Staat gegründet. Ueber die Regierung und über die Sitten des Völkchens habe ich bis jetzt noch nichts recht Klares und Bestimmtes gehört, aber ihre Bibel, die Mormonenbibel habe ich hier entlehnen können. Sie enthält erstlich die ganze christliche Bibel, sodann verschiedene Zusätze zu derselben von der Hand einiger späteren angeblichen Propheten, von welchen Meroni und Mormon die letzten sind. In ihren Weissagungen kommen nähere und bestimmtere Prophezeiungen von Christus vor, ja beinahe seine ganze Geschichte und viele von seinen Worten, aber, soweit ich entdecken kann, durchaus nichts Neues in der Religionslehre. Die Eigenthümlichkeit der Secte scheint sich darauf zu gründen, daß ihr Prophet Joe Smitt in gerader Linie von diesen letzteren christlichen Propheten abgestammt sein und durch wunderbare Mittheilung einen Theil ihrer Bücher, wie auch ihrer geistigen Gaben empfangen haben soll, nebst der Macht, diese Gaben Andern mitzuthei-

len, wodurch sie in einen näheren Verband mit Christus kommen, als alle andern Christen. Wie ein Mann, der offenbar in vielen Stücken ein Betrüger war, über Tausende von Menschen in einem gegenwärtigen christlichen Staat eine so große Macht erhalten und sie dazu bringen konnte, eine große und ordentliche, seinen Gesetzen gehorsame Gemeinde zu bilden, das scheint sich kaum anders erklären zu lassen, als dadurch, daß dieser Mann zugleich einige wirklich ungewöhnliche Gaben, theils von prophetischer Art (und wir hören ja noch täglich von vielen solcher Abarten des ältesten prophetischen Vermögens, wie z. B. von dem zweiten Gesicht der Schotten) theils Gaben weltlicher Klugheit besaß. Er wurde im Kampf mit der Bevölkerung von Illinois erschossen und er soll die Zeit und die Art seines Todes mit Bestimmtheit vorhergesagt haben. Aber das Mormonenvolk läßt sich fortwährend von Männern leiten, die seine Gesetze befolgen und angeblich von seinem Geiste geleitet werden.

Ich muß Dir jetzt ein wenig von meiner neuen Heimath erzählen. Es ist dieß das Haus eines Professors der Geologie Namens Johnson. Er selbst befindet sich gegenwärtig auf einer Geschäftsreise, wird aber bald zu Haus erwartet. Seine Frau, ihre Schwester und zwei Adoptivkinder, ein schönes Mädchen von fünfzehn und ein Junge von dreizehn Jahren, bilden die ganze Familie. Mrs. Johnson ist eine eifrige Predigerin gegen die Sklaverei und für die Wasserkur. In der ersteren Anstalt sieht sie die Wurzel alles Uebels, in der letzteren die Arznei für alles Uebel; sie ist ein grundguter, redlicher, offener, herzlicher, vortrefflicher Charakter mit vieler frischen Originalität. Die um mehrere Jahre jüngere Schwester ist Quäckerin und hat eines jener milden schönen Gesichter, welche bei den Weibern dieser Secte so gewöhnlich sind, wie auch ihre verständige stille Art zu sein. Sie trägt

sich immer weiß und jeden Morgen ist der Frühstücktisch mit frischen Rosen geschmückt, die sie von ihrem Spaziergang vom Park am Capitol mitbringt; eine oder zwei Rosen liegen bei jedem Couvert, just wie wir es bei unserem Frühstückstisch zu Arsta zu haben pflegen. Miß Donaldson ist das Ideal der politischen Quäckerin, und die eine und andere Zeile schöner Poesie wird von Zeit zu Zeit in ihr Gespräch eingeflochten, immer an ihrem Ort, immer voll Anmuth. Miß Donaldson erfrischt mich schon durch ihre bloße Gegenwart, die eine gewisse Ruhe um mich her ergießt. Mrs. Johnson erfrischt mich mit ihren kalten Bädern, mit ihrer muntern Natürlichkeit, sowie mit den Disputationen, die ich sie zuweilen zu meinem großen Vergnügen mit dem schwedischen Doctor Hebbe halten höre; ich bin ihr unendlich dankbar für den schönen Frieden und die Freiheit, die ich in ihrem guten Hause genieße.

Washington, den 14. Juli.

Es ist Sonntag, und ich bin nicht in die Kirche gegangen, um bei Dir auszuruhen und mit Dir zu plaudern. Es ist sehr heiß, aber die Sykomore vor meinem Fenster spendet mir Schatten und so viel als möglich Kühlung durch die grünen Jalousien. Jetzt bist Du wohl mit Mama auf Arsta, mein liebes Agathchen, lebst wieder auf und schweifst in der Sommerluft und unter Blumen umher. Mögen alle andern Dinge zu Hause sich eben so sommerlich gut anstellen und Dir Dein Landleben recht genußreich machen!

Hier ist Alles wieder in vollem Kampf. Präsident Taylor ruht in seinem stillen Grab, innig betrauert von seinen nächsten Angehörigen, sowie von seinen Kriegsgefährten. Seine Beerdigung fand neulich mit Pomp statt, war jedoch weniger prunkvoll als die Leichenfeier Calhouns in Charleston und zog weit

weniger Zuschauer herbei. Ueber seinem Grab stürzen die politischen Parteien mit erneuter Bitterkeit auf einander los, und die Ermahnungen, die sein Tod im Congreß hervorgerufen, daß man auf höhere Dinge bedacht sein soll, als auf egoistische und irdische Interessen, scheinen mit ihm begraben zu sein. Der Senator von Alabama, Mr. King, ist jetzt Senatspräsident an Fillmores Statt und füllt diesen Platz mit etwas mehr Schärfe und bedeutend weniger Anmuth aus als dieser. Ueber Fillmore, der jetzt auf einmal die erste Person in den Vereinigten Staaten geworden, regnet es Zeitungsartikel, die seine Person, seine Lebensverhältnisse, sein Talent, seinen Charakter u. s. w. nach allen Seiten beleuchten. Ein Staatsmann hier zu Lande ist wie ein Steuermann auf seinem Schiff immer allen Wettern und Windstößen ausgesetzt, so daß er bald verwittert genug werden muß, um sich nur wenig darum zu bekümmern, wie der Wind bläst. Dieser Steuermanns-Charakter ist auch der einzige, der für jede öffentliche Person, für Staatsmänner, Beamte oder Schriftsteller taugt. Mag der Wind blasen wie er will, ein solcher Mann hat blos für Eines zu sorgen, blos nach Einem zu fragen, nämlich daß er dem Compaß angemessen steure, welcher hier das Gewissen oder die gewissenhafte Ueberzeugung ist. Aus Fillmores Biographie geht hervor, daß er auch einer der selbstgemachten Männer der neuen Welt ist, daß sein Vater ein geringer Farmer war, und daß der Junge blos die Erziehung einer allgemeinen Schule genoß, daß er als Jüngling das Schneiderhandwerk erlernte, später Schullehrer und sodann Schreiber bei einem Advokaten war, der auf seine glücklichen Anlagen aufmerksam wurde und sich seiner annahm. Man rechnet ihn nicht unter die Talente höchster Classe, aber man rühmt seinen Charakter und seinen gesunden Verstand (good sense). Man spricht viel davon, daß in dem Augenblick, wo er zum Prä-

sidenten gewählt wurde, seine einzige Tochter Lehrerin in einer Mädchenschule war und noch ist. (Gleichwohl keine ordentliche Lehrerin, wie ich im Anfang meinte, sondern blos auf ein Jahr, indem sie das Lehramt in einer Schule besorgt, wo alle Zöglinge, um ihren Curs zu vollenden, ein Jahr lang dieser Beschäftigung obliegen müssen.)

Von mir habe ich Nichts als lauter gute Dinge zu sagen, meine liebe Agatha. Ich lebe in einer Welt voll von Interesse und erfreue mich jeden Tag neuer Bekanntschaften, sowie solcher Gespräche, die mehr Gedanken wecken, als ich in langer Zeit verarbeiten kann, was alles anstrengend ist, zumal während der starken Hitze. Aber ich mag jetzt so erschöpft und müde sein, als ich will, bei jedem Wort von wirklichem Interesse spannen sich die Nerven, das Herz schlägt gesund und ich fühle mich so stark und lebensfrisch wie nur je. Nirgends habe ich so vielseitig interessante Unterredungen gehabt wie hier. Aber hier im Congreß und um ihn her ist auch ein großer Theil der Weisheit der Vereinigten Staaten jetzt concentrirt, denn diejenigen, die allgemeine nützliche Reformen oder Pläne durchgesetzt zu sehen wünschen, kommen hieher, um beim Congreß Gesuche einzureichen, mit den Mitgliedern desselben zu sprechen oder den Gang der Dinge zu überwachen. Unter diesen Herren befindet sich ein Mr. T., der für die Reform des Postwesens arbeitet, Herabsetzung des Briefportos für die ganze Union, ähnlich der in England eingeführten Reform in dieser Sache verlangt, und man hat alle Ursache zu glauben, daß das Ding bald durchgehen werde.

Mr. T. hat mich überdieß durch seine rege Theilnahme für die höhere Entwicklung der Weiber und seinen klaren Einblick in deren Einwirkung auf das ganze Geschlecht sehr interessirt. „Wenn man mir," sagt er, „die Wahl ließe, den Männern oder den Weibern in

einem Volk die Erziehung zu geben, so würde ich mit den Weibern beginnen." Aber diese Ansicht herrscht ziemlich allgemein unter den denkenden Männern der neuen Welt. T. ist gleich mir erstaunt über den bedeutenden Charakter der Quäckerweiber, und er findet den Grund davon in ihrer frühzeitigen Gewohnheit an Selbstregierung, eine Gewohnheit, die sie sich durch ihre baldige Theilnahme an dem bürgerlichen Leben aneignen.

Professor Henry ist einer der liebenswürdigsten Gelehrten, die ich je getroffen habe, und seine Unterredungen mit mir gewähren mir großes Vergnügen. Vor einigen Tagen sprachen wir von den letzten Gesetzen der Dinge. Henry bemerkte, daß diese um so einfacher erscheinen, je näher wir zu ihnen dringen, und fügte hinzu: „Um sie in ihrer höchsten Wahrheit aufzufassen, ist eines Engels Gemüth und eines Engels Blick erforderlich." Ach! Wie Oersted ist Henry übrigens ein Verehrer der Naturgesetze, ohne darein jedoch die Naturphänomene aufnehmen zu wollen, die auf eine geistige Naturwelt deuten, welche weit reicher ist als derjenige Theil, den sie allein als reell gelten lassen wollen. Und in diesem Punkt lebe ich mit Henry, wie ich mit Oersted that, in Fehde. Aber immerhin! Was die Menschen *sind*, was sie *geben*, ist das Wichtige, nicht was sie *nicht* sind oder *nicht geben* können. Jeder hat sein Pfund zu verwalten bekommen. Das wissen wir Alle, aber wir vergessen es so oft, während wir tadeln und kritisiren.

Mr. Carey, der Nationalöconom, sprach gestern in meiner Gegenwart gewiß länger als eine Stunde von der rechten Staatsbildung. „Das eigentliche dauernde Gebäude war nicht der Säule gleich, sondern der Pyramide. Die Säule entsprach dem europäischen monarchischen Staatsgebäude, sie kann kein großes Gebäude tragen, sondern stürzt darunter zusammen." Vor meh-

reren Jahren, als Carey Ludwig Philipp in Frankreich Macht und Reichthum bei sich und seiner Dynastie concentriren sah, hat er gesagt: „Das kann nicht lange gehen, das muß über den Haufen fallen," und so ging es auch bald darauf. „Die rechte Staatsformation, diejenige, welche der Zeit und den Stürmen trotzen kann, muß eine gewisse Basis haben und von dieser aufwärts bauen; diese Form ist die der Pyramide, und sie ist die Staatsbildung der Vereinigten Staaten, wo von der Basis allgemeiner Volkserziehung und bürgerlicher Gleichheit das Staatsgebäude fest und unerschütterlich gleich den Anden und Alpen auf seiner Grundlage emporsteigt." Diese Vergleichung scheint mir gut und die Sache wahr zu sein.

Weniger klar scheint mir seine nationalökonomische Theorie, welche die Production der Erde auf die gleiche Höhe mit der Bevölkerung setzen, und den Tod wenigstens in seinen großen Werkzeugen, dem Krieg und der Pestilenz unnöthig machen will, ja überhaupt unnöthig, um den Ueberlebenden Luft und Platz zum Athmen zu schaffen. Ich freue mich über alle Theorie und Arbeit in dieser Richtung, denn sie helfen immer zu etwas mehr Licht, zu freierem Athmen und zu Hoffnungen auf Erden. Aber klar will es mir gleichwohl scheinen, daß eine Insel, die gerade zehn Personen ernährt, niemals ebensogut zehnhundert ernähren wird. Ja, sagt man eine Insel, ein kleiner beschränkter Platz mit beschränkten Mitteln und Quellen, aber die ganze Erde!

Aber was ist denn die ganze Erde anderes, als eine kleine, sehr kleine Insel im Weltmeer? Hat sie etwas anderes als beschränkte Mittel? Kann sie, selbst wenn all ihr Boden angebaut ist, etwas anderes werden als eine Pflanzschule, wo die Bäume bald ins Gedränge kommen, wenn sie nicht versetzt werden, als eine Pilgerkolonie, die in neue Welten auswandern muß?

Ach! Nächst dem Glück auf dieser unserer schönen guten Erde geboren zu sein, weiß ich kein schöneres fröhlicheres Privilegium, als die Hoffnung sie verlassen, von ihr auswandern zu dürfen in eine größere freiere bessere Welt. Aber könnten die Nationalökonomie und die andere Wissenschaft die Noth auf Erden zu nichte machen, und den Tod zu einem friedlichen Bürger im Staat, der blos zu den Alten kommt, und wie ihr bester Freund, der Schlaf, kommt — das wäre herrlich.

Horace Mann (der große Erzieher) ist ein Mann von starker, unermeßlicher Hoffnung. Ich war niedergeschlagen, als ich mit ihm sprach. Aber er flößte mir ein Gefühl neuen Muthes ein. An seiner Stirne (einer jener zweistockigen Stirnen, die emporstrebende Ideen beherbergen) erkennt man den Mann, der lediglich durch den Einfluß seines Kopfes in allen nördlichen Staaten neue hohe luftige Lehrsäle errichtet und das Gesellschaftsgebäude allda eine Treppe höher hinaufgebracht hat. Sein Raisonnement ist in Kürze wie folgt:

„Wir erben Vermögen, gute und böse Eigenschaften von unsern Vätern. Die eine Generation beerbt die andere. Die Missethaten und Tugenden der Väter werden, das Menschengeschlecht im Ganzen genommen, fortgepflanzt. (Nach den Worten der Bibel werden sie in den Kindern und Kindeskindern bestraft und belohnt.) Dadurch daß man dem ganzen Volke eine große Erziehung angedeihen läßt, wird das ganze Volk höher steigen, und die nächste Generation wird bei gleicher Behandlung und mit einem höheren Erbe noch höher steigen, und so in Unendlichkeit.“ Horace Mann spricht davon mit dem Glauben, der Berge versetzen kann. Er ist wie Carey eine Kämpfernatur, nicht schonend gegen diejenigen, die ihm im Wege stehen, auch nicht sehr geliebt von seinen Gegnern und von Leuten, die in der Gemächlichkeit des Geistes leben wollen. Ich, die ich diesen beiden Männern blos widerspreche, um mehr

von ihnen zu hören, habe nun von ihnen erfahren, was ich zu wissen froh bin. Beide stehen in ihren besten Jahren, sind schlanke elastische Gestalten von jugendlich lebensvollem Wesen, und der Strahl des Genies, der ihr Gesicht beleuchtet, ist ihre vornehmste Schönheit. Ihre hellen blitzenden Augen sind das Klarste, an was ich mich erinnern kann.

Ich treffe hier mehrere Männer, deren eigentliche Talente oder gesunder Verstand von diesem Strahl von Oben beleuchtet werden, welcher überall, wo wir ihn erkennen, so belebend wirkt.

Und hier im Lande, wo jede Staatsfrage heimlich oder offenbar in nahem Verhältniß zum höchsten Wohl und Ziel des Menschen steht und danach behandelt werden kann, und hier in dieser Stadt, wo der gegenwärtige Gesellschaftskreis blos ein Vorsaal des Congresses ist, hier wird leicht jedes Gespräch zum Herzpunkt des Lebens gebracht und erhält dadurch Leben.

Den 16. Juli.

Aber wenn ein Fremder in dieser Zeit nach Washington käme und vom Capitol herab über das herrliche Land hinausschaute, wenn er seine Gedanken noch weiter über das Gebiet der Vereinigten Staaten vom atlantischen bis zum stillen Meer hinfliegen ließe, wenn er während der Sitzung des Congresses hier stände und das sternbesäete Banner der Vereinigten Staaten über dem Capitol flattern sähe und er dann dächte:

„Wie groß, wie herrlich muß es sich nicht für die Männer da innen empfinden, hinabzublicken mit dem Bewußtsein, daß sie über dieses große reiche Land, über diesen Welttheil das Leben der Freiheit ausbreiten!“

Gewiß würde er dann verwundert zurückstutzen, wenn er vom Capitol heraus antworten hörte: Nein, das Leben der Sklaverei!

Gewiß würde er zurückstutzen und falsch gehört zu haben glauben, würde alles Andere lieber glauben wollen, als eine solche Ungeheuerlichkeit, als eine solche entsetzliche Lüge in einem Land, dessen Grundgesetz sagt:

„Wir betrachten folgende Wahrheiten als selbstverständlich: daß alle Menschen gleichgeschaffen sind, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß zu diesen das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück gehört u. s. w."

Und gleichwohl wenn ein Fremder jetzt nach Washington käme und der Stimme im Capitol lauschte, so würde er da nichts Anderes hören, als die Verleugnung der Freiheit.

Ich gestehe, es hat mich tief verstimmt, Tag für Tag im Senat nichts als Prosklavereireden der Südländer zu hören, ohne ein einziges Wort der Erwiederung von Seiten der Antisklavereimänner zu vernehmen. Ich habe auch verwundert gefragt, woher dieß kommen möge, und man hat mir geantwortet, die Gegner der Sklaverei haben ihre Salven bereits abgefeuert und jetzt müsse die andere Partei Zeit haben, sich auszusprechen, worauf man zur Abstimmung schreiten werde, wobei die Protestation gegen die Sklaverei sich ohne Worte geltend mache. Aus einigen Reden, die ich am Anfang hörte, und aus den gedruckten Reden Sewards und mehrerer Congreßmitglieder habe ich auch gesehen, daß die Erklärung nahe ist, und ich kann blos beklagen, daß ich während dieser Periode, wo die Discussion sich schon zu Ende neigte, hieher gekommen bin.

Es ist jedoch ein bedeutender Schritt vorwärts im politischen Leben, daß die Discussion der Sklavenfrage vollkommen frei ist. Vor wenigen Jahren war sie bei Lebensstrafe im Congreß verboten. Tapfere Männer, Freunde der Menschheit und das allgemeine Gefühl

haben diese Mauer niedergerissen. Und der Kampf um Freiheit oder Sklaverei hat sich in dieser Zeit immer stärker auf das innerste Gebiet der Frage in der Menschheit zusammengezogen, und es sind dabei große Gedanken zu Tage gekommen, die auf mich den Eindruck machen, wie in einer Landschaft Alpen, auf deren hohe Scheitel die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen wirft. Zu diesen Gedanken gehört derjenige, ob ein Gesetz Gottes höher sei, als die Gesetze des Staates, und in Kraft welcher Gesetze die Gesellschaft das Recht habe sich den letzteren zu widersetzen, wenn sie gegen die ersteren streiten.

Dieß ist im Grund blos eine Anwendung des ersten Grundsatzes in der Freiheitserklärung der amerikanischen Staaten auf die Streitfrage des Tags. Aber die Idealisten im Norden sprechen ihn in dieser Zeit mit Kraft und Schönheit aus, und es ist mir klar, daß er früher oder später das Freiheitsbanner im Kampfe sein wird! Die Gegenpartei hinwiederum sagt, sie verstehe nichts von diesem Gerede über ein Gesetz, das höher sein solle, als die Constitution und die Treue gegen dieselbe. Und das sagt auch Daniel Webster, der Repräsentant des Pilgerstaates. Sein Feldgeschrei ist Verfassung und Union. Sie sind seine Götter und für ihn gibt es keinen Gott über ihnen.

Den 18. Juli.

Gestern hörte ich im Senat eine sehr bemerkenswerthe Rede von Webster, die einen entscheidenden Eindruck zu seinen Gunsten auf mich machte. Ich bin bis jetzt viel mit Feinden und politischen Gegnern Websters umgegangen und habe ihn vielfach angreifen und herunterreißen gehört. Jetzt bin ich überzeugt, daß er in seiner Ueberzeugung vollkommen ehrlich sein kann, und ich will glauben, daß er es ist. Er sprach heute

für Clays Compromißbill und hielt sie in allen Punkten fest, indem er erklärte, daß sie nach seinem Dafürhalten im gegenwärtigen Augenblick die nothwendigen Bedingungen eines Vergleichs zwischen den streitenden Staaten erfülle, und daß er diesen Vergleich als die Bedingung des Fortbestandes und zukünftigen Wohls der Union betrachte. Er sagte: „Ich glaube an eine Vis medicalis, an eine gesunde Lebenskraft bei den Nationen sowohl, als bei den einzelnen Menschen, und mit was für Fehlern und Gebrechen wir auch belastet sein mögen, so werden wir uns derselben weit leichter entledigen, wenn wir zusammenhalten und in großsinniger Verträglichkeit unsere Bande mit einander tragen, als wenn wir sie in blinder Uebereilung zerrissen. *) Sodann rief er in kurzen kräftigen Sätzen, deren jeder ein lebhaftes Gemälde enthielt, die Erinnerung dessen hervor, was die verschiedenen Staaten, der Pilgerstaat wie der Palmettostaat während ihres Selbstständigkeitskampfes für einander gewesen, wie sie mit einander für das gemeinsame Wohl gelitten und gestritten, und er schloß mit der Mahnung, sich von den vereinzelten Interessen dem allgemeinen Wohl zuzuwenden, die Constitution, so wie die Väter sie gegründet, aufrecht zu erhalten, „mehr als gewöhnliche Tugend zu üben!“ „Was mich betrifft, so werde ich bei der Union stehen und bei Allen, die zu ihr stehen. Ich mache den Vorschlag, bei der Constitution festzustehen, und ich bedarf keiner andern Plattform. Ich werde es dem ganzen Lande recht machen. Ich werde einzig und allein unser Land anerkennen. Mögen die Folgen für mich sein, welcher Art sie wollen, ich bekümmere mich nicht darum.

*) Ueber Utah sagte Webster: „Lassen wir sie nöthigenfalls noch einige Jahre auf ihren salzigen Gefilden an an ihrem salzigen See sitzen,“ was allgemeine Heiterkeit erregte.

Niemand kann zu viel leiden und Niemand kann zu früh fallen, wenn er in der Vertheidigung der Freiheit und Verfassung seines Landes leidet und fällt."

Webster hatte seine Rede leise, bedrückt und in scheinbarer Leblosigkeit begonnen. Gegen Ende derselben hatten seine Wangen Jugendgluth bekommen, seine Gestalt richtete sich auf, zeigte sich schlank und lebensvoll, und bei den letzten Worten stand er in voller, beinahe apollischer Mannesschönheit inmitten der bezauberten, lauschenden Versammlung; er blieb ruhig, ohne sichtbaren Affekt, noch stehen, aber er schien sich glücklich und frei zu fühlen in der Erhabenheit des Gesanges, den er erhoben. Ach! hätte er einen noch schöneren, noch höheren Gesang erhoben, so wäre Alles vollkommen gewesen — der Sieg des Lichtes und der seinige. Aber indem er für Californiens Freiheit sprach, sprach er zugleich für die Einfangung geflüchteter Sklaven selbst in den bisher freien Ländern — und kein Fleck auf Amerikas Erde sollte hinfort mehr eine Heimath der Freiheit genannt werden können. Die unglückseligen Zeitverhältnisse, die politische Nothwendigkeit trieb ihn dazu. Er konnte nicht anders handeln. Das glaube ich. Und ich stimme auch in sein Glaubensbekenntniß ein: „Ich glaube an eine gesunde Lebenskraft bei den Nationen u. s. w." Dieses Glaubensbekenntniß wird sich, glaube ich, als prophetisch wahr erweisen. Aber ich will jetzt von dem Eindruck seiner Rede sprechen. Nie habe ich einen Vortrag gehört, der ergreifender und elektrischer gewirkt hätte. Aus der tiefen Stille, worin die Versammlung, gleichsam mit zurückgehaltenem Athem, ihm lauschte, schaffte sich einmal ums andere das Beifallsgetöse wie ein hervorbrechender Donner Luft. Einmal ums andere mußte der präsidirende Senator (von Alabama), und zwar zuletzt recht scharf, die Zuhörer auf den Gallerieen erinnern, daß solche Beifallsbezeu-

gungen verboten seien; bei jedem neuen Blitz in Websters Rede erhob sich der Beifallsdonner von Neuem und wurde erst durch das Bedürfniß, den Redner weiter zu hören, gewaltsam zum Schweigen gebracht. Von der entzückten Versammlung wandte ich meine Blicke auf ein Gesicht, das von einer so warmen und reinen Freude strahlte, daß ich nicht umhin konnte, aufs Innigste mit ihm zu sympathisiren, denn dieses Gesicht gehörte der Gattin Websters. Ich habe mir sagen lassen, sie sei das erste Mal, als sie ihren Mann öffentlich sprechen hörte, in Ohnmacht gefallen. Sie sieht indessen kräftig und keineswegs nervenschwach aus.

Man kann sich in der That von Websters Gewalt als Redner, von der klassischen Schönheit und Kraft seiner Sprache (selbst wenn es den Ideen, die er ausspricht, oft an Neuheit, zuweilen an Größe fehlt), sowie von der tiefen Eindringlichkeit seiner Stimme, wenn er auf Etwas Nachdruck legen will, keinen Begriff machen. Wenn dies nicht ein ungewöhnlich großes Naturtalent ist — er sieht nämlich ganz einfach und natürlich aus — so ist es eine sehr große Kunst. Im Allgemeinen schreien die Redner hier zu Lande zu viel, sie sind in ihrem Wesen zu heftig, sie brüllen und bellen die Worte heraus, wenn sie recht kräftig sein wollen. Henry Clay ist von diesem Fehler nicht frei, aber bei ihm ist es weit mehr der innere Drang, und er läßt sich mehr vom Gefühl hinreißen als Webster.

Ungeachtet die Compromißbill jetzt diese beiden Staatsmänner für sich hat, glaubt man doch allgemein, daß sie wenigstens in ihrem gegenwärtigen Omnibus-Charakter durchfallen werde, ja man behauptet sogar, sie sei bereits über den Haufen geworfen. Henry Clay, der jetzt schon sieben Monate für sie gekämpft hat, kämpft noch immer beinahe wie ein sterbender Gladiator für sie und es thut eigentlich weh, wenn man ihn

leidenschaftlich und heftig, beinahe wie einen Jüngling mit zitternden und todesblassen Händen (die Finger sind so mager und bleich) seine weißen Locken aus der hohen Stirne zurückwerfen sieht, auf welche sie durch seine heftigen Kopfbewegungen, wenn er im Senat spricht oder auf Angriffe antwortet, beständig herabfallen. Webster ist in seinem ganzen Wesen schöner und ruhiger. Gleichwohl erblicke ich in Clay den patriotischen Helden, der sein Vaterland und sein Volk auf der Bahn der Freiheit vorwärts führen will, während Webster mit all seiner Schönheit und Redegewalt für mich blos eine große Staatsfeuerwache ist, die darüber wacht, daß die Constitution nicht an irgend einem ihrer alten Knoten Feuer fange. Webster ist ein Mann der Vermittlung, ein Mann der Union. Er ist ein Pacificator, aber kein Regenerator.

Den 20. Juli.

Ich komme nie dazu, Dir so zu schreiben, wie ich gern möchte. Meine Stunden sind so sehr in Anspruch genommen. Noch ist die große Frage im Congreß unentschieden, noch kämpfen die Staatsmänner auf Leben und Tod. Seit ich die persönlichen Kämpfe hier gesehen habe, finde ich Nichts natürlicher, als den Enthusiasmus der Amerikaner für ihre Staatsmänner, denn Heldentugenden und Heldenmuth sind in diesem Geisteskampfe erforderlich, und zwar von weit höherem Charakter als im blutigen Felde. Und blutlos ist dieser Kampf nicht, obschon man das Blut nicht fließen sieht; des Menschen bestes Herzblut wallt und erglüht hier unter den scharfen Streichen mit dem Schwerte des Worts. Gestern war ich Zeugin eines Einzelkampfes zwischen dem Löwen von Kentucky und dem Habicht von Missouri, und dieser Kampf machte mein Blut wallen vor — — Entrüstung.

Oberst Benton (der Habicht) hatte vorgestern Clays Compromißbill heftig angegriffen und dabei geäußert:

„Die Bill ist in flagranti delicto ergriffen, sie ist auf der That ertappt, ich habe sie im Nacken gepackt und zeige sie hier zu ihrer Schande und Schmach den Blicken des Publikums, (und Benton hielt dabei die Bill zusammengerollt hoch in die Luft) just wie sie im Begriff steht ihr Verbrechen zu verüben, im Begriff u. s. w."

Gewiß drei Stunden lang arbeitete Benton mit wahrer Mordlust, um dieses Ungeheuer, wie er Clays Bill nannte, zu tödten und zu vernichten und mit allen Arten von Waffen Clay selbst anzugreifen, indem er auch ihn dem allgemeinen Tadel und Spott preiszugeben suchte, auf eine Art, die nach Haß und niedriger Bosheit schmeckte. Dieser Angriff füllte beinahe die ganze Sitzung aus. Gestern erhob sich Clay zu seiner Vertheidigung und verlangte von dem Senat, er solle seine Mißbilligung über Ausdrücke von der Art, wie Benton sie gebraucht hatte, aussprechen. Aber er reizte dadurch das Unthier von Missouri nur zu noch feindseligeren Persönlichkeiten. Und ich faßte einen wahren Abscheu vor dem sichtlichen kaltblütigen Vergnügen, womit er, nachdem er eine schwache Stelle in Clays Position entdeckt hatte, ihn in seinen Klauen zu halten und sich recht eigentlich in sein Fleisch und Blut einzugraben schien. Verzeih, daß ich so rohe Ausdrücke gebrauche, aber ich male (und zwar nur in Wasserfarben) den Charakter der Handlung. Besonders deutlich erinnere ich mich an Folgendes:

Benton erwähnte einen Ausdruck in der Bill, dessen Berührung, wie er merke, Clay sehr angelegentlich auszuweichen suche. „Ich sehe," sagte er, „daß der Senator von Kentucky an dieser Stelle besonders empfindlich ist, ich will sie daher noch einmal sondiren, ich will noch einmal das Messer an den schmerzenden Nerv setzen!" . . . Und er streifte dabei (vielleicht

unbewußt) seine Rockärmel auf, gleich als bereite er sich zu einer Operation vor, an die er mit großem Vergnügen gehe. Ich sah den kaltblütigen Duellanten vor mir; vielleicht streifte er seine Aermel deswegen zurück, um die Handgelenke ganz frei zu haben, während er langsam auf seinen unglücklichen Gegner zielte und ihn zuletzt niederschoß. Wie verabscheute ich diesen Mann und seine unedle Kampfesart! Ein starker edler Zorn, das ist ein erfrischender Anblick. Aber diese raubthierartige Lust am Quälen, Pfui!

Der Löwe von Kentucky spürte des Habichts Klauen und Schnabel, das sah ich an der Gluth auf seinen Wangen, an seinen hastigen fieberischen Bewegungen, als er sich ein paarmal zu seiner Selbstvertheidigung erhob. Um so mehr bewunderte ich, daß er sich zu keiner Persönlichkeit hinreißen ließ, daß er während eines großen Theils der langsamen Operationen seines Gegners ganz still verblieb, daß er sich stets als Gentleman zeigte gegenüber einem Raubthier, das sich den Instinkten seiner rohen Natur hingab. Aber ich wunderte mich, daß während des langen Streites im Senat selbst kein hochsinniges Gefühl sich gegen diese Art zu kämpfen erhob. Ich sehnte mich darnach. Die scandinavischen Heiden schlugen sich auf ritterlichere Art und Weise. Auch wunderte es mich Abends in einer Gesellschaft, daß ich mit meinen Eindrücken vom Verfahren des Senators Benton durchaus kein Echo fand. „Ich müßte mich sehr täuschen, Miß," sagte Senator H. zu einer jungen Dame (einer literarischen Löwin, die gegenwärtig in Washington ist), wenn Sie nicht an der Art, wie Benton mit Clay umsprang, Ihre wahre Herzenslust gehabt hätten?" „Ja," antwortete sie, „es war ein wahres Fest für mich!" Welch ein Geschmack!

Clay hat übrigens bei seinen politischen Kämpfen im Senat nicht immer dieselbe Maßhaltung und Ueber-

legenheit gezeigt, und erst vor Kurzem ließ er sich in einem Streit mit Benton zu einer ähnlichen Rohheit wie dieser selbst hinreißen. Aber nur für einen Augenblick. Die Heftigkeit, die bei Clay ein Paroxismus ist, ist bei Benton Natur. Der erstere wird dazu gereizt, der letztere greift ihn mit beinahe unglaublichem Uebermuth damit an. Clay wird davon überrascht, Benton hat sie stets bei der Hand.

Heute, als ich ungewöhnlich spät in den Senat kam, sprach Clay. Man hatte nicht erwartet, daß er sprechen würde. Aber ein Vorfall während der Discussion hatte ihn hingerissen, und ich sah ihn jetzt in einem der Augenblicke, wo sein leidenschaftlicher Ernst unwillkürlich die ihn umgebende Versammlung mit sich riß oder ihr imponirte. Er stand mit geschlossenen und emporgehobenen Händen, mit aufwärts gerichtetem Gesichte da, und mit einer Stimme, deren Pathos und Wohllaut ich erst recht schätzen lernte, betheuerte er die Reinheit seiner Absichten und versicherte, daß er nichts Anderes als das Wohl des Vaterlandes bezwecke. „Was sollte auch mich verlo cken können?“ fügte er hinzu. „In meinem Alter steht man dem Himmel näher als der Erde; denn man ist zu nahe daran die letztere zu verlassen, als daß man auf ihr einen Lohn suchen möchte. Das Zeugniß meines Gewissens ist das einzige, was mich im Kampfe stärken kann. Alle schwiegen. Ich empfand tiefes Mitgefühl mit dem verlassenen Kämpen, der so allein hier unter vielen Feinden, vielen schadenfrohen Zuhörern stand und nicht einen einzigen Freund um sich hatte. Aber diese Vereinsamung ist die höchste Größe auf Erden, wenn man den höchsten Richter zum Freund oder wenigstens zu seinem einzigen Vertrauten hat.

Am Montag soll Clay seine letzte große, vielleicht seine Sterberede in der Californischen Frage halten, worauf sie vermuthlich bald auf die eine oder andere

Art zur Entscheidung kommen und Clay jedenfalls den Congreß verlassen wird, um sich in ein Seebad zu begeben. Blos dieser Rede zu lieb bleibe ich noch einige Tage hier.

Jetzt will ich dir auch noch ein wenig von andern Personen und Verhältnissen dahier erzählen, die mir interessant waren. Unter den ersteren befindet sich ein Gelehrter, Mr. Scoolcraft, der die Mississippiquellen weit oben in der nördlichen Provinz Minnesota entdeckt hat. Er hat sich lange Zeit unter den nördlichen Indianerstämmen aufgehalten, weiß vieles Interessante von ihnen zu erzählen und beschäftigt sich dermalen mit der Herausgabe eines Werkes über sie und das Land am obern Mississippi. Er geht, da er an den Beinen gelähmt ist, an Krücken, aber seine Seele bewegt sich frei. Er ist ein interessanter und sehr wohlwollender Mann, und durch ihn, wie auch durch noch einige andere Personen hier, habe ich die allergrößte Lust bekommen, den obern Mississippi zu sehen, dessen Charakter man als so großartig beschreibt, zu den Indianern zu gehen, ihr wildes Leben zu betrachten und das Mississippithal seiner ganzen Länge nach vom Norden bis nach Neu-Orleans im Süden zu durchreisen. Ich möchte diese große künftige Heimath einer Bevölkerung sehen, von der man sagt, daß sie größer sein könne, als die gegenwärtige ganze Bevölkerung von ganz Europa. Nachdem ich den Süden von Nordamerika gesehen habe und das Leben des Westens ahne, erkenne ich die Wahrheit von W. Emersons Aeußerung: „Amerikas Dichter ist noch nicht gekommen.“ Aber wenn ich auch den Poeten nicht sehen darf, so möchte ich doch gern seine Muse sehen, die ihm seinen Gesang eingeben wird; möchte gern wenigstens einen Blick in die Größe ihres Reiches und die Kräfte, über welche sie in der Natur gebietet, werfen, möchte mir eine

Muthmaßung über das Leben und die Entwicklung künftiger Geschlechter in ihrem Schoos bilden können.

In Mr. Scoolcrafts Sammlung indianischer Curiosa befinden sich auch kleine Flöten, welche die Indianer gebrauchen, wenn sie verliebt sind und ihre Liebe dem Gegenstand ihrer Sehnsucht zu erkennen geben wollen. Sie malen und schmücken sich dann aufs Beste, gehen am stillen Abend oder in der Nacht hinaus, und blasen oder pfeifen in der Nähe des Zeltes oder Wigwams der Geliebten auf der Flöte. Ist die Schöne dem Liebhaber hold, so läßt sie sich außerhalb des Zeltes sehen, mitunter kommt sie ihm auch entgegen und läßt sich von ihm entführen. Diese Flöte ist ein sehr unvollkommenes Instrument, und die Indianer, die nicht sehr musikalisch sind, bringen nur einige wenige beinahe ganz unmelodische Töne aus ihr hervor, welche dem Gepfeife oder Gezwitscher eines Vogels gleichen. Mr. S. hat die Güte gehabt mir einige Gemälde von dem Leben und den Sitten der Indianer zu schenken; eines von ihnen schildert eine solche nächtliche Freiwerbung. Es steht dem Thierleben sehr nahe; man meint einen hübschen Vogel seiner kleinen Donna vorflöten zu sehen.

Auf dem Observatorium dahier habe ich durch ein sehr gutes Telescop zu dem Mond hinaufgeguckt und sein träumerisches mare vaporum (Dunstmeer), seine Höhen und Thäler, sowie die Spalte in einem seiner Berge so deutlich gesehen wie noch nie. Schade, daß diese schöne Sternwarte eine so ungesunde Lage (am Poto-

mak) hat, daß die Jünger der Wissenschaft sie nicht bewohnen können, ohne ihre Gesundheit einzubüßen.

Mit einem schönen, neuvermählten jungen Paar und Miß Dix fuhr ich eines Tags an den Potomakfall, einen kleinen Wasserfall in einer wilden pittoresken Gegend. Wie der Geist des Ortes wandelte hier in größter Einsamkeit eine Art wilder Mann mit sieben Fingern an jeder Hand und sieben Zehen an jedem Fuß. Er war ein Riese von Körpergröße und lebte hier von Fischen. Man sagte mir, er sei ganz harmlos, wenn man ihn im Frieden lasse, aber ein gefährlicher Raufer, wenn man ihn beunruhige. Ich will es gerne glauben. Er sah aus wie eine jener Starkotternaturen, halb Mensch, halb Kobold, welche die scandinavische Urzeit an Trollhättas wildem Fall hervorbrachte, und welche die amerikanischen Wildnisse noch neuerdings hervorzubringen scheinen.

Ein anderes Curiosum, aber von kleinerem Schlag, sah ich dieser Tage, aber nicht in der Wildniß, sondern auf dem Capitol. Ich war im Repräsentantenhaus. Auf der Gallerie befanden sich sehr wenig Zuhörer und ich ging bis an die Schranke hinab, um wo möglich etwas von dem zu vernehmen, was unten im Saale gesprochen wurde. Hier stand neben mir ein kleines Frauenzimmer, von mittlerem Alter und so klein, daß sie mir kaum bis an die Schulter reichte.

Einige Personen kamen auf die Gallerie, um mich zu begrüßen, wobei sie meinen Namen nannten. Als sie gegangen waren, wandte sich meine kleine Dame gegen mich und äußerte den Wunsch, mir ebenfalls die Hand zu drücken und mich willkommen zu heißen, was sie sehr freundlich that, dann aber in mißvergnügtem Ton hinzufügte: „Ich habe mich sehr in Ihnen getäuscht!“ (I am very much disappointed in you.) — „So,“ sagte ich, „und warum?“ — „Ei,“ erwiederte sie mit einem ernsten, unzufriedenen Blick auf mich, „ich er-

wartete, Sie würden ein großes Frauenzimmer sein." — „O," sagte ich lächelnd, „wünschten Sie denn mich groß zu finden?" — „Nein, nicht gerade, aber ich habe mich sehr getäuscht," und indem sie die Hand auf ihre Brust legte, machte sie volle Front gegen mich und fuhr mit großem Nachdruck fort: „In mir erblicken Sie eine Abkömmlingin der alten Pilger; eine direkte Abkömmlingin des großen berühmten Miles Standish." Die kleine Abkömmlingin erwartete offenbar, ich würde aus Bewunderung niederfallen, aber ich sagte blos: „Ah!" Hätte ich irgend einen bösen Blutstropfen in mir gehabt, so würde ich hinzugefügt haben: „Ich finde mich in Ihnen sehr getäuscht, denn eine Enkelin des großen Miles Standish sollte wenigstens drei Ellen lang sein." Aber als kleine Abkömmlingin der großen Vikinger glaubte ich, es stehe mir nicht zu, mit einer Enkelin der Pilger über unsre respektive Länge zu rechten, und darum machte ich blos ein heiteres Ausrufungszeichen mit Blick und Mund, das sie ganz nach Belieben erklären konnte. Sie legte es vermuthlich zu ihrem Vortheil aus, denn sie fuhr fort, ganz wichtig die Angelegenheiten mitzutheilen, wegen welcher sie jetzt dem Congreß anwohnte. Die kleine Dame war durchaus ernsthaft und that sehr wichtig. Aber ich glaube nicht, daß sie große Aehnlichkeit mit dem alten Puritaner, ihrem Stammvater, hatte.

Jetzt muß ich dir einige häusliche Neuigkeiten berichten. Professor Johnson ist heimgekommen. Als der Brief eintraf, der uns von seiner baldigen Ankunft benachrichtigte, sprang seine Frau hoch auf vor Freude und ich hüpfte mit ihr vor Sympathie und Freude darüber, daß ich wieder eines jener glücklichen Eheverhältnisse sehen sollte, deren Betrachtung meine größte Freude ist und deren ich in der neuen Welt schon viele zu Gesicht bekommen habe. Der erwartete Gatte kam am folgenden Tag; er ist eine feste wohlwollende ge-

müthliche und gutmüthige Natur, die durch ihre Anwesenheit bedeutend zum Reichthum und der Annehmlichkeit des häuslichen Lebens beiträgt, auch für mich, weil er mir Nachmittags oder Abends, wenn ich zuweilen freie Stunden habe oder wenn das Wetter, das jetzt einige Tage lang regnerisch war an Bewegungen im Freien hindert, vorliest. So hat er mir Gouverneur Sewards vortreffliche Biographie von dem früheren Präsidenten Adams vorgelesen. Und diese frappirte mich besonders wegen des Heldencharakters, den der edle Staatsmann in seinem Kampf gegen die Sklaverei entwickelt. Ein großer Staatsmann hier zu Lande muß zu gleicher Zeit ein Weiser und ein Held sein, um recht nützlich wirken zu können.

Ich bringe fast alle Vormittage auf dem Capitol und dann gewöhnlich im Senat zu. Nachmittags fahren dann gewöhnlich meine Freunde unter den Senatoren mit mir nach verschiedenen Plätzen in der Umgegend aus. Abends empfange ich Besuche zu Haus. Bei einer solchen Fahrt, die ich dieser Tage mit Gouverneur Seward machte, erzählte er mir das Ereigniß in seinem Leben, das seinen unauslöschlichen Abscheu vor der Sklaverei und seine unerschütterliche Opposition gegen dieselbe hervorrief. Gestern Nachmittag fuhr ich mit den Senatoren von Illinois und Miß Lynch auf ein altes Schlachtfeld, das jetzt in einen Kirchhof umgewandelt ist, am Ufer des Potomak. Als ich mit General Shield von da aus die weite Aussicht und die mit Dörfern und Kirchen, Villen und Landhäuschen nebst ihren Pärken übersäeten Gestade des Flusses betrachtete, rief er, indem er darauf deutete: „Sehen Sie! das ist Amerika!“ Und so ist es auch. Das wahre Leben der neuen Welt ist nicht in großen Städten mit großen Pallästen und schmutzigen Gassen zu sehen, sondern in dem Reichthum kleiner Gemeinden, schöner Privatwohnungen von Land und Hainen um-

geben, im Schooß einer großen Natur mit frischen Strömen, mit Bergen und Wäldern und allen Mitteln zu einem frischen und vollen Leben. Zu dieser Fülle und Frische des Lebens gehören wesentlich die großen Flüsse, die vielen Wassergänge, an welchen Nordamerika so reich ist, welche den raschen Wechsel des geistigen und leiblichen Lebens fördern und die Annehmlichkeit verschaffen, daß jeder Punkt in der Union leicht mit allen Punkten in Berührung kommt. Die Circulation des Lebens und der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ist bereits groß und steigt mit jedem Tag durch neue Dampfboote oder neue Eisenbahnen. Gleich den Weberschiffchen in einem Gewebe fährt der Norden zum Süden und der Süden zum Norden hin und her, theils der Geschäfte, theils des Klimas wegen. Die Nordländer lieben es, sich während der Wintermonate in den Sommerwinden zu wärmen, Blumen zu pflücken in Carolina und Florida (wie auch auf Cuba, das zwar noch außerhalb der politischen, aber nicht außer der natürlichen Union liegt), und die Südländer fliehen über die Monate Mai, Juni, Juli, August und September vor ihrem ewigen und ermüdenden Sommer und suchen Erfrischung an den kühlen Binnenseen in Massachusetts oder New-York, oder unter den Weißen Bergen des Granitstaates. Der Norden und der Süden der Union können einander nicht entbehren, können sich nicht von einander losreißen, ohne daß das Lebensblut des Staatskörpers ins Stocken geräth und das Leben in Gefahr bringt, und das fühlen die großen Staatsmänner und suchen deßhalb in gegenwärtigem Streit auf dem Weg des Compromisses die Circulation offen zu erhalten. Die Ultras der Antisklaverei behaupten, diese werde dennoch fortbestehen, sie haben schon seit zwanzig Jahren solches Geschrei von Gefahr für die Union gehört, und doch sei im Grund ganz und gar keine Gefahr vorhanden. Aber ....

Unter den Männern in Washington habe ich mehrere Bekannte von ungewöhnlichem Interesse, und von ihnen will ich Dir weiter erzählen, wenn wir wieder beisammen sind. Interessante Frauenzimmerbekanntschaften habe ich außer dem Hause hier nicht gemacht mit Ausnahme von Miß Dix. Eine wirklich begabte junge Dichterin Miß C. ist für meinen Geschmack zu sehr Amazone und als solche nicht edel genug. Sie besitzt Herz und Geist, aber sie hat einen verwilderten Geschmack. Würde ich sie mehr sehen, so könnten wir vielleicht uns einander nähern. Für jetzt gleicht unsere Annäherung so ziemlich dem Caramboliren von Billardbällen. Die Schilderungen, die sie während der Congreßsitzungen in einem der Journale der Stadt von den Mitgliedern des Congresses und von den Verhandlungen auf dem Capitol entwirft, sind glänzend, kühn, oft schlagend, aber ermangeln zuweilen der obengenannten Eigenschaft, die ich an ihr vermisse. Sie erregen hier ein wohlverdientes Aufsehen. Eine andere, ebenfalls wohlbegabte Schriftstellerin, die durch ihre Romane Aufmerksamkeit zu erregen begonnen hat, bleibt zu sehr in sich selbst eingehüllt. Mrs. P. und Mrs. W. gefallen mir wohl, aber ich habe so wenig Zeit, um selbst nur solche Personen zu sehen, welche mir gefallen. Ich erblicke täglich im Senat auf der Zuhörergallerie eine Menge eleganter Toiletten und mehrere schöne Gesichter, die blos da zu sein scheinen, um sich zu zeigen. Immer und immer mußte ich bei Betrachtung dieser schönen Gesichter über den Ausdruck derselben still vor mich hin sagen: „Wie unbedeutend!“ Und unwillkürlich, aber unabweislich drängt sich mir immer stärker die Ueberzeugung auf, daß die amerikanischen Frauen im Allgemeinen den guten Ruf nicht verdienen, den einige europäische reisende Herren ihnen verschafft haben. Ich wollte, es wäre anders. Aber die schönen Exemplare, die ich hier von weiblicher Würde und Anmuth gesehen habe, machen mich in

dieſer meiner Behauptung nicht irre. Inzwiſchen liegt der Fehler nicht an den Frauen. Er liegt an ihrer Erziehung, die ihnen im beſten Fall Schulbildung, aber keine höhere Welt- und Geſellſchaftsbildung gibt. Die Männer in Amerika ſcheinen mir im Allgemeinen die Weiber an wirklicher Bildung und feiner Lebensart zu übertreffen. Und dieß iſt kein Wunder. Der Amerikaner tritt, wenn er ſich auch nur geringe Schulkenntniſſe erwirbt, frühzeitig in die Schule des großen bürgerlichen Lebens, die auf vielfache Art Alles hervorruft, was die Natur ihm an Verſtand, Talent und Wirkungskraft verliehen hat. So wird er frühzeitig in verſchiedenen Kreiſen des Lebens heimiſch, und wenn er ſich auch in keinen von ihnen vertiefen kann, ſo bleiben ihm doch keine Hauptpunkte darin fremd, ſofern ſie das Wohl des Menſchen und das Wohl des Geſellſchaftslebens betreffen. Ueberdieß gewinnt er durch ſein praktiſches Leben Lokal- und Spezialkenntniſſe, ſo daß man in einem Geſpräch mit einem Manne hier zu Land immer etwas lernen kann. Und wenn er von der Mutter Natur einen Keim höherer Humanität empfangen hat, ſo erſtehen gleichſam von ſelbſt jene ſchönen Exemplare von Menſchen und Männern, welche die Erde mit einer beinahe vollkommenen Humanität ſchmücken, und von denen ich einige unter der Rubrik: „Selbſtgemachte Männer", kennen gelernt habe.

Den 21. Juli.

Heute bin ich in der Methodiſtenkirche für freie Neger geweſen. Der Prediger, ebenfalls ein Neger, den ich hier in der Stadt in einer Bude ſtehen ſah, hatte ein auffallendes Affengeſicht, beſaß jedoch jenes Improviſirtalent und jene Kunſt, theoretiſche Wahrheiten treffend auf die täglichen Vorkommniſſe anzu-

wenden, die ich schon oft bei den Negern bewundert habe. Er verstand es auch, seine Zuhörerschaft in hohem Grad zu elektrisiren, und da in den Methodistenkirchen die Gemeinden immer ihren Gedanken ungezwungen Luft schaffen, so kam es hier durch die lauten Ausrufungen und Gefühlsäußerungen zu einem großen Spektakel. Der Prediger hatte das gewöhnliche Thema gewählt: „Bekehrung und Besserung oder Tod und Verdammniß.“ Aber da er von verschiedenen Fehlern und Sünden sprach, so waren seine Schilderungen ebenso ausdrucksvoll wie seine Geberden. Als er auf die Sünden der Zunge zu reden kam, streckte er die seinige heraus und schüttelte sie sehr nachdrücklich zwischen den Fingern. Bei der Aufforderung, dem Teufel Lebewohl zu sagen und sich von ihm abzuwenden (nachdem er vorher in starken Worten die Verdammniß dargestellt hatte, in welche der Böse die Menschen zieht) wurden seine Ausdrücke so ergreifend und kräftig, daß die ganze Versammlung gleich einem See in Aufruhr gerieth. Man hörte nur noch die Rufe: Ja, ja! Leb wohl für immer! Jesus! Amen! Hebe Dich weg! O Gott! Leb wohl! Amen, Amen! u. s. w. Und dazwischen convulsivische Seufzer, Ausrufungen, Geheule — die Versammlung wäre zu jeder extremen Handlung bereit gewesen, zu welcher der Prediger sie aufgefordert hätte. Der Schwall aufgeregter Gefühle legte sich inzwischen, so bald die Predigt aufhörte. Nach derselben kam eine Handlung edlen Gemeinsinns. Der Prediger verkündete, daß ein Sklave, der Mitglied der Versammlung sei, nach dem Süden verkauft und somit auf lange Zeit von Weib und Kind getrennt werden solle, wofern man nicht in Washington die nöthige Summe auftreibe, die sein Herr verlange. Und die Negerversammlung erbot sich zu einer freiwilligen Beisteuer, um den gebundenen Bruder frei zu kaufen. Eine zinnerne Schale wurde auf einem Stuhle in der Kirche ausge-

ſtellt, und bald hörte man luſtig ein Silberſtück um das andere darin erklingen.

Die ganze Verſammlung zeichnete ſich durch ihr ehrenwerthes und auch wohlhabendes Aeußere aus. Alle waren wohl gekleidet und hatten den Ausdruck denkender ernſter Menſchen. Bei den Weibern vermißte ich die pittoresken Kopfbedeckungen des Südens, die hier durch die unkleidſamen gewöhnlichen Frauenhüte ſchlecht erſetzt waren. Aber dieſe ſchwarzen Augen und Geſichter, wie voll ſind ſie nicht von einem warmen Gefühlsleben, und Leben waltet in den Verſammlungen dieſes Volks, und wenn auch die Aeußerungen deſſelben manchmal ans Komiſche ſtreifen, ſo wird man doch nie ſchläfrig dabei, wie dieß in den ungemein geſetzten Verſammlungen und Kirchen der Weißen ſehr oft der Fall iſt.

Von dieſer Negerverſammlung hinweg, welche ein ehrenvolles Zeugniß für das Verhältniß Amerikas zu Afrika gibt, muß ich Dich zu einer Wohnung führen, die ebenfalls zeugt, aber auf entgegengeſetzte Weiſe. Ich ging eines Morgens mit Dr. Hebbe und meiner guten Wirthin dahin, bevor wir uns ins Capitol begaben, denn Waſhingtons Sklavenhaus liegt nahe bei Waſhingtons Capitol und kann von da aus geſehen werden, obſchon das graue, trübe Gebäude, das Gefängniß unſchuldiger Menſchen, ſich hinter dem Laube grüner Bäume verbirgt, als ſchämte es ſich ſeines Daſeins. Wir gingen nicht in die Umzäunung hinein, wo auf dem grünen Grasplatz Negerkinder ſaßen oder umherſprangen. Aber an dem kleinen Gatterthore begegnete uns der Sklavenwächter, ein heiterer, gefälliger, im Uebrigen offenbar roher Mann, den es zu freuen ſchien, uns ſeine Macht und Gewalt zeigen zu können. Mrs. J. wünſchte einen Negerjungen als Bedienten zu haben und fragte, ob ſie einen ſolchen hier bekommen könne. „Nein! Kinder werden hier nicht abge-

geben. Sie werden hier kurze Zeit gehalten, um fett gemacht und dann nach den Sklavenmärkten im Süden zum Verkauf geschickt zu werden. Gegenwärtig werden keine Sklaven hier verkauft. Es sind jetzt einige ganz prächtige Verkaufsgegenstände da, die nach dem Süden geschickt werden sollen. Unter ihnen befindet sich ein junges Mädchen, das in allen Stücken wie eine Lady erzogen worden ist. Sie kann sticken und Clavier spielen, sich wie eine Lady kleiden, auch lesen, schreiben und tanzen; und dieß Alles hat sie in der Familie gelernt, der sie gehörte, und von der sie seit ihrer Kindheit wie das eigene Kind behandelt wurde. Aber jetzt ist ihr der Kamm zu sehr geschwollen, sie ist übermüthig geworden, und um sie zu demüthigen, hat man sie hier eingesetzt, damit sie verkauft werden soll."

Alles das erzählte der gesprächige Sklavenwächter. Ich fragte Einiges über die Gemüthsart und Stimmung der Gefangenen. „O," sagte der Mann lächelnd, „man könnte gar nicht mit ihnen fertig werden, wenn sie nicht die Streiche fürchteten."

Meine edle offenherzige Wirthin vermochte ihre Entrüstung über diese Behandlung von Menschen, die nichts Böses gethan haben, nicht zurückzuhalten. Der Mann lächelte und blieb dabei, daß das Negervolk, sowohl Männer als Weiber, mit der Peitsche beherrscht werden müsse; sodann verabschiedete er sich von uns, ebensowohl zufrieden mit sich selbst und seiner Welt, als wir unzufrieden waren.

In Washington nahe beim Capitol der Vereinigten Staaten dieser Sklavenzwinger! Konnte man nicht in Versuchung gerathen hinaufzugehen und die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zu verlesen? Doch sie wird wohl einmal da oben verlesen werden.

Amerikas Freiheit und Ehre werden in den Händen der Amerikaner nicht erstarren oder sterben.

Habe ich Dir schon von einer Taufe durch Eintauchung erzählt, wie ich hier in einer Kirche mit angesehen habe? Ich glaube nicht. Im Süden an den Ufern der rothen Flüsse in Macon und Savannah hatte ich Processionen von Leuten gesehen, die von dem Taufact im Fluß zurückkamen, aber die Handlung selbst hatte ich nicht sehen können. Ich sah sie hier in einer Baptistenkirche. Nach der Kirche wurde die Kanzel weggeschafft, und nun bekam man in dem Chor, vor welchem sie stand, sechs junge Mädchen in grauweißen wollenen Kleidern mit Schärpen umgürtet zu sehen, die neben einander im Chor standen. Ein schwarzgekleideter junger Priester stieg in eine Vertiefung in der Mitte des Chors hinab. Dort war ein Wasserbecken. Von da aus sprach er zu der Versammlung und zu den Mädchen, die getauft werden sollten, von der Bedeutung der Taufe, sowie von seinen eigenen Gefühlen, als er zum ersten Mal mit vollem Bewußtsein von dem Sinn und der Kraft der Handlung in das reinigende Element gesenkt worden. Er lud hierauf die jungen Schwestern ein, zum Bade der Wiedergeburt zu kommen. Sie traten eine um die andere an der Hand eines älteren männlichen Verwandten bis zum Rande des Beckens vor, wo der Priester die Herabsteigende bei der Hand nahm und sie die Treppe hinabführte. Im Becken blieb er einen Augenblick gerade vor ihr stehen und hielt ihre Hände. Wahrscheinlich gab sie da ein Versprechen ab. Aber ich konnte es nicht hören. Hierauf wurde sie, ihren Nacken auf der Hand des Priesters ruhend, rücklings schnell unter das Wasser getaucht. Es war das Werk eines Augenblicks, und so bald sie aufstand, erhob sich ein Lobgesang, dessen erste Worte in meinen Ohren klangen, wie: „Frohlockt, frohlockt!“ Als die Getaufte die Treppe wieder hinangestiegen war, wurde sie hier von Verwandten empfangen, die sie

in ein großes Tuch oder einen Mantel hüllten und sodann schnell aus dem Chor wegführten.

So hatten fünf junge Mädchen und ein junger Mann den Taufact durchgemacht, aber noch blieb eines der jungen Kinder übrig, die jüngste und schönste, die in der Ecke, wo sie während der ganzen langen Ceremonie mit der Taufe der Andern unbeweglich stand, einem Kirchenengel gleich, und die man für ein Bild hätte nehmen können, wenn nicht die zierlichen Rosen auf ihren Wangen bewiesen hätten, daß die Gestalt lebte. Aber ich wunderte mich über die Kraft des zarten Mädchens, so lange und so unbeweglich in der Erwartung dazustehn. Und jetzt stieg der junge Priester aus dem Wasserbecken herauf, und Alles schien zu Ende zu sein. Hatte man das schöne junge Mädchen vergessen, oder war sie doch kein lebendiges Wesen, ein Bild, ein Kirchenengel? Ein alter Mann trat vor und redete die Versammlung an. Es war der Vater des jungen Mädchens; er war ihr Lehrer gewesen, hatte sie in die Lehren und das Leben der Religion eingeweiht und sie zur Taufe vorbereitet. Er hatte sich die Erlaubniß erbeten und sie auch erhalten, das Sacrament der Taufe seinem geliebten Kinde mit eigenen Händen zu geben. Er stieg in das Becken hinab. Jetzt bewegte sich das Bild an der Kirchenwand. Allein schritt das junge Mädchen vor, so leicht, so vertrauensvoll, wie das Kind zu einem geliebten Vater, und überließ sich seinen Händen. Es war schön und wahrhaft rührend, den alten Mann und das junge Mädchen so vor den Augen des Himmels dastehen zu sehen — den Vater, der die Tochter einweihte, die Tochter, die sich der Leitung des Vaters und durch dieselbe einem heiligen Leben hingab — noch schöner wäre es gewesen, wenn sie statt der weißen Gewölbe und Kirchenwände mit dem blauen Himmel über sich und grünen Bäumen um sie her dagestanden hätten.

„Frohlockt! Frohlockt!“ sang wieder der Chor in frohem Lobgesang über den letzten der jungen Täuflinge, und Vater und Tochter stiegen wieder aus dem Wasser auf.

Der größere Theil der Versammlung, in welcher sich sehr viele Kinder befanden, betrachtete die ganze Sache als einen Spectakel und erhob, so dringend auch die Priester zur Stille ermahnten, beim Hinausstürzen aus der Kirche ein schreckliches Geschrei. Auch an den Flüssen in der Stille der Wälder sollen die Taufacte von Neugierigen und ausgelassenen Zuschauern gestört werden.

Jetzt will ich hinausgehen und mich durch eine einsame Wanderung im Grünen, die ich mit meiner lieben Quäckerin, der anmuthreichen Miß Donaldson, außerhalb der Stadt vornehme, erfrischen. In der nächsten Woche reise ich nach Philadelphia zurück, um mit Professor Harts ins Bad am Cap May zu fahren. Nachdem ich mich ein paar Wochen im Meer eingesalzen und gestärkt haben werde, fahre ich nach New-York zurück, um mit meinen Freunden Springs über meine weitere Reise Berathung zu pflegen ob ich mich zuerst dem Norden oder dem Westen zuwenden soll. Die jungen Lowells wollen mit mir an den Niagara reisen, und könnte ich Springs dazu bewegen, mit zu kommen, so wäre mir das im höchsten Grade lieb. Es ist so angenehm mit ihnen zu sein, und sie genießen so schön alles Gute und Schöne. Vom Niagara aus fahre ich dann allein westlich nach dem Mississippi — wie weit weiß ich noch nicht. Die Riesen ziehen, aber Gott wird Rath schaffen.

Gestern Abend hatte ich hier eine große Versammlung von meinen Freunden und Bekannten und erhielt Blumen und theilte Blumen aus. Viel frische Herzlichkeit und Jugendwärme haben die Amerikaner, das kann man ihnen nicht abstreiten.

Eine erfreuliche und eine traurige Nachricht habe ich

gestern gehört; nämlich daß Dänemark Frieden erhalten unter den Bedingungen, die es wünschte, und daß Sir Robert Peel durch einen Sturz vom Pferde den Hals gebrochen. Der Tod des großen Staatsmannes wird hier allgemein betrauert, aber nur so en passant; man hat in diesem Augenblick hier nicht Zeit sich mit den Unglücksfällen anderer Völker aufzuhalten. Die eigenen Angelegenheiten nehmen jede Stunde und alle Köpfe in Anspruch, und überdieß ist die Hitze überwältigend. Die Congreßmitglieder sind des Congresses müde, die Redner sind es müde einander reden zu hören. „Die Beredsamkeit eines Demosthenes, eines Cicero wäre nicht mehr im Stande, uns Freude zu machen," sagte dieser Tage ein congreßmüder Senator zu mir. Noch hört man jedoch gerne den Repräsentanten des Granitstaates Mr. Hale mit seinen lebhaften und geistreichen Ausfällen. Dieser Tage ließ er alle Staaten in den Charakteren ihrer Repräsentanten bei ihren vereinigten Angriffen auf die Compromißbill, auf eine Art, die allgemeine Heiterkeit erregte, figuriren und miteinander sprechen. Alles zusammen sehnt sich inzwischen nach dem Ende des Congresses, und der Eine wünscht nach Hause, der Andere in ein Bad zu fahren, Alles aber fort, fort, nur fort von Rede und Kampf und Kapitol und dem ganzen heißen „Hochdruckleben" in Washington. Die letzte große Rede für diese Session wird morgen erwartet.

Den 22. Juli.

H. Clay hat seine große Rede gehalten, und die Frage steht wie sie vorher stand, und die Welt geht wie sie vorher ging; aber es verlautet, daß der Congreß bald zu Ende sein werde. Clay sprach drei bis vier Stunden; aber seine Rede, die eigentlich eine Summirung des Inhalts der Streitfrage, ihrer Stel-

lung und Entwicklung im Congresse, sowie eine Darstellung von Clays eigener Behandlung derselben war, schien keinen guten Eindruck auf denselben zu machen. Ein sentimentaler Anruf an die Mitglieder des Congresses, wohl zu bedenken, was sie bei der Rückkehr in ihre Heimath ihren Gattinnen und Kindern über die Stellung des Landes sagen könnten, mißglückte gänzlich und rief ein Lachen hervor; ebenso mißglückte die Aufforderung, allen Kleinlichkeitssinn abzulegen, allen selbstsüchtigen Triebfedern zu entsagen und zum Wohl des ganzen Landes für die Compromißbill zu stimmen; und sie verdiente auch, daß sie mißglückte, weil sie voraussetzte, daß alle Opposition gegen sie nur von niedrigen Motiven herrühre, was nicht der Fall war. Aber ich mußte Clays athletische Seelen- und Rednerkräfte bewundern. Nachdem er über drei Stunden mit Feuer und Kraft, zuweilen mit Leidenschaft, in klarer logischer Entwicklung der Stellung der Fragen gesprochen, die sieben Monate hindurch den Congreß in Anspruch genommen, war er noch frisch und sogleich bereit zu einem leichten Gefecht — obschon mit sehr scharfen Waffen von Sarcasmen und Piken — mit dem Senator Hale von New-Hampshire, der wie gewöhnlich das ganze Haus zum Lachen brachte. Clay zeigte sich als Meister der Fechtkunst wie Hale, war aber bitterer. Einige seiner Bemerkungen wurden von den Gallerien so stürmisch applaudirt, daß der Vicepräsident nach wiederholten Ermahnungen zum Schweigen zornig erklärte, er werde sich genöthigt sehen, die Gallerien räumen zu lassen, wenn die Zuhörer nicht gehorchen wollen.

Clay wird jetzt Washington verlassen und wahrscheinlich wird nach seinem Abgang die Compromißfrage bald entschieden werden. Die Opposition gegen seine Bill ist in diesem Augenblick stark, und er steht

mit seiner Bill der Opposition eben so hartnäckig gegenüber.

Ich reise morgen mit Miß Dix nach Baltimore, wo ich auf meinem Weg nach Philadelphia ein paar Tage bleiben werde.

Ich verlasse Washington, und dieser Schauplatz des Lebens der neuen Welt schließt sich auf immer für mich. Was habe ich gesehen? Etwas Höheres, Schöneres als die Rathsversammlungen der alten Welt? Nein, etwas Neues? Nein. Wenigstens nicht bei den Rathsherrn.

Das Neue hat der liebe Gott an die Hand gegeben durch die Welt, die er geschaffen und auf deren neuer Erde der Kampf ausgefochten wird, so wie durch die Aussichten, welche die Fragen über Freiheit und Sklaverei, über bis jetzt unbekannte und auch jetzt oft nur durch ungewisse Luftgebilde hindurch gesehene Gegenden und Naturscenen eröffnen. Das Erfrischende und Neue kommt von den verschiedenen Charakteren der repräsentirten Staaten, kommt besonders von dem großen halbunbekannten Land des Westens und der Aussicht auf seine Wildnisse und Paradiese, wo vielfältige Menschenmassen umherirren, eine Heimath zu suchen oder zu errichten; von dem Ueberblick über das ungeheure Texas, aus welchem noch fünf Staaten gebildet werden können, aus welchem der Rio Grande, der Rio Colorado und unzählige Ströme durch fruchtbare Markungen sich drängen; über Neu-Mexiko mit seinen steinigen Wüsten und dem Llano Estaccado, wo sich zwanzig, dreißig bis vierzig Meilen weit kein Wasser vorfindet, in dessen Valle de los Angelos aber tropische Wärme tropische Früchte reifen macht; über Californien endlich mit seinen goldführenden Strömen, seinen goldvollen Felsenbergen, seinen vielen merkwürdigen Naturerzeugnissen, seiner mit ewigem Schnee bedeckten Sierra Nevada, seinem großen Salzsee, an dessen Ge-

staden „die Heiligen des jüngsten Tags“ (die Mormonen) sich in einem Thal anbauen, das an Reichthum und climatischer Schönheit mit Kaukasien und Peru wetteifern soll, während diese Gegenden zugleich alle natürlichen Bedingungen für die Entwicklung einer vollkommenen Menschlichkeit bieten; Californien, den umfangreichsten der Staaten der andern Welt, noch eine neue Welt für den Forscher, voll von schönen Erscheinungen und Schreckbildern, wo die Völker vom Osten und Westen herbeiströmen, das Gold Ophirs zu suchen; Californien, das zu seiner östlichen Grenze das wilde Steppenland Nebraska, das Jagdrevier der wilden Indianerstämme, und auf der andern Seite das stille Meer, das große stille Meer hat, dessen Wogen mit so gleichen stätigen Pulsschlägen an das Ufer schlagen sollen, aber so gewaltig, daß weit hinten im Land das Getöse hörbar ist und das Laub der Bäume zittert. Siehst du, alles das und noch mehr solches, wie zum Beispiel die Aussichten von Panama und die Gegenden Centralamerikas, wo das Volk der Vereinigten Staaten jetzt Kanäle gräbt und Eisenbahnen anlegt, um die Meere zu vereinigen — Alles das ist ein neues, erfrischendes Schauspiel und kommt im Congreß der Vereinigten Staaten zur Erörterung. In der Erörterung dagegen erblicke ich nichts Großes. Ich finde hier dieselbe Bitterkeit und Ungerechtigkeit zwischen den politischen Parteien, wie in den europäischen Staaten, dasselbe gegenseitige Mißtrauen in die redlichen Absichten von einander, bei den Staatsmännern dieselben großen und kleinen Leidenschaften und in der Debatte dieselbe rücksichtslose Rechthaberei um jeden Preis, dieselben Mißverständnisse, dieselben Persönlichkeiten und dieselben Abschweifungen von der Sache auf die Person, dieselbe Reizbarkeit und Empfindlichkeit ihres theuren Ich, wodurch beständige Interpellationen, Erhitzungen, Erklärungen und Aberklärungen, sowie endlose kleine Schlachten hervorge-

rufen werden, die den Ausgang der großen Schlacht unendlich verlängern und die Folge haben, daß die großen Männer, Repräsentanten großer Staaten, oft kleinen kindisch hadernden Kindern gleichen. Kommt jetzt noch dazu, daß der Repräsentant jedes Staates in Bezug auf die Ehre und Würde desselben äußerst empfindlich ist, so daß er bei der geringsten Anspielung, die ihm ehrenrührig scheint, aufbraust, und daß die Staaten in dieser Union nicht aufs Zärtlichste miteinander verbunden sind, so kann es, wie du siehst, an Gelegenheit zu Kämpfen niemals fehlen.

So viel von der Schattenseite der Versammlung. An der Lichtseite fehlt es auch nicht. Und sie ist, glaube ich, eben so stark als diejenige, welche die alte Welt aufzuweisen vermag. Großsinnige Protestationen gegen die Finsterniß und Selbstsucht bleiben nicht aus; ebensowenig großsinnige Appellationen an das höchste Ziel der Union und das höchste Wohl der Menschheit. Der Adler sitzt auf der Meeresklippe, schlägt mit seinen Flügeln, blickt da und dort zur Sonne empor, hat aber seinen Flug nach ihr noch nicht genommen. Henry Clay gleicht diesem Adler. Daniel Webster ist der Adler, der auf seinen Schwingen ruhend in den Wolken kreist, aber bloß um eine imaginäre Sonne, die Constitution, fliegt. Keiner von Beiden soll ein großer moralischer Charakter sein, keiner von Beiden besitzt diejenige Art von Größe, die ich an dem größten Staatsmann der alten Welt, an Moses, bewundere. Der größte Staatsmann der neuen Welt ist noch nicht gekommen.

Aber was könnte diese Repräsentation nicht sein, wenn sie ihren Bedingungen und Zwecken entspräche, wenn der Repräsentant des einzelnen Staates, durchdrungen von der Eigenthümlichkeit seines Staates in Natur und Volksleben, sowie von seinem Verhältniß zum höchsten Zweck der Union, aufstände, um die Sprache

desselben auf dem Congresse zu führen! Wahrlich, der Congreß der Vereinigten Staaten würde dann ein großartiges Drama, ein Schauspiel für Menschen und Götter werden.

Den 25. Juli 1850. (Auf dem Land bei Baltimore in Maryland.)

Einen herzlichen guten Morgen, mein Agathchen, aus einem unendlich schönen Landsitz mit der Aussicht auf die Mündung des Potascoflusses in die Chesapeakbucht bei Baltimore. Ich bin hier nebst Miß Dix auf meinem Weg nach Philadelphia als Gast in der Familie des Generals Stuart. Mein Wirth ist ein lebhafter, herzlicher, galanter und gesprächiger Militär; seine Frau ist ein schönes stilles Weib, die glückliche Mutter von zehn jungen Kindern. Augenscheinlich ein glückliches Ehepaar, ein gutes und glückliches Heimwesen. Ich erkenne ein solches gleich beim Eintritte in ein Haus.

Nach dem allerfreundlichsten Abschied von meinen seelenguten Wirthsleuten in Washington, von meiner liebenswürdigen Quäckerin, verließ ich diese Stadt nebst Miß Dix in Gesellschaft von Downings Freund, dem gefälligen Mr. William Russel. Aber es war ein beschwerlicher ermüdender Reisetag in der starken Hitze, mit den vielen Wechseln in der Art zu reisen, welche die Unterbrechung durch Flüsse veranlaßt. Ich bekam jedoch einige schöne Aussichten auf den Susquehannahfluß zu sehen. Spät Abends saß ich im allerschönsten Mondschein mit Miß Dix auf dem Balkon in General Stuarts Villa, auf den glänzenden Fluß, auf die Chesapeakbucht hinausschauend und der Erzählung ihrer einfachen und doch so merkwürdigen Lebensschicksale lauschend. Unter den wechselreichen Scenen meines

Lebens hier zu Lande war diese nicht die wenigst interessante.

Ich hatte Miß Dix gebeten, mir zu sagen, was sie auf den Weg geführt habe, den sie jetzt als öffentliche Beschützerin und Fürsprecherin der Unglücklichen wandelt. Mündlich will ich Dir mehr von ihren Erzählungen mittheilen, jetzt nur die Worte, womit sie meine Frage über die Veranlassung zu ihrem Entschluß beantwortete: „Es war kein merkwürdiges Ereigniß, keine Revolution in meinem innern oder äußern Leben, sondern eine Handlung einfachen Gehorsams gegen Gottes rufende Stimme (an act of simple obedience). Ich war von England, wohin ich meiner Gesundheit wegen gereist war, zurückgekehrt, nachdem ich ebenfalls aus diesem Grund die Schule, die ich mehrere Jahre lang gehalten, hatte aufgeben müssen; und ich lebte jetzt in einer Pension ohne bestimmte Beschäftigung, widmete mich Naturstudien, die mir immer theuer waren, fühlte mich aber dennoch bedrückt von der Unthätigkeit und Nutzlosigkeit meines Lebens. Ich sehnte mich nach einem edeln Ziel, für das ich arbeiten könnte, nach einer Sache, welche die Leere ausfüllen sollte, die ich in meiner Seele fühlte. Eines Tags, als ich in der Kirche gewesen, sah ich beim Heraustreten zwei Herrn beisammen stehen, die mit einander sprachen, und hörte einen von ihnen sagen: Ich wollte nur, es sehe Jemand das * * * Gefängniß an, denn der Zustand desselben ist schrecklich. Im Augenblick fiel es mir ein, das könnte etwas für mich sein, und ich gieng hin. Ich fand im Gefängniß eine Menge unglücklicher Wahnsinniger, die gleich Verbrechern eingesperrt und auf dieselbe Art behandelt waren. Ueberdieß entdeckte ich zahlreiche Mißbräuche und Fehler in der Anstalt, die ich jetzt nicht auseinandersetzen kann. Ich schrieb einen Bericht darüber, entwarf einen Plan zur Abstellung dieser Mißbräuche, und reichte ihn der Staatsregierung ein. Diese würdigte

ihn ihrer Aufmerksamkeit und es wurde ein Staatsbeitrag zur Verbesserung des Gefängnisses, sowie zur Errichtung eines Asyls für die Wahnsinnigen, wo sie gebührlich behandelt werden konnten, bewilligt. Dieß war der Anfang. Später sah ich meine Bahn fest vorgezeichnet, und diese sowie Alles, was ich auf ihr ausgeführt habe, ist gleichsam von sich selbst gegangen."

Washington lag hinter mir mit seinen politischen Schlachten, seinen bittern Streitigkeiten von Staaten gegen Staaten, von Männern gegen Männer, mit seinen verwirrten Verhältnissen und nicht befriedigenden Aussichten, mit seinem aufgeregten chaotischen Leben. Und hier war ein kleines Menschenleben, das durch einen Act einfachen Gehorsams aus seiner Abgeschiedenheit, aus seinem Dunkel hervorgetreten war, und sich zu einer großen segensreichen Wirksamkeit für verwahrloste Wesen in allen Staaten der Union, zu der großen neuen Welt ausbreitete, wie das aus unsichtbaren Quellen geborene Flüßchen vor uns sich zu der herrlichen Bucht erweitert hatte und durch diese sich mit dem Weltmeer vereinigte. Der Contrast war augenfällig; die Aehnlichkeit zwischen dem Menschenleben und der Naturscene vor mir war es auch, und der Friede und die Schönheit der Nacht, das reine Mondlicht war wie der Segen des Himmels über beiden.

Miß Dix hat während ihrer zwölfjährigen Wirksamkeit als guter Engel der Gefangenen und Wahnsinnigen die meisten Unionsstaaten durchreist, ist in Gegenden und an Orte gedrungen, die früher vor den Blicken des Lichtes verborgen waren, und hat denen, die im Dunkel saßen, die Botschaft des Lichtes und der Hoffnung überbracht; sie hat durch ihre trefflichen Denkschriften an die Regierungen der Staaten, sowie durch ihren Einfluß auf einzelne Personen die Errichtung von dreizehn Irrenanstalten, die verbesserte Behandlung der unglücklichen Wahnsinnigen und ebenso auch der Ge-

fangenen, besonders in den Gefängnissen der südlichen Staaten veranlaßt. Sie ist einer der schönsten Belege dafür, was ein Weib ohne andere Stütze als ihren persönlichen Willen und Charakter, ohne andere Macht als ihre Sprache und ihr Recht, sowie das Talent sie geltend zu machen, in der Staatsgesellschaft auszurichten vermag. Ich bewundere sie, bewundere besonders ihren Muth und ihre Beharrlichkeit. In andern Beziehungen würden wir kaum sympathisiren. Und weniger merkwürdige Menschen könnte ich mehr lieben. Aber ich liebe ihr Amt in der Menschheit, liebe ihre Gestalt auf dem Forum der Vereinigten Staaten, in der Fensternische des Capitols, wo sie mitten unter brennenden Fehden still an dem Gewebe für das Asyl der Unglücklichen spinnt, ein stiller Mittelpunkt für die Fäden christlicher Liebe, welche sie durch die täglichen Kämpfe hindurch, ungestört von ihnen, leitet — eine göttliche Spinnerin für Gottes Haus. Sollte ich ihre Hand nicht küssen? — Ich that es und thue es auch jetzt in Gedanken mit innigem Dank für das, was sie ist und was sie thut.

Einige merkwürdige Anecdoten aus ihrem thatenreichen Leben, auf ihren einsamen Fahrten, während ihrer zwölfjährigen Wirksamkeit erspare ich, bis wir wieder zusammenkommen. Sie gehören zum Romantischsten in der Geschichte des wirklichen Lebens.

Ich will Dir jetzt ein wenig von Baltimore erzählen. Baltimore ist die Hauptstadt des Sklavenstaates Maryland. Maryland ist der älteste Wohnsitz des Katholicismus in den Vereinigten Staaten. Lord Calvert Baltimore, der in England von der protestantischen Lehre zur katholischen überging und deßhalb sein Amt in England niederlegte, war der erste Begründer der Colonien Marylands, deren Hauptzweck darin bestand, verfolgten oder leidenden Katholiken, aber auch allen Völkern und Secten, sofern sie sich nur als Chri-

sten bekannten, ein Asyl zu gewähren, und man nennt unter den ältesten Pflanzern hier auch Schweden und Finnen. Der edle großsinnige Lord Baltimore wollte in der neuen Welt die katholische Kirche auf einer breiteren Grundlage erbauen, als diejenige war, worauf sie in der alten Welt stand. Die Stadt Baltimore wurde der Sitz des erzbischöfflichen Stuhls, und hier entstand das Kloster der Heimsuchung als „Mutterstiftung für diejenigen der gleichen Art, die sich auf der Erde der neuen Welt ausbreiten würden." Maryland hatte Tabakspflanzungen und Sklaven, es lebte, sagt man, patriarchalisch. Es lebt noch jetzt von Tabak und Sklaven, aber weniger patriarchalisch, wie verschiedene Ereignisse und Geschichten aus der Chronik des Sklavenstaates beweisen, und Baltimore ist noch immer die Heimath des Katholicismus, der Wohnsitz des katholischen Erzbischoffs, sowie des Ordens der Heimsuchung. Etwas von Lord Baltimores liberalem Geist scheint auch hier fortzuleben. Ich besuchte das Kloster während meines Aufenthalts in Baltimore, und Alles was ich da sah, gefiel mir sehr, besonders das ganze Wesen und Auftreten der Aebtissin und der jungen Schwestern. Die Nonnen legen ihre Gelübde für ihre ganze Lebenszeit ab, haben aber viel von dem altkatholischen Ceremonienwesen abgethan und nehmen keine unvernünftigen Kasteiungen vor. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Erziehung, sowie mit der Pflege armer Waisenkinder. Viele der besten protestantischen Familien in den Vereinigten Staaten schicken ihre Kinder hieher zur Erziehung, weil sie da besser und wohlfeiler unterrichtet werden, als in den meisten Erziehungsanstalten des Landes. Der Katholicismus in den Vereinigten Staaten scheint Alles, was ihn gefürchtet und gehaßt macht, auf der andern Seite des Meeres gelassen und blos seine besten Eigenschaften mitgenommen zu haben, und zu diesen zählt man mit Recht seinen Eifer für gute Thaten. Auch sollen

sich die katholischen Gemeinden hier durch ihre guten Anstalten für Kinder und für Kranke auszeichnen. Die große Mädchenpension ist die vornehmste Einkommensquelle des Klosters. Man sollte jetzt bald ein öffentliches Examen da halten, und in einem großen schönen Concertsaal hörte ich einige der Mädchen sowohl Harfe als Clavier spielen, wie auch sehr gut und musikalisch im Chor singen.

In Baltimore habe ich die Gefängnisse und das Irrenhaus eingesehen, fand aber da nichts zu bewundern. Maryland ist ein kleiner Staat und Maryland ist Sklavenstaat. Baltimore ist eine große Stadt, aber weniger schön und mit weniger Bäumen und Gärten geschmückt, als die meisten amerikanischen Städte, die ich bis jetzt gesehen habe. Baltimore ist durch sein heiteres Gesellschaftsleben und seine schönen Frauenzimmer berühmt, und the belle of Baltimore ist ein fröhliches Negerlied, das von Schwarzen und Weißen, von Dienern und Herren con amore gesungen wird. Aber für mich liegt Baltimores Merkwürdigkeit an einem andern Platze. Sie liegt in der Geschichte einer — Kneipscene und eines kleinen Mädchens.

Willst Du nicht die erstere um des letzteren willen hören? denn sie können nicht von einander getrennt werden.

Vor einigen Jahren wohnte in Baltimore eine Familie mit Namen Hawkins. Sie war in bessern Umständen gewesen, aber durch die Neigung des Familienvaters zu starken Getränken zurückgekommen. In einer Straße in Baltimore befand sich eine Kneipe, wo sich fünf oder sechs Zechbrüder zu versammeln und den Tag hindurch zu schnapsen pflegten. Mr. Hawkins gehörte dieser Gilde an, und obschon er sie verdammte und auch sich selbst wegen seiner Schwachheit dahin zu gehen verdammte, so war es doch eine wahre Verdammniß, daß er sich jeden Tag dahin gezogen fühlte, und dort angekommen,

konnte er nicht mehr weiter gehen. Spät Abends oder in der Nacht taumelte er nach Hause, fiel oft auf der Treppe um, und würde da liegen geblieben und vor Kälte und Elend umgekommen sein, wenn seine Tochter, die kleine Hannah, nicht gewesen wäre. Sie wachte, bis sie ihn nach Hause kommen hörte, und dann gieng sie ihm entgegen und half ihm die Treppe hinauf, wenn er dann umfiel und sie ihn nicht mehr aufzurichten vermochte, so trug sie Kissen und Decken auf die Treppe heraus, bettete die ersteren unter seinen Kopf, breitete die letzteren so gut sie konnte über ihn, und legte sich dann an seiner Seite nieder. Die Frau war in der Verzweiflung seiner ganz überdrüssig geworden und suchte sich und die andern kleinen Kinder mit ihrer Arbeit zu erhalten. Die kleine Hannah (sie war blos zehn Jahre alt) wurde es nicht müde, ihren Vater zu pflegen, und ihm mit ihrer kindlichen Liebe zu folgen. Wenn er Morgens aus seinem Rausch erwachte, pflegte er sogleich das Mädchen fortzuschicken, um Branntwein herbeizuschaffen, und sie that wie er wünschte, da ihre Bitten ihn nicht davon abzubringen vermochten. Sie erweckten in ihm nur ein stärkeres Gefühl seines Elends und das Bedürfniß es zu vergessen; er verfluchte sich, daß er einem solchen Kind ein so unwürdiger Vater sei, und er zwang das Kind, ihm das verderbliche Getränke zu reichen. Und wenn er durch den neuen brennenden Labetrank wieder munter genug geworden war, um aufstehen und gehen zu können, so gieng er aus und in die Kneipe. So war sein Leben lange Zeit eine Reihenfolge von Elend und Selbstverfluchungen, die nur durch neue Räusche unterbrochen wurden.

Das Haus war in tiefe Armuth gerathen und sank mit jedem Tag tiefer. Eines Morgens als Hawkins krank an Seele und Leib nach dem gestrigen Rausch in seinem Bett erwachte, befahl er wie gewöhnlich Hannah fortzugehen und ihm Branntwein zu holen. Aber das

Mädchen wollte nicht gehen. Sie bat innig: „Lieber Vater, heute nicht!“ und sie weinte. Der Vater befahl ihr zornig, das Haus zu verlassen. Er stand allein auf und gieng schwankenden Tritts nach dem gewöhnlichen Platze. Hier war inzwischen eine sonderbare Scene vorgegangen, die sich ohne eine geheime höhere Einwirkung schwer erklären läßt. Die Zechbrüder saßen bereits bei den gefüllten Flaschen beisammen, als einer von ihnen sagte: „Es ist doch sehr närrisch von uns, daß wir hier sitzen und uns ruiniren, blos um dieses Schwein da zu mästen.“ (Er meinte den Wirth.) Die Andern stimmten ein. Einer sagte: „Bedenkt einmal, wenn wir von heute an keinen Tropfen mehr tränken!“ Ein Wort gab das andere. Die Männer schlossen schnell einen Bund und setzten eine Schrift auf, worin sie sich eidlich verpflichteten, starken Getränken gänzlich zu entsagen. Und als Hawkins in die Kneipe hereinkam, traten ihm die Zechbrüder mit dem Nüchternheitsplacat entgegen und riefen: „Unterschreib! Unterschreib!“ Ueberrascht, überwältigt, beinahe außer sich, setzte er seinen Namen zu den andern. Ohne einen Tropfen Branntwein genommen zu haben, eilte er jetzt wie in einer neuen Art von Rausch nach Hause. Er fand seine Frau und seine Tochter beisammen. Er warf sich auf einen Stuhl und konnte blos rufen: „Es ist geschehen! es ist geschehen!“ Seine Bläße und seine verwirrte Miene erschreckte sie; sie fragten, was er gethan habe. „Ich habe das Nüchternheitsgelübde unterzeichnet,“ rief er endlich. Hannah und die Frau warfen sich an seinen Hals. Alle drei weinten Freudenthränen.

Von diesem Punkt, von dieser Kneipscene aus gieng die Bewegung, die sich sofort mit Blitzesschnelligkeit durch die Vereinigten Staaten verbreitete, hunderttausende von Menschen mit sich zog, und zu einem gewaltigen Bollwerk gegen die Völlerei anwuchs, die gleich einem überschwellenden See seit einiger Zeit unter Ver-

sonen aller Classen um sich zu greifen angefangen hatte. Die früheren Zechbrüder aus der Kneipe in Baltimore machten sich zu Predigern der Nüchternheit, und unter dem Namen Washingtorianer zogen sie und mehrere mit ihnen aus, um in den Städten und auf dem Land Reden in Volksversammlungen zu halten, wobei sie aus ihren eigenen Lebenserfahrungen die Farben nahmen, um den Fluch der Völlerei, sowie die Seligkeit des reinen Lebens zu malen. Sie kamen nach Boston. Hawkins war dabei. Man hatte ihn aufgefordert zu sprechen, aber er war von Natur kein Redner und konnte kaum vermocht werden, daß er auftrat. Gleichwohl that er es auf vielfaches Zureden. Markus Spring war bei dieser Gelegenheit zugegen und erzählte mir die Sache einmal. Hawkins begann, als er auftrat mit den Worten: „Ich bin ein Trunkenbold gewesen!“ dann verstummte er aber plötzlich wieder, als wäre er überwältigt von seiner Erinnerung und von der Feierlichkeit des Augenblicks. Die zahlreiche Versammlung rief ihm Worte der Aufmunterung und des Willkomms zu, so daß er wieder Muth bekam. Er ergriff von Neuem das Wort, aber blos um die Geschichte seines früheren Elends und das Benehmen der kleinen Hannah gegen ihn zu erzählen. Die Einfachheit der Erzählung, ihre innere Schönheit, die tiefe Bewegung, womit der Mann sie vorbrachte, Alles machte eine tief ergreifende Wirkung. Ein Redner um den andern erhob sich in der Versammlung und sprach Worte aus der innersten Wahrheit des Lebens oder Herzens. Eine Stimme unter der Menge rief: „Giebt es auch für mich Hoffnung?“ „Ja, ja,“ riefen Andere, „komm Bruder, komm und unterschreib! Wir wollen Dir beistehen!“

Wohl tausend Personen unterzeichneten an diesem Abend den Nüchternheitsvertrag, den Hawkins vorlegte. Der gute Markus sagte; er sei selbst von dieser Scene

so ergriffen und angeregt worden, daß auch er aufgestanden sei, um in der Versammlung seine Freude darüber auszusprechen; aber kaum habe er zwei Worte gesagt, so sei er gänzlich aus dem Concept gekommen, habe vergessen was er sagen wollte, und habe sich gesetzt, mit dem festen Vorsatz, nie wieder als Redner aufzutreten.

Diese Bekehrungsgeschichte ist im Grunde sehr eigenthümlich, denn die wirkende Ursache geht nicht von der kleinen Heldin darin aus. Aber ich glaube, daß sie in geheimem Bund mit einem guten Engel stand, und daß dieser an jenem Morgen seinen Weg in die Schenke gefunden, und den Männern ins Ohr geflüstert hat, dem Wirth nichts mehr zu verdienen zu geben. Ganz gewiß ein listiges kleines Mädchenengelein! . . .

Hawkins reist noch immer als Nüchternheitsapostel im Lande umher. Er hat sich als solcher Vermögen und Ansehen erworben, und die kleine Hannah soll gegenwärtig bei ihm im Westen sein, nicht mehr das kleine blasse Hannchen, sondern ein blühendes Mädchen von sechzehn Jahren. Hannah Hawkins ist meine Schöne von Baltimore.

Gestern Abend waren einige Gäste bei General Stuarts und unter ihnen eine Miß, deren Namen ich vergessen habe, ein angenehmes älteres Frauenzimmer, ein prächtiges Menschenkind von warmem Herzen und gesundem Gemüth. Sie war die Tochter einer vermöglichen Sklavenhalterfamilie, und als sie mündig wurde, hatte sie ihre Sklaven nicht nur emancipirt, sondern auch jedem von ihnen (es waren etliche zwanzig) eine Art von Aussteuer gegeben, womit sie eine selbstständige Bahn beginnen konnten. Sie erzählte mir, einer dieser Sklaven, ein Neger, der sich immer durch gute Aufführung ausgezeichnet, habe sich nach seiner Freilassung durch Handel ein ansehnliches Vermögen erworben, so daß er ganz behaglich leben konnte, aber sein Sohn

habe das Vermögen des Vaters verschleudert und ihn so weit zurückgebracht, daß er sich in seinen alten Tagen durch harte Arbeit habe ernähren müssen; ich glaube, er war Karrenbauer, mußte also Schutt und Steine zu Straßen- und anderen Bauten führen. Endlich wurde der Alte krank und fühlte, daß sein Ende nahe war. Da schickte er seiner früheren Eigenthümerin Miß * * * einen Boten und ließ sie bitten zu ihm zu kommen, er könne sonst nicht ruhig sterben. Sie begab sich in seine Wohnung und fand den Alten in einem dürftigen Stübchen bettlägerig und sehr schwach.

„Missis!" sagte er, „Sie sind immer gut gegen mich gewesen, und ich habe gedacht, ich müsse Ihnen etwas sagen, was mir schwer auf der Seele liegt, und Sie bitten mir zu helfen, wenn Sie können!"

Miß * * * forderte den Alten auf, offen zu reden.

Er fuhr fort: „Sie wissen, Missis, wie ich mein Vermögen verloren habe. Ich habe gleichwohl jetzt viele Jahre von meiner Arbeit gelebt und bin Niemand zur Last gelegen. Aber in der letzten Zeit habe ich nicht vermeiden können, eine Schuld zu machen, und ich fühle, daß ich nicht ruhig sterben kann, wenn ich nicht die Gewißheit habe, daß sie bezahlt wird. Missis, ich möchte Sie bitten, meine Schuld zu bezahlen."

„Und wie groß ist Ihre Schuld?" fragte die Miß.

„Fünfzehn Dollars."

„Dann seien Sie ruhig, lieber Jakob, ich kann und will sie bezahlen."

„Gott lohne es Ihnen, Missis!"

„Beantworten Sie mir jetzt eine Frage, die ich an Sie richten will, und sagen Sie mir auf Gewissen, ob Sie sich als freier Mann glücklicher gefühlt haben, als zur Zeit, wo Sie Sklave in meinem elterlichen Haus waren?"

„Missis," sagte der Alte feierlich, indem er sich in seinem Bett aufrichtete, „Ihre Eltern, meine Gebieter,

waren immer gut gegen mich, und in Ihrem Haus wußte ich niemals, was Noth war. Als freier Mann und besonders in meinen alten Tagen habe ich viel Böses ausgestanden. Ich habe von Hunger und Kälte gelitten. Ich war in Regen, Sturm und Schnee draußen bei der Arbeit; aber dennoch, Missis, litt ich dieß muthig, weil ich frei war, und ich würde es gerne noch einmal leiden, blos um die Freiheit und mein Recht über mich selbst zu behalten. Denn dieß ist mein höchster Schatz gewesen."

Im Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei ist dieses Zeugniß von nicht geringer Bedeutung.

Aber man könnte leicht Gegenzeugnisse anführen von geflüchteten Sclaven, die in den nördlichen Staaten von alten Freunden aus dem Süden gefragt wurden, wie die Freiheit ihnen munde, und die dann antworteten: „Ich bin ihrer überdrüssig, ich wollte, Massa nähme mich wieder zurück."

So habe ich sagen hören und ich bin überzeugt, daß auch dieß wahr ist. Daß faule, unselbstständige Naturen die Fleischtöpfe Aegypti und ägyptische Sklaverei der Freiheit mit harter Arbeit und schmaler Kost vorziehen, ist leicht erklärlich. Daß Diener von guten Herrn im Süden, wenn sie sich als Freie unter gleichgültigen und oft unfreundlichen Menschen in einem kalten Clima befinden, sich nach den warmen Wohnungen, den warmen Herzen und der warmen Sonne der ersteren zurücksehnen, ist eben so natürlich. Und es kommt mir merkwürdig vor, daß es so wenige Beispiele von geflüchteten Sklaven gibt, die in ihr früheres Verhältniß zurückkehren wollen und Massa oder Missis bitten, sie wieder zu nehmen. Jedenfalls taugt es nichts, in der Frage zwischen der Freiheit und Sklaverei nach vereinzelten Thatsachen und Anecdoten zu urtheilen. Sie muß auf der Grundlage des Princips, auf der

Grundlage der Wahrheit beurtheilt werden, die nicht wechselt oder schwankt.

Als Dänemarks großer Staatsmann Bernsdorff die leibeigenen Bauern auf seinem Gut freigab, versammelten sie sich, gingen zu ihm und baten ihn mit Thränen, er möchte sie nicht aufgeben, sondern fortfahren ihr väterlicher Herr und Gebieter zu sein; er möchte die Erklärung, welche sie zu Freien mache, zurücknehmen.

Bernsdorff antwortete: „Ihr versteht jetzt nicht, was ich für Euch thue, aber Ihr werdet es in Zukunft verstehen, und Eure Kinder werden es auch verstehen und mir danken."

Und er blieb bei dem, was er gethan hatte. Und er that noch mehr, indem er Schulen und andere Bildungsanstalten für seine Untergebenen einrichtete und sie dadurch vorbereitete, die Freiheit recht zu gebrauchen.

Philadelphia, Samstag Morgen.

Wieder in der Stadt der Freunde, meine Agatha, nach einer schönen Tagreise in der Chesapeakbucht und auf dem Delawarestrom, wo ich bloß durch einige unbekannte Frauenzimmer gestört wurde, die immer und immer wieder die gewöhnlichen und unerträglichen Fragen an mich richteten. Ach wenn sie wüßten, wie sehr sie mich quälen, wie groß mein Bedürfniß nach Schweigen und Ruhe ist, so würden sie mich mit Frieden lassen. Ich bin auch nach dem Leben und der Hitze in Washington geschwächt. Ich muß im Meer Kräfte

suchen. Die Herren waren angenehmer; ich fand zuvorkommende gefällige Leute unter ihnen. Professor Hart kam, als ich in Philadelphia eintraf, an Bord und führte mich in seine Wohnung, wo ich jetzt wie ein Mitglied in der Familie bin.

Mit Lucretia Mott habe ich verschiedene Häuser von freien Negern in der Stadt besucht. Ebenso auch einen Negerpriester für die episcopale Gemeinde dahier, einen hochgewachsenen, gutmüthigen Ehrenmann, der sich nebenbei auch auf die Daguerreotypirkunst verstand, und gut französisch sprach. Aber die freien Neger frappiren mich auf dieselbe Weise, wie die Sklaven; sie sind gutmüthige gefühlvolle Naturen und besitzen ein schönes Nachahmungstalent, wie auch viel Originalität; aber ihre Vortrefflichkeit ist anderer Art als die der Weißen, und keine Schulen oder Lehranstalten können sie auf den Standpunkt der Letzteren führen. Ich weiß auch nicht, warum dieß ein großer Schaden sein soll. Die Verdienste der Weißen werden vollständig aufgewogen von ihren Fehlern. Von dem freien farbigen Volk (the colored people), wie sie sich zu nennen lieben, interessirte mich am meisten eine junge Mulattin Sarah Douglas, ein anmuthsvolles Mädchen mit außerordentlich intelligentem Gesicht. Sie ist Lehrerin an einer Schule von etlichen und sechzig Neger- und Mulattenkindern, und sie rühmte ihre Leichtigkeit im Lernen, sagte aber, daß sie leicht vergessen und schwer über einen gewissen Punct hinauszubringen seien. Sie selbst war eines der schönsten Exemplare wahrer Bildung unter den Farbigen.

Auch die kleine Marie Townsend, dieses schöne Kind des innern Lichtes mit den übernatürlich strahlenden Augen, habe ich noch einmal gesehen. Erst jetzt erfuhr ich, daß diese strahlenden Augen kaum das Licht des Tages ertragen können, daß sie sich nicht ohne unerträgliche Schmerzen auf ein Buch oder ein geschrie-

benes Blatt heften können, daß das Buch vom Leben der Insecten mit verbundenen Augen dictirt worden ist. So lag sie gebunden und blind, als sie das Leben der beschwingten Naturkinder an das Licht trug. „dankbar“ schreibt sie in der Vorrede, „wenn mein Büchlein dazu beitragen sollte, die Kinder von Grausamkeiten gegen Insecten abzuhalten, wozu sie so geneigt sind. Es hat mich, sagt sie weiter, manchmal vergessen lassen, daß ich innerhalb der vier Wände meines Zimmers eingeschlossen bin. Es hat mich auf die Felder und in die Wälder geführt, und meine Bewunderung für das wunderbare Werk des Schöpfers neu angefacht.“

So liegt sie gebunden und blind bis zu dem Tag, wo der Erlöser die Schwingen des Engels löst, gebunden und blind und gleichwohl wie sehend, wie beschwingt vor vielen. Das Werk des innern Lichtes!

Im Hause nennt man sie die Innerste und ich wollte Dir, meine Innerste, ihr Bild über das Meer zutragen.

Das innere Licht! das Leben des inneren Lichtes ... Ich danke der Stadt der Freunde für eine neue Erweckung desselben.

Das Nächstemal schreibe ich Dir vom Meeresufer in New-Jersey. Am Dienstag fahren wir nach Cap May. Aber vorher mache ich wohl noch einen Ausflug aufs Land zu einer Freundin von Mr. Downing, der mir dieselbe als eine amerikanische Frau von Sevigné beschrieben hat.

Zwanzigster Brief.

Cap May (New-Jersey) den 2. August 1850.

Letzten Sonnabend und Sonntag befand ich mich auf einem schönen Landsitz in der Nähe von Philadelphia, mitten unter schönen seltenen Blumen, wovon sich besonders die mexikanischen durch glühende Farbenpracht auszeichneten, und Schaaren von Kolibris, die sich um sie her schwangen, ihre feinen langen Schnäbel in die Kelche derselben tauchend; ein wahres Fest von zierlichen Naturgegenständen außer dem Haus und innerhalb desselben, Alles niedlich, kostbar, schön, aristokratisch, aber in verschiedenen Dingen zu exklusiv für meinen Geschmack und zu wenig vom wahren „high life" enthaltend. Heute schreibe ich Dir von der Meeresküste, wo der große, freie Ocean gegen die Sandriffe vor meinem Fenster emporbraust und mir in den Wellen ein Schauspiel von höchst demokratisch republikanischem Gehalt vorführt.

Aber ich muß Dir noch ein Wort von meinem Besuch auf der schönen Villa sagen, denn ich war da beim Hochzeitfest des Mais (amerikanischen Kornes), ich sah seine Hochzeitkleider, und ich muß Dir etwas davon erzählen. Der Mais ist ein Diclin. Die Staubfäden entwickeln sich in einem Büschel von Aehren, welche zuhöchst auf dem Wipfel des breitblättrigen, starken, grünen Gewächses sitzen. Die Staubfädenähren schwingen sich munter im Wind und blasen ihr Samenmehl aus wie Rauch. Weiter unten am Schluß des Stammes sitzt die Maisähre (gewöhnlich zwei bis drei Aehren auf einem Stengel) in hellgrüne Hülsen eingewickelt, die sich zur Blüthezeit im Wipfel ein wenig öffnen, um einem Büschel glänzender Silberfäden Platz zu machen, die in allen Regenbogenfarben, doch zumeist in Violett

und Gold spielen. Sie kommt jedoch nicht weit hinaus, sondern wenn die Aehre durch sie das Licht und das Leben begrüßt hat, zieht sie sich wieder hinein wie die kleinen weißen Flöckchen an den Roggen- und Waizen-Pistillen bei uns. Jetzt waren just die zierlichen Seidenbüschchen heraus, und ich brach einen der so hervorblickenden Maisstengel und nahm sachte die eine grüne Hülle nach der andern ab. Sieben grüne Hüllen hatte ich so hinweggenommen; sie wurden immer heller, immer feiner, je näher sie der Aehre kamen. Behutsam rollte ich die letzte hellgrüne Hülle ab, und ein spiralförmiger Schleier von glänzenden, weißen Silberfäden wogte tief hinab von der reichen, perlreihigen Aehre, so schön, so unendlich reich und rein, daß es entzückend war. Jede Kornperle hatte ihren Silberfaden, und alle waren auf derselben Seite um die Aehre gewunden und vereinigten sich in der Spitze, um zum Licht zu dringen und von seinen Strahlen gefärbt zu werden. Ich betete beinahe an beim Anblick dieser ursprünglich verwirrten, jetzt geoffenbarten Herrlichkeit, und ich mußte an die Worte denken: „Salomo in all seiner Herrlichkeit war nicht gekleidet wie eine von diesen. Es war unendlich schön, und ich wünschte nur, Du hättest es mit mir gesehen. Unter den Blumen muß ich die Tiegerlilie wegen ihrer ungewöhnlichen Pracht ausdrücklich nennen.

Am Abend sah ich über die Blumen hin eine Sphinx flattern, die, einem Kolibri in seiner ganzen Art zu fliegen und Blumen zu saugen vollkommen gleichend, auf Schwingen mit einem schnabelartigen Schwanz emporflog, so daß ich einen Augenblick im Zweifel war, ob sie dem Geschlecht der Vögel oder Schmetterlinge angehört. Ich mußte näher kommen und die vier Füße sehen. Ihren Namen konnte ich nicht erfahren. Jemand behauptete, man nenne sie „ladys-bird," zu deutsch Herrgottskäfer. Im Allgemeinen

verstehen sich die Männer wie die Frauen hier zu Land sehr wenig auf Gegenstände der Natur, wenn es sich nicht ganz einfach um Nutzen und Vergnügen handelt. Besonders im Süden und mitten in dieser reichen Thier- und Pflanzenwelt erschien mir die Unwissenheit darüber recht beklagenswerth. Der Mensch sollte doch die Natur anders genießen als der Ochs; er sollte als Herr der Schöpfung sich und seinen Schöpfer dadurch ehren, daß er seine Werke verständig betrachtet, ihre Bedeutung einsehen lernt, und als Priester der Natur sollte er ihre Lehren erklären und ihre Lobgesänge dollmetschen. Dieß wäre ein würdiges Geschäft für Leute von „high life"; und das „high life" in der neuen Welt wird ein leerer Begriff, wenn man nicht das „hohe Lied" eines neuen Lebens singen lernt, ein hohes Lied, höher als das Salomonis, höher als das von Odin und Wala, aber im Geist.

Von Philadelphia reiste ich mit Professor Hart und seiner Frau an einem schönen Julitag nach Cap May, und schön war die Fahrt auf dem spiegelruhigen Delawarefluß, mit seinen grünen, idyllischen, lieblichen Ufern. Den Tag über las ich Mr. Clays Annalen von der schwedischen Kolonie auf diesen Ufern und hatte mein inniges Vergnügen daran, von der historischen Idylle hinweg auf die Ufer zu blicken, wo sie in Frieden und Frömmigkeit lebte. Der Uebermuth und die kriegerische Laune einiger der Häupter der Colonie, der Herren Prinz und Rising, war Schuld an den Unruhen, die endlich ihren Untergang bereiteten. Aber das Volk war friedlich und begnügsam. Von ihrer Liebe zum Mutterlande zeugen die Namen, die sie den verschiedenen Orten gegeben: „Neu Götheborg, Elfsborg" u. s. w.; von ihrem Entzücken über die neue Welt zeugt der Name „Paradies-Spitze", den sie dem ersten Landungsplatz am Delaware-Ufer gaben, wie auch noch manche, von ihrem schwedischen Annalisten Campanius aufbewahrte Anekdoten. Hier im Wein-

land der alten Sagen fanden die Schweden die wilde Weinrebe und manche herrlichen Früchte, von denen sie sprechen. Hier auf diesen schönen, sonnbeglänzten Höhen und Feldern lebten sie glücklich, selbst nachdem sie unter fremde Gewalt gekommen. „Denn die neue Regierung war mild und gerecht gegen sie," sagt die Kronik. Aber sie machte ihr Mutterland vergessen. Die Erinnerung an die erste Kolonie auf diesen Ufern gleicht jedoch dem frischen Grün, das sie bedeckt. Ich betrachtete sie mit Liebe. Frieden und Freiheit sind hier von Schwedens Volk gepflanzt worden.

Am Abend kamen wir aufs Meer und zum Cap May.

Und jetzt zur Republik in den Wellen, nicht Alles „high life", außer mit Bezug auf gewisse Gefühle. Es ist ungefähr 9 Uhr Morgens. Nach einer kleinen Weile beginnt längs am Meeresufer ein recht buntes Schauspiel. Mehrere hundert, ja wohl mehr als tausend Personen, Männer, Frauenzimmer und Kinder in rothen, blauen und gelben Kleidern Trachten von allen Farben und Schnitten (die Grund-Façon in allen Kostümen ist die Blouse, Hosen und gelber Strohhut mit breitem, rundem Rand und hübschen, rothen Bändern) ziehen schaarenweise ins Meer hinaus und hüpfen hinauf und hinab in den schwellenden Wogen, oder lassen sie dieselben unter großem Jubel über ihre Köpfe hinschlagen. Wagen und Pferde fahren hinaus in die Wogen, Herren reiten hinaus, Hunde schwimmen hinaus, weiße und schwarze Menschen, Pferde, Wagen und Hunde, Alles tummelt sich um einander her; dicht davor strecken große Fische, Meerschweine genannt, ihre Köpfe empor und thun zuweilen hohe Sprünge, vermuthlich aus eitel Lust und Vergnügen an den Sprüngen der Menschen. Es ist wie gesagt eine Republik in den Wellen, mit mehr Gleichheit und Brüderlichkeit, als irgend eine auf dem trockenen Land. Denn das Meer,

das große, mächtige Meer behandelt Alle gleich; es braust um und über Alle mit solcher Uebermacht, daß es sich für Niemand der Mühe lohnt, sich als eine Gegenmacht oder als etwas für sich Bestehendes dagegen aufzulehnen; das Meer schlägt über Alle hin, um Alle her, belebt Alle, umkost Alle, vereinigt Alle.

Unter den Bürgern in den Wellen dürftest Du besonders ein Paar bemerken, nämlich einen Bürger in zierlichen, feuerfarbigen Kleidern, und eine Bürgerin in einer braunen, kohlraupenartig gestreiften Wollbluse. Die Bürgerin zeichnet sich dadurch aus, daß sie sich von dem Haufen nach einem einsamen Ort zurückzieht, ebenso durch ihr Verlangen nach Selbstherrschaft und ihr Unvermögen, im Schlag der Wellen auf den Füßen zu stehen. Auch werfen diese sie unbarmherzig genug an ein Sandriff, wenn sie allein ihren eigenen Kräften und einer dreispitzigen Gabel überlassen wird, womit sie sich, aber vergebens, auf dem Boden festzuhalten sucht, während der Bürger auf den Strand geht, um seine Frau hinauszuführen. Dieses Paar ist Professor Hart und die Unterzeichnete. Dann und wann könntest Du mich aus dem Wasser tauchen sehen, müde mit den Wogen zu streiten und mich gegen das Ufer hinschleudern zu lassen, einer Fischmöve gleich an diesem sitzend, umrauscht von weißschäumenden, tosenden Wogen, bald den Ocean, bald den grenzenlosen Raum betrachtend, bald die bunte Gesellschaft in den Brandungen am Strande.

Ganz anders ist es im Capitol zu Washington! . . . Der Mensch scheint hier nicht groß, nicht merkwürdig in irgend einer Weise, und mehr einem ungraziösen, ungelenken Thiere gleich (denn die Kleider, welche die Sittsamkeit beschützen, sind gänzlich unvortheilhaft für die Schönheit), als einem Herrn oder einer Herrin der Schöpfung.

Im Anfang erschrack ich beinahe über dieß Unter-

nehmen und die Gesellschaft, sowie über das Unschöne, scheinbar Grobe in dieser Republik. Aber ich sehnte mich nach den Kräften des Meeres und dachte: „Wir sind Alle gleich vor unserem Herrn und Alle Sünder, Alle arme Sünder!“ Und ich ging hinaus unter die Andern. Und obschon ich noch nicht daran gewöhnt bin, mit den Wogen zu kämpfen, wie ich Andere es thun sehe, so bin ich doch bereits ganz entzückt über diese wilden Bäder und hoffe sehr viel Gutes von ihnen. Sie geben mir einen eigenthümlichen Eindruck von etwas zugleich Großem und Lieblichem. Die Woge kommt wie ein Riese, stark, aber zugleich so mild und mächtig wie eine Gotteskraft, voll von gesundheitspendendem Leben, so daß ich, wenn ich mich von ihr überschäumt fühle, unwillkürlich denken muß, es sei doch nicht schwer, in ihr zu sterben. Aber habe keine Angst, meine liebe Agathe, Du darfst glauben, daß ich mich wohl in Acht nehme, und daß auch noch Andere da sind, die mir ihre Obhut angedeihen lassen; denn auch hier habe ich gute Freunde, obschon ich, um im Frieden leben zu können, einem Theil von ihnen etwas weniger freundlich begegne; und mich in einiger Entfernung von ihnen halte. Diese Art liegt gar nicht in meiner Natur, und es kommt mich mitunter recht schwer an, Leuten, die mir freundlich entgegenkommen, so zurückstoßend zu begegnen; aber ich muß schweigen und ruhen und meiner selbst ein wenig Meister sein.

Mit Professor Hart und seiner Frau befinde ich mich vollkommen wohl; sie sind stille, freundliche, ernste Menschen. Sie lassen mich gewähren ganz wie ich will. Ich habe ein angenehmes Stübchen nahe bei ihrem Wohnzimmer, mit der freien Aussicht auf den Ocean, der sich hier ohne Inseln und Scheren an dem niedrigen, sandigen Strand bricht; ich höre sein Brausen Tag und Nacht durch meine geöffneten Fenster. (Seit mehreren Monaten schlafe ich bei offenem Fenster,

aber verschlossenen Jalousien, und man macht es in Amerika allgemein so). Ich ruhe und genieße, wie ich das hier zu Land noch nie gethan habe, denn hier erst habe ich das Recht bekommen, über mich selbst zu verfügen. Der rastlose Gedanke arbeitet jedoch, schreibt Romane und Dramen, die sämmtlich in Schweden spielen, obschon hiesige Scenen sie ins Leben rufen. Aber für Schweden lebe ich mit all meinem Dichten und Trachten.

Jetzt bist auch Du am Meer, meine Agathe, und tauchst Dich in die salzigen Wogen. Mögen die stillen Bäder von Marstrand Dir ebenso gut und stärkend sein, wie ich diese wilden oceanischen für mich fühle! Für Dich würden sie nichts taugen. Sie sind zu heftig.

Den 10. August.

Wie schön ists hier zu sein, wie wohlthätig vor Ausfahrten in die Umgegend, vor dem angestrengten Hören und Lernen, vor dem Gesellschaftsleben und Unterhaltungen Ruhe zu haben und allein sein zu dürfen, schweigend und still! Und das Meer, das Meer, das große, herrliche Meer, wie belebend ists es zu betrachten, ihm zu lauschen, sich darin zu baden! Alle Morgen nach meinem Frühstück, welches aus Kaffee, karolinischen Reisgraupen und einem Ei besteht, sitze ich am Meeresstrand in einer Laube, die über das Dach einer Holzbude gebaut ist, sitze da mit einem Buch in der Hand und sehe ins Meer und auf die weiten Himmelsräume hinaus, sehe die Meerschweine schaarenweise an der Küste hinziehen und höre die großen Wogen zu meinen Füßen sich brechen und brausen. Die Meerschweine belustigen mich ganz besonders, sie gehen meistens paarweise, und wenn sie aus dem Meer hervorgucken, gleich als wollten sie „guten

Tag" sagen, machen sie eine biegende Bewegung mit dem ganzen Körper, so daß ihr ganzer oberer Theil über der Wasserfläche sichtbar wird; nach dieser langsamen und mit einer gewissen Methode gemachten Verneigung stecken sie den Kopf wieder hinab und verschwinden in den Wogen, erscheinen jedoch bald wieder auf dieselbe Art wie vorher. Sie sind große Fische (ich glaube ungefähr drei Ellen lang) scheinen von Gestalt unsern größten Lachsen nicht ungleich, und haben etwas Gravitätisches in ihren Bewegungen, während sie uns ihre Grüße aus der Tiefe bringen. Aber zuweilen machen sie hohe Sprünge. Weißt Du, warum ich ein Buch in der Hand habe, während ich Alles das ansehe? Damit die Leute glauben sollen, ich lese, und damit man mein Lesen respectire. Anders kann ich nicht im Frieden sein. Und ich bin durch dieß beständige Anreden fremder Personen, sowie durch ihre ewig gleichen Fragen so reizbar geworden, daß ich Herzklopfen bekomme, so bald sich Jemand nur auf dieselbe Bank setzt wie ich, denn ich fürchte dann schon, man wolle mich anreden. Deßhalb wende ich bei solchen Aussichten sogleich die Augen dem Buche zu. Morgens ist jedoch mein lustiger Salon ziemlich frei von Leuten. Und die interessanten Meerschweine sind zuweilen die einzigen lebendigen Wesen, die ich sehe. Einige genußreiche Stunden habe ich durch ein Buch, nämlich Oersteds neulich herausgegebenes viertes Heft seiner Schrift: „Der Geist in der Natur" gehabt, worin er, wie ich ihn in Kopenhagen darum bat, die Gedankensummen weiter entwickelte, die in seinem herrlichen kleinen Aufsatz über „die Einheit der Vernunftgesetze im ganzen Universum" verborgen lagen. Nie werde ich die Freude vergessen, welche mich an dem Morgen durchströmte, als ich zum ersten Mal dieses Schriftchen las, das Oersted mir gegeben hatte, und als die Ahnung der Anwendung, deren sie

auf das ganze höhere menschliche Bewußtsein fähig war, wie ein Blitz durch meine Seele flog. Es war früh am Morgen, aber ich konnte mich nicht enthalten, ich mußte hinaus und zu Oersted und ihm meine Freude und meine Ahnungen sagen. Dieser Morgen und die Gespräche, die er zwischen dem liebenswürdigen alten Mann und mir herbeiführte während des Winters, den ich in Kopenhagen zubrachte, und die genußreichen Stunden, welche sie mir schenkten, waren ganz besonders angenehm für mich, während ich Oersteds neues Buch las, und bei den herrlichen Aussichten, die es für mich eröffnet, selbst über den Horizont hinaus, welchen der edle Mann der Wissenschaft angegeben. Aber Oersted hat seine Sache auf eine große Weise ausgeführt, und während er feststellte, was man mit Bestimmtheit wissen kann und auf was man mit der größten Wahrscheinlichkeit in diesen Fragen schließen darf, hat er das Feld für weitere Forschungen und Gedankengänge offen gelassen, wobei die Gesetze und Analogieen, auf die er hindeutet, als Wegweiser dienen können. Wie freue ich mich, auf meinem Rückweg in Dänemark den verehrungswürdigen, noch jugendlichen, alten Gelehrten wieder zu sehen! Aber ich muß Dir jetzt von meinem Leben auf Cap May erzählen.

Ich verweilte in der Morgenstunde in Gesellschaft der Meerschweine und des Meeres. Um halb 11 Uhr beginnt die Fluth zu steigen und das Meer höher und höher an den Strand zu schlagen; dann lege ich mein Badkostüm an und gehe so ins Meer hinaus, ehe noch die größte Menge sich versammelt hat, und lasse mich von den Wogen überschwemmen, sehr oft an der Hand des Professors Hart, zuweilen auch mit einer artigen Quäckerin (einer Schwiegertochter der Lucretia Mott); manchmal bin ich auch ganz allein, denn ich bin jetzt sehr geschickt geworden in der Kunst, mit den Wogen zu ringen und in ihrer Mitte die Balance zu erhalten.

Das Bad währt ungefähr eine Viertelstunde und empfindet sich so angenehm, daß es beinahe Mühe kostet wieder herauszusteigen. Nach dem Bad gehe ich auf mein Zimmer, schreibe ein wenig, während ich meine Haare trocknen lasse, trinke ein Glas eiskalte, gute Milch, esse ein Stück gutes Waizenbrod dazu und lege mich dann ein Stündchen auf mein Bett, wo ich bei dem großen Wiegengesang des Meeres so leicht und lieblich einschlummere, wie ich vermuthe, daß kleine Kinder beim Wiegengesang der Mutter einschlummern. Wenn ich erwache, kleide ich mich schnell zum Mittagessen an.

Um 2 Uhr wird dinirt. Dieß ist ein mühsames Geschäft. In einem großen hellen Saal sitzen an zwei langen Tischen ungefähr dreihundert Personen mit donnernder Tafelmusik und bedient von einem Regiment von etlichen und vierzig Negern, welche nach dem Glockenschlag hereinmarschiren und manövriren und so viel Lärm machen, als sie möglicherweise mit Tellern und Schüsseln u. s. w. zu Stand bringen können, und das ist nicht wenig. Sie kommen zu zwei und zwei hereinmarschirt, jeder eine Schüssel oder Schale in der Hand haltend. Ping! sagt eine kleine Uhr, die vom Haushofmeister noch in die Höhe gehalten wird, und die Schüsselträger bleiben stehen und werden in zwei Reihen zwischen den Tischen aufgestellt. Ping! sagt die Uhr wieder, und sie wenden sich nach den Tischen, bleiben jedoch unbeweglich auf ihrem Platze stehen. Ping! und sie stellen die Schüsseln auf die Tische mit einem Getöse, so daß man dabei in die Höhe springen möchte, wenn nicht die ganze Bedienung eine Kette von lärmendem und schwirrendem Getöse wäre, so daß man aus dieser geräuschvollen Sphäre gar nicht herauskommt. Das Mittagessen ist meistens sehr gut, und die Speisen sind weniger gewürzt,

als ich sie am amerikanischen Tische, besonders in Hotels zu finden gewohnt bin. Obschon ich hier überall grüne Gemüse vermisse, esse ich doch gern etwas, was man Sqwash nennt, und was das Fleisch einer Art von sehr allgemeinem Kürbis ist, die man ungefähr so kocht und servirt, wie wir den Kohl, und die man auch zum Fleisch ißt. Es ist weiß, ziemlich geschmacklos, aber weich und angenehm, ungefähr wie Spinat, und wird allgemein im Lande gegessen. So ist auch der Tomato eine sehr schmackhafte und beliebte Südfrucht und wird als Salat gegessen. Zum Dessert wage ich nichts anderes zu essen, als Sagopudding oder Custard, eine Art Eierkreme in Schalen. Aber ich bin froh, daß diese immer vorhanden sind. Ein stehendes Gericht auf amerikanischen Tischen ist um diese Zeit das sogenannte „süße Korn"; es ist der ganze Kornstock von einer Art frühreifem und sehr süßem Mais, den man in Wasser kocht und ganz servirt; man ißt es mit Butter, und es schmeckt wie die französischen „petit-pois", während man mit dem Messer das Korn von dem Stock wegscharrt oder schneidet. Einige nehmen den ganzen Stock und nagen ihn mit den Zähnen ab. So machen es drei Herren, die vor mir und Professor Hart am Tisch sitzen, und welche wir Haifische nennen wegen ihres merkwürdigen Talentes große, oft doppelte Portionen von Allem, was auf den Tisch kommt, zu verschlucken. Es wird mir wahrhaft angst und bang, wenn ich sehe, wie ihre breiten, mit tüchtigen Zähnen versehenen Mäuler gierig die schönen weißen, perlartig gereihten Maisähren umnagen, die ich kaum zuvor in ihren Hochzeitkleidern sah, und die jetzt massakrirt in dem gefräßigen Schlunde der Haie verschwinden. Wenn ich das sehe, fühle ich, daß, wenn das Essen nicht ein von der Religion geheiligter Akt ist (und dieß ist der Sinn des Tischge-

bets), es dann eine niedrige, thierische Handlung, unwürdig des Menschen und der Natur ist.

Nachmittags sitze ich wieder mit meinem Buche in der Hand da, betrachte das Meer und trinke die weiche, lebenspendende Meerluft. Einige Badgäste finden sich schon um halb sechs in der von Neuem steigenden Fluth ein, und zuweilen nehme auch ich dann ein Bad, aber gewöhnlich spüre ich, daß eins genug ist, denn der Kampf mit den Wellen macht das Bad ermüdend. Dann mache ich gewöhnlich einen Spaziergang und besuche mitunter Personen, die mich besucht haben, entweder in den großen Hotels hier, oder in den kleinen Landhäusern in der Umgegend. Wenn es dunkelt (und es dunkelt hier bald) gehe ich auf der großen Piazza, die um unser Hotel (Columbia House) geht, auf und ab, und betrachte das herrliche Schauspiel von Blitzen und ungewöhnlichen Lichtexplosionen, welches das Firmament uns alle Abende gewährt, seit ich hiehergekommen bin, ohne daß sich ein Donner hören läßt. Die eine Hälfte des Himmelsgewölbes ist dabei ganz klar und sternhell; über der andern ruht eine Wolke, und am Rand und in den verschiedenen Theilen der Wolke geschehen Lichtexplosionen, wie ich sie noch nie gesehen habe. Feuerkugeln erscheinen und springen in keilartigen Strahlen nach mehreren Seiten aus, andere flammen und knistern, wie brennbare Stoffe, die schnell verbrennen; es öffnen sich Schlünde von hübschen, farbigen Flammen, die da und dorthin fliegen, und der Rand der Wolke, der grau und leicht erscheint, schickt unaufhörlich flammende Spieße und Raketen aus; weiter unten am Horizont, wo der Himmel mit dem Ocean zerschmilzt, wird er von langen, sanften Blitzen erhellt; — mit einem Wort, es ist eine himmlische Feuerwerkerei, die immer neu, überraschend und für mich ganz entzückend ist. Ein paar Mal haben wir auch prächtige Donnerwetter gehabt, wo die

Blitze über den Ocean hinfliegen und sich kreuzen, so daß es ein wahrhaft großes Schauspiel ist. Dabei ist die Luft rein und die Tage und Nächte sind ununterbrochen lieblich und schön.

Oft haben wir auch Musik und irdische Feuerwerke am Meeresstrand vor unserem Hotel, so daß es uns an ermunternder Unterhaltung nicht fehlt. Zu diesem Capitel gehören auch Cavalkaden am Ufer hin von Herren und Damen, Spazierfahrten in leichten, luftigen Wagen, Fußpartieen längs der Rhede, wo man Cap-May-Diamanten sucht und findet, kleine, helle, weißliche Steine, die geschliffen mit einem ganz klaren und schönen Wasser glänzen. Unter den Fußgängern spät am Abend, wenn der Mond aufgegangen ist, bin auch ich zuweilen mit Professor Hart, dem ich so gerne zuhöre, wenn er seine Gedanken über die Erziehung der Jugend entwickelt, seine Methode, in der Schule Jahr für Jahr die Aufmerksamkeit der Knaben immer neu zu wecken und zu unterhalten, wie auch die Selbstthätigkeit ihres eigenen Wesens zum vollen Bewußtsein zu rufen. Seine Ansichten und Methode erscheinen mir dabei vortrefflich, und der Erfolg seiner Schule, die Brauchbarkeit der Jünglinge, ihre Tüchtigkeit zu verschiedenen Gewerben, wenn sie aus derselben kommen, zeugt für die Richtigkeit des Prinzips und die Güte der Methode. Das Meeresbrausen ist gewöhnlich am Abend leiser als bei Tag, des Mondes träumerisches Licht scheint die unruhige Welle einzuschläfern, und ihr Gesang ist eine Ruhe. Mitunter gehe ich ein wenig ans Land hinauf und lausche dem Gesäusel des Maises im Abendwind, lauter stille, ruhende Töne! ... So kommt die Nacht und der Schlaf mit des Meeres großem Wiegengesang! So vergehen die Tage mit geringen Abwechslungen, und ich wünschte blos Alles verdoppeln zu können. Die Zahl der Badgesellschaft

soll sich zwischen zwei- und dreitausend Personen belaufen.

„Miß B *** kann ich das Vergnügen haben, ein Bad mit Ihnen zu nehmen?“ (oder „mit Ihnen zu baden“) ist eine Einladung, die man oft von einem Herrn an ein Frauenzimmer hört, just wie man auf einem Ball zu einer Française oder einem Walzer engagirt, und ich habe niemals gehört, daß die Aufforderung abgeschlagen wurde. Auch ich habe an diesen Badtänzen nie etwas eigentlich Unschickliches gesehen, aber hübsch und anmuthig sehen sie nicht aus, besonders nicht diejenige Tour des Tanzes, wo der Cavalier die Dame schwimmen lehrt, welche Kunst indeß in Seegefahren nicht übel ist. Allerlei verschiedene Scenen bekommt man übrigens in der badenden Republik zu sehen. Hier ein schönes junges Paar in eleganten Badekleidern in die wilden Wogen hinaustanzend, lebenslustig, lebensmuthig einander an der Hand haltend, als könnten sie es mit dem ganzen Weltmeer aufnehmen und allen seinen Wogen die Brust entgegenbieten; dort wieder ein altes Paar in grauen Kleidern, das sich beständig an den Händen hält und in den Wellen auf und ab taucht (gerade wie wenn man Lichter zieht), ernsthaft und blos darauf bedacht, fest stehen zu bleiben und für die Gesundheit etwas zu profitiren; da eine lächelnde junge Mutter, die ihr junges Knäblein vor sich her trägt, einen noch nicht ein Jahr alten nackten Amorino, welcher lacht und die Händchen aus Freude zusammenschlägt, wenn die wilden Wogen über ihn hinfahren; daneben eine dicke Großmutter mit einem „Lebenserhalter“ um den Leib und selbst halb im Sande sitzend, aber offenbar voll Angst trotz alle dem zu ertrinken, und wenn die Woge kommt, an irgend einem ihrer hüpfenden und lachenden großen Kinder und Kindeskinder sich haltend, welche jubelnd im Kreise um sie her tanzen. Hier ein graziöses junges

Mädchen, das sich zum ersten Mal im Seebad befindet und aus Furcht vor der Woge in die Arme von Vater und Mutter eilt, um sich da von ihr überschäumen zu lassen; da eine Gruppe wilder junger Frauenzimmer, die einander Hand an Hand halten, herumtanzen und laut aufschreien, so oft die Woge über ihren Köpfen zusammenschlägt; und nicht weit von ihnen ein Schwarm noch wilderer junger Männer, die wie Fische tauchen und sich um einander herumtummeln zur großen Verwunderung der Meerschweine (wie ich vermuthe), die da und dort ihre großen Köpfe aus den Wellen hervorstrecken, was wiederum ein paar großen Hunden die Köpfe verrückt, so daß sie in der Hoffnung auf einen guten Fang ins Meer hinaus ihnen entgegen stürzen. Mitunter, wenn man gerade von der Woge überspült zu werden hofft, bekommt man zu gleicher Zeit eine Masse von Frauenzimmern und Herrn, die sitzend mit ihr herankommen und von ihr herbeigetragen werden, so daß man nur sein junges Leben zu vertheidigen hat. Zwei Rettungsboote rudern während der Badezeit beständig vor dieser Scene auf und ab, um bei der Hand zu sein, wenn je eine Gefahr vorkommen sollte. Dessen ungeachtet ereignen sich beinahe jedes Jahr Badunglücksfälle durch die Unvorsichtigkeit von Leuten, die sich zu weit hinaus wagen, ohne starke Schwimmer zu sein. Der Trieb der Woge ins Meer hinaus, wenn sie, nachdem sie sich am Ufer gebrochen, davon zurücktritt, ist noch stärker als ihr Andrang; sie scheint da ordentlich in die Tiefe hinabziehen zu wollen, und ich mußte dabei an unsere mythologische Sage von „dem falschen Strom" denken, der nach dem Leben der Menschen hungert und sie in seinen kalten Schooß hinabzieht. Andere Gefahren finden sich auf dieser Küste nicht vor. Die Meerschweine sind nicht gefährlich und die Haifische finden sich nirgends, als bei der Mittagstafel.

Ein See-Unglück hat sich neulich nicht fern vom Cap May zugetragen, die Hoffnung manches Herzens zermalmt und auf Tausende von Gemüthern in den nordöstlichen Staaten einen tiefen Eindruck gemacht. In einer stürmischen Nacht im verflossenen Juli strandete an der Küste von New-Jersey eine Brigg, welche die Markise Ossoli (Margret Fuller), den Gegenstand so vielen Geredes und so vieler Verläumdung, so vieler Bewunderung und so großer Aufmerksamkeit in den Staaten Neuenglands, nach ihrer Heimath zurückbrachte, und nebst ihr, ihren Mann, den Marchese Ossoli und ihren kleinen Jungen. Sie gingen sämmtlich unter, während sie vier Stunden lang den Tod herannahen gesehen hatten und die Wogen das Schiff in Stücke zerschlugen. Ich glaube, daß ich Dir von Margret Fullers Brief, den sie von Genua aus an Springs schickte, von ihren traurigen Ahnungen, von dem Tod des Kapitäns u. s. w. erzählt habe. Das Schiff war hernach vom ersten Steuermann geführt worden, der ein geschickter junger Seemann zu sein schien, und seiner Sache so sicher war, daß er am Abend vor der Unglücksnacht den Passagieren versprochen hatte, sie sollen am Morgen in New-York sein. Sie begaben sich darauf alle zur Ruhe und erwachten erst, als das Schiff bei der Morgendämmerung auf den Grund stieß. Der Steuermann hatte sich durch einen Leuchtthurm, den er fälschlich für einen andern in diesen Fahrwassern hielt, irre führen lassen. Sie befanden sich nicht weit vom Lande und die Wogen drängten gegen die Küsten zu; mehrere Passagiere ließen sich auf Bretter binden und kamen auf diese Art, obwohl halbtodt, ans Land. Man bot Margret Fuller dieses Rettungsmittel an. Sie verweigerte es; sie wollte nicht gerettet werden, außer mit ihrem Mann und mit ihrem Kind. Bei der Einschiffung von Italien her hatte sie einer Freundin in Amerika geschrieben: „Ich habe eine

Ahnung, daß eine große Veränderung in meinem Schicksal bevorsteht. Ich fühle das Herannahen einer Krisis . . . Ossoli ist in jüngeren Tagen von Weissagern vor der See gewarnt worden, und dieß ist seine erste größere Seereise . . . aber sollte ein Unglück eintreffen, so will ich mit meinem Mann und meinem Kind zu Grund gehen." Jetzt war die geahnte Stunde gekommen und sie wollte mit den Ihren sterben.

Ein Matrose hatte den kleinen Jungen genommen, ihn und ein kleines italienisches Mädchen auf ein Brett gebunden und sich mit ihnen ins Meer hinausgeworfen, in der Hoffnung, sie zu retten. Man sagte Margret Fuller, sie haben glücklich das Ufer erreicht. Man sagte ihr, daß auch Ossoli gerettet sei; dann erst willigte sie ein, daß man auch sie an ein Brett band. Sie erreichte den Strand nicht. Die Tiefe verschlang sie. Eine Woge hatte Ossoli von dem Verdeck ins Meer gespült. Man fand weder seine noch ihre Leiche. Aber der kleine Junge wurde nebst dem italienischen Mädchen auf dem Sandriff gefunden, beide todt. „Ein schneller Tod und eine kurze Todesangst!" war immer Margret Fullers Gebet gewesen. Es ist erfüllt worden, und sie war und sie ist bei den Ihrigen. Aber ihre Mutter und ihre Schwester, die nach New-York gekommen waren, um sie zu empfangen, — ihr Kummer soll an Verzweiflung grenzen. Sie hatten sich so lang, mit so großer Sorge und so inniger Freude auf diesen Empfang vorbereitet. Sie wollten sie so glücklich machen! Und der kleine Junge — Alles war fertig für ihn, sein Bettchen, sein Stühlchen, sein Tischchen! . . . Rebekka Spring, die M. Fullers Mutter gesehen hat, schreibt, sie sehe aus, als ob sie nie wieder würde lächeln könne. Sie scheint zermalmt zu sein. Unter denjenigen, die beim Schiffbruch untergingen, befand sich auch Ch. Sumners Bru-

der, der junge Mann, der nach Petersburg fuhr und dem Kaiser Nikolaus eine Eichel schenkte.

In dem, was ich von M. Fuller gelesen habe, findet sich nichts, was die hinreißende Macht verriethe, die sie im Gespräch ausgeübt haben soll; ihr schriftstellerisches Talent scheint mir ziemlich schwach, aber ein großartiger, edler Geist verräth sich in ihren Schriften, und sie grämt sich und zürnt oft über das, was sie an ihrem Volk als unedel erkennt. Sie zeigt sich dabei mehr kritisch als enthusiastisch. Aus ihrem Buch „Ein Sommer an den Seen" habe ich mir zur Erinnerung an sie folgende Worte abgeschrieben:

„Wer muthig und fest dabei bleibt, einen edeln Vorsatz auszuführen, auf welchen Widerstand er auch stoßen möge, der muß just durch denselben gesegnet werden."

Nach M. Fullers Brief sollte ich glauben, sie habe ihr höchstes Lebensziel in ihrer mütterlichen Glückseligkeit gewonnen. Ihre ganze Seele schien darin aufgegangen zu sein. Man hatte sie mir als nicht weiblich genug geschildert. Ich finde sie beinah allzu sehr so, allzu concentrirt in dieser Privatwonne. Wohl ihr indeß, daß sie mit dem Herzen voll von Liebe dahin gehen durfte und zugleich mit denen, die sie am höchsten liebte!

Den 12. August.

Immer lieblich und schön! Das Meer, der Himmel und diese Walhallakampfspiele, die jeden Abend aufgeführt werden, wenn Helden und Amazonen ihre

flammenden Spieße werfen, die Umarmung des Meeres am Tage, der Gesang des Meeres in der Nacht, die Freiheit, der Friede in der freien Luft, das Alles schmeckt herrlich! Professor Hart erfreut sich des Bades und des Lebens dahier wie ich, und der kleine Morgan flattert wie eine Fischmöve am Strand und am Wasser umher, blosbeinig und braun und so glücklich, wie nur ein freier Junge am Meeresufer es sein kann. Aber der armen Mrs. Hart bekommt das Bad und die Luft dahier nicht gut, sie wird mit jedem Tag bleicher und kann beinahe nichts mehr essen, als etwas Reis mit Wasser gekocht. Ich glaube, daß sie hauptsächlich von dem Lebensgenuß, den ihr Mann und ihr Sohn hier finden, lebt und sich erhält, und sie will um ihretwillen den Ort noch nicht verlassen.

Ich habe hier das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Familie von Philadelphia oder vielmehr zweier Brüderfamilien zu machen, die hier in der Nähe einen Landsitz bewohnen, um das Bad zu gebrauchen. Mr. Furneß der Aeltere ist Prediger einer unitarischen Gemeinde in Philadelphia und eine der edelsten reinsten Menschennaturen, die Gott geschaffen hat, wahr, warm und liebevoll, aber von seinen Antisklavereigefühlen so sehr eingenommen, daß sein Leben und seine Gesundheit darunter leiden, und ich glaube, daß er sich mit dem größten Vergnügen dem Tod unterziehen würde, um die Sklaverei aufzuheben. Und mit ihm würde mit Freuden seine schöne Tochter gehen, eine Walkyre an Seele und Haltung, ein herrliches Mädchen, die Wonne des Vaters, wie er die ihrige ist. Der Kummer über die Sklaverei würde dem Leben des edlen Geistlichen ein Ziel machen, wenn nicht die Tochter ihn täglich mit neuer Freude und neuem Entzücken belebte. Das Mädchen ist blond und blauaugig wie eine nordische Jungfrau und sie sieht einer Schwedin nicht ungleich. Die Frau des andern

Bruders ist eine feine schöne Brunette, geistreich und anmuthsvoll wie eine Französin, ein starker Contrast gegen die blonde Amazone, aber einer der allerliebsten Contraste. Sie ist die glückliche Mutter von drei tüchtigen Jungen. Die Walkyre hat drei Brüder. Beide Familien führen ein schönes Familienleben mit einander. Das Schönste und Beste, was ich in der neuen Welt gesehen habe und noch sehe, ist das Familienleben und die Natur, nebst den bürgerlichen Einrichtungen, welche das Werk der christlichen Liebe sind.

Zu den Merkwürdigkeiten dahier gehören einige Indianer, die ihre Zelte in der Nähe des Hotels am Strand aufgeschlagen haben und allda Körbe, Fächer in indianischem Geschmack nebst andern kleinen Dingen verfertigen, die sie an den Liebhaber verkaufen. Die Männer sind Halbblut-Indianer, aber die Weiber sind ächte Skwaws (so nennt man die Indianerinnen, mit schwarzem, struppigem, wild herabhängendem Haar und starken Gesichtszügen. Sie sind garstig, aber die Kinder sind schön, haben prächtige Augen und sind wild wie kleine wilde Thiere.

Jede Woche hat man in den Hotels ein Hüpfen, d. h. eine Art Ball, der sich, wie ich vermuthe, von andern Bällen blos dadurch unterscheidet, daß man ungenirter herumhüpft. Ich habe es nicht übers Herz bringen können, die Gesellschaft des Meers und des Mondscheins zu verlassen, um in den Ballsaal hineinzugehen und die Leute hüpfen zu sehen. Auch an Scenen von weniger heiterer Art hat es nicht gefehlt. In unserem Hotel gab es gestern eine große Schlägerei zwischen den schwarzen Bedienten und den weißen Herrn, wobei es blutige Köpfe absetzte. Die größte Schuld fiel dabei auf einen Sklavenbesitzer. Er mußte abreisen. In einem andern Hotel wurden zwei Mordbrennereiversuche gemacht, aber noch rechtzeitig entdeckt. Man schiebt die Schuld auf einen Neger, zumeist aber auf

die Art, wie die Wirthin dieses Hotels ihre Leute behandelt. NB. Alle Bediente hier sind Neger oder Mulatten.

Dieser Tage lud ein angenehmer junger Mann Mr. Barlow mich und einige Andere von der Badgesellschaft zu einer Spazierfahrt auf einer ihm angehörigen Lustjacht ein, und da bekam ich die größte Lust, mit einem Segelschiff über den Ocean nach Hause zu fahren, wenn ich nur Zeit dazu finden würde. Das Segelschiff ist unendlich schöner und poetischer als das Dampfschiff. Auf dem letzteren hört man den Gesang der Winde und Wellen nicht vor dem Getöse der Dampfmaschinen, und man bekommt kaum einige Seeluft, die nicht mit dem Dunst des Schornsteins oder der Küche vermengt wäre. Das Dampfschiff ist gut auf den Flüssen, aber auf dem Meer da lebe das Segel!

Neulich hatte ich Besuch von einigen allerliebsten jungen Quäckerinnen. Man kann sich nichts Anmuthigeres denken, als diese jungen Mädchen in ihrer hellen feinen, sittsamen Tracht.

Ein Gegenstück zu ihnen muß ich Dir jetzt vorstellen. Eines Morgens saß ich unter der Laube am Meeresstrand, mit einem Buch in der Hand, aber die Augen auf das Meer und die Meerschweine gerichtet, als eine dicke Frau mit einem Gesicht, das der fettesten Trödlerin von Stockholm Ehre gemacht hätte, herkam und sich auf meine Bank setzte. Ich ahnte Unrath und heftete meine Augen stark auf Wordsworths „Excursion". Meine Nachbarin schielte mich an und endlich sagte sie: „Wissen Sie, wo Miß Bremer zu finden ist?" — „Ich glaube, sie wohnt im Columbiahaus," antwortete ich. — „Hum! . . . ich würde mich freuen, sie zu sehen." Pause. Ich schwieg und sah in mein Buch. Meine Nachbarin begann von Neuem: „Ich schickte ihr dieser Tage ein Paket — es waren Verse und ein Buch darin — und ich habe seitdem gar nichts von ihr

gehört.“ — „Ach,“ sagte ich, da ich jetzt auf so üble Weise gezwungen wurde, „Sie sind vielleicht die amerikanische Harfe, und ich habe die Sendung Ihnen zu verdanken?“ Ich hätte nämlich am liebsten die Verfasserin des Buchs, das in demselben Styl geschrieben ist, wie die „trügerische Unzweifelhaftigkeit“ nicht getroffen, denn die Verfasserin sagte in ihrer Epistel, es sei in den Zeitungen von Cap May sehr gelobt worden, und ich konnte es nicht anders als gänzlich verrückt nennen. Aber die gute Meinung in den Versen verdiente eine Danksagung, und ich dankte jetzt ganz ordentlich. „Nun,“ sagte die Harfe, „haben Sie das Buch gelesen?“ — „Nein, noch nicht, „ich habe blos ein wenig hineingeschaut.“ — „Ei, so lesen Sie es doch, lesen Sie es ganz durch, denn das ist ein Buch, das immer besser gefällt, je mehr man darin liest. Und ich habe das Alles geschrieben, sowohl Prosa als Verse. Alles das ist mein Eigenthum. Ich habe eine Menge Verse geschrieben und gedenke bald eine Sammlung meiner poetischen Arbeiten im Druck herauszugeben. Aber es ist gar zu theuer, solche Sachen herauszugeben.“ Ich sagte, nach meiner Vermuthung müsse es so sein. „Ja,“ versetzte sie, „aber ich schreibe so leicht Verse, besonders da, wo es Wasser gibt, und ich schreibe so gern vom Wasser. Ich liebe das Wasser so sehr. Gibt es viel Wasser in Schweden?“ — „Ja, viel Wasser, Meer, Flüsse und Binnenseen.“ — „Ich möchte gerne dort schreiben, es würde mir viel Freude machen, in Schweden zu schreiben.“ — Ich bemerkte ihr, die Ueberfahrt sei schrecklich mühselig und lang; beinahe unausführbar. — „Ach das würde mich nicht viel bekümmern; ich liebe das Wasser so sehr. Ich würde in Schweden viel schreiben können . . . Sieh da, jetzt ist mein Sonnenschirmchen hinabgefallen! . . . Und der Knopf ist abgebrochen. Ja, ich habe es mir wohl gedacht. Gestern zerbrach ich meine

Brille mit goldenem Gestell und muß jetzt mit dieser silbernen herumgehen. Ich zerbreche immer etwas, doch habe ich den Hals noch nicht gebrochen."

„Dann ist noch nicht Alles verloren," sagte ich lachend, und da ich jetzt Professor Hart die Treppe zu unserem lustigen Salon heraufkommen sah, eilte ich ihn mit der amerikanischen Harfe bekannt zu machen, überließ sie ihm und räumte das Feld.

Solche Harfen finden sich in allen Ländern vor, aber selten erklingen sie so naiv wie hier.

Ein junger Dichter aus der Stadt der Freunde mit einem schönen dramatischen Talent und einem Byronskopf, sowie eine feingebildete und in jeder Beziehung liebenswürdige Familie gehören zu meinen angenehmen Bekannten hier, die ich gerne mehr sehen möchte, die aber vor mich kommen und wieder gehen wie die Meereswellen.

Den 16. August.

Jetzt ist es aus mit dieser guten Zeit, heute werde ich nach New-York reisen. Am Morgen reisten meine Freunde Harts nach Philadelphia. Mein Begleiter nach New-York ist ein Jurist, ein älterer Gentleman, sehr ehrenwerth und gutmüthig, wie ich glaube. Nur hat er den Fehler ein allzu gutes Gedächtniß für Verse zu besitzen, sowie die Manie, lange oft ganz prosaische Fantasien auf Deutsch, Französisch und Englisch herzusagen, was für prosaische Zuhörer nicht sehr erbaulich ist. An der Mittagstafel habe ich meinen Platz verändert, und die Haifische, die jetzt vor dem leeren Platz

saßen, sahen sich, däuchte michs, mit hungrigen Mienen um, als bedauerten sie, keinen Vordergrund von lebendigen Wesen bei ihrem Gastmahl zu haben.

Mit Bedauern scheide ich von diesem Ort, der mir so viel Ruhe und Gesundheit spendete. Aber ich darf nicht länger verweilen. Ich habe hier zu Lande noch so viel zu sehen und zu lernen. Jetzt will ich hingehen und mein letztes Bad nehmen, und daran denken, daß auch Du in den stärkenden Wogen des Meeres badest. Die Wellen des atlantischen Meeres und der Nordsee gehen doch in dieselbe große Badwanne, und in dieser badest Du mit mir und ich mit Dir. „Miß ***, kann ich das Vergnügen haben, ein Bad mit Ihnen zu nehmen?“ . . . Und so umarme ich Dich herzlich übers Meer hinüber.

Einundzwanzigster Brief.

An den Conferenzrath H. C. Oersted in Kopenhagen.

Meeresküste in Neu-Jersey, den 10. August 1850.

Wie oft, mein verehrter Freund, habe ich in diesem von Ihrem Land und Ihrer Heimath so weit entlegenen Welttheil nicht an Sie gedacht! Wie oft habe ich nicht gewünscht, mit Ihnen sprechen und Ihnen etwas von diesem großen in der Entwicklung begriffenen Theil der Welt sagen zu können, auf welchem auch Ihr Blick mit dem Interesse des Forschers ruht! Von allen meinen Freunden in Kopenhagen waren Sie der einzige, welcher die Sehnsucht begriff, die mich nach der neuen Welt zog, und als ich Sie fragte: „Finden Sie auch etwas Sonderbares und Unvernünftiges dar-

in, daß ich Amerika zu sehen wünsche?" da antworteten Sie: „Nein! Es ist ein großes und merkwürdiges Gebilde des schaffenden Geistes und seine nähere Betrachtung muß vom höchsten Interesse sein!" O ja, so ist es, und weit mehr als ich je geahnt habe, und weit reicher als ich bis jetzt zu erfassen vermag. Und ich habe mit meinem Brief an Sie warten wollen, bis diese Weltbildung in ihren verschiedenen Erscheinungen und in ihrer lebendigen Einheit mir selbst klarer geworden wäre. Und darum müßte ich eigentlich noch weit länger warten, denn es gibt noch gar Vieles, was ich nicht gesehen, nicht überdacht und so zu sagen nicht verdaut habe. Aber ich kann mein Schreiben an Sie nicht länger anstehen lassen. Das Bedürfniß, Ihnen zu danken, drängt mich dazu. Ich muß, ich will Ihnen danken für den großen unerwarteten Genuß, den Ihr Geist mir hier auf dem fremden Gestade viele tausend Meilen von Ihnen geschenkt hat. Denn hier an der Küste des atlantischen Oceans, hier, wo Sternbilder aufgehen, die wir an unserem nördlichen Horizont nicht sehen, hier habe ich das letzte Heft Ihres Werkes „der Geist in der Natur" gelesen; und die Abhandlung über die Wesenseinheit der Vernunft im ganzen Weltall, die Sie mir in Kopenhagen schenkten, diese kleine Schrift, die mich so unaussprechlich glücklich machte durch die neuen heitern Bilder, welche Sie vor mir aufgehen ließ, die den ganzen Sternenhimmel meinem Herzen nahe brachte und jeden Stern mit dem Licht von meines Geistes Licht vor mir brennen ließ, diese herrliche kleine große Schrift, die mich über den großen Ocean von der alten Welt nach der neuen begleitet hat und einer meiner theuersten Schätze ist, sie habe ich in diesem Ihrem Buch wieder gefunden, aber weiter ausgeführt und vervollkommt, wie ich ahnte, daß sie es werden könnte und werden sollte. Und es war mir ein unaussprechlicher Genuß, hier in reifer Frucht

die Blüthe unserer Gespräche in Kopenhagen wieder zu finden, hier meine warmen Ahnungen von Ihrem klaren logischen Geist beleuchtet und bekräftigt zu sehen.

Denn was ist klarer, was vernünftiger und gewisser, als daß, da alle Sternkugeln demselben Bewegungsgesetze folgen, da dieselben Lichter und dieselben Schatten auf ihnen allen zu Hause sind und wir auf Grund davon sie studiren, ihren Lauf u. s. w. ausfindig machen, den Platz des Sternes berechnen und sodann den Stern finden können, daß, sage ich, die Gleichheit zwischen der Vernunft des Menschen und der Vernunft des Weltalls weiter gehen, gleiche Sphären und auf ähnliche Weise umfassen muß? Ist der Begriff von der Linie, dem Cirkel, der Parabel u. s. w. nothwendigerweise für alle Welten, die wir im Raume sehen, gleich, ist ihre Mathematik und Physik dieselbe, wie die unsere auf Erden, so ist es klar, daß der Schönheitsbegriff nicht wesentlich ungleich sein kann, und daß die moralische Vernunft im Grund dieselbe sein, dieselben Principien, dieselben Grundbegriffe anerkennen muß. Sie haben dieß klar bewiesen, Sie haben gezeigt, daß, wenn diese fernen Weltkugeln Gesetzen folgen, die denen unserer Erdkugel gleich sind, es dann wahrscheinlich, ja beinahe gewiß sei, daß auch denkende Wesen mit Vernunft und Sinnen gleich den unsern auf diesen Welten leben, als ihre höchsten Producte, gleichsam als die Blüthe ihres Lebens und ihrer Gesetze, ja daß es unwahrscheinlich wäre, daß der große Schöpfer an ihnen sein Werk unvollendeter ließe, als an dieser Erde.

Dieselben Lichter, dieselben Schatten! Ich füge hinzu: dieselbe Freude, dieselben Thränen, dieselbe Sehnsucht, dieselbe Hoffnung, dasselbe Bedürfniß, derselbe Glaube, derselbe Gott, Schöpfer, Mittler, Vollender, ja, wenn auch unter verschiedenen Bedingungen

für verschiedene Entwicklungsstadien, dennoch im Grund derselbe für alle, denn für alle Welten muß derselbe normale Lebensproceß gelten. Ich weiß nicht, ob Sie so weit mit mir gehen, aber in Einem glaube ich, daß Sie zu mir halten werden, denn dieser Gedanke geht von Ihrer Schrift aus, nämlich daß in dem ganzen Weltall auf jedem einzelnen, auch dem entlegensten Stern nichts gefunden werden kann, was der Welt, worin wir leben, und der Vernunft, die in uns lebt, ganz fremd wäre. Von der winterlichen Stille des Uranus bis zu dem glühenden leidenschaftlich rotirenden Leben des Merkur; von der Nebulosa, die sich langsam nach Gesetzen und Kräften, welche denen unserer Erde gleichen, unter dem Auge des Schöpfers ausbildet, bis zu dem Stern, der in der höchsten Vollendung der Materie harmonische Gesellschaften von schönen Menschen und Thieren trägt, alle Zustände, alle Wechsel und Scenen, alle Stadien, Entwicklungen und verschiedene Zusammensetzungen des Seins in der Natur und im Geiste, welche das Leben der Erde und die Fantasie des Menschen uns ahnen läßt und noch weit weit mehr dazu; — denn welche menschliche Fantasie reicht aus um den Sternenhimmel zu bevölkern, um alle seine Gestalten zu ahnen? — alles das ist doch im Grunde menschlich, ist die Welt des Menschen, ist unser. Ueberall dieselben Gesetze, dieselbe Vernunft; — also überall im Grund dieselbe Seele, dasselbe Herz!

O mein Freund! dieses menschliche Herz, das so viel liebt und so viel leidet, dieser Geist, der so vieles ahnt und erstrebt, aber so wenig erreicht und vollbringt, dieses arme, kämpfende, kleine, große, räthselhafte Wesen, der Mensch, ist also im Grunde nicht so gering, nicht so isolirt in seinem Wesen, in seiner Existenz. Die Wahrheit, die er erkannt hat, ist Wahrheit in allen Welten, im ganzen Universum; das Streben, die Forschung, das Leben, das er hier beginnt, kann ins Un-

endliche entwickelt werden und das Ziel erreichen; und gelöst von der Erde kann er dem neuen Licht, ja dem ewigen Licht zwar mit Anbetung begegnen, aber ohne Verwunderung, ohne sich verblüffen zu lassen, denn er war schon hier in seinem Reiche heimisch und kannte seine Natur schon lange. „Dasselbe Licht, dieselben Schatten!" Geliebte Sterne, Schwesterwelten in demselben Licht, in demselben Vaterhaus — wie nahe, wie theuer seid ihr mir geworden! . . . Denn herrscht auch in diesen Welten wie auf der Erde noch immer Dunkel und Mißlaut, so weiß ich doch, daß der Meister lebt, der das Dunkel vom Lichte trennt und den Mißlaut in vollkommenen Accorden lösen wird. Sah ich nicht eines Tags in Ihrem Hause, mein theurer Freund, eine Menge in Unordnung auf einer Glasscheibe zerstreuter Sandkörner durch einen musikalischen Ton zur schönsten, sternartig symmetrischen Klangfigur geordnet? Eine Menschenhand führte den Strich welche den Ton hervorbrachte; aber wenn der Strich von der Hand des Allmächtigen ist, wird nicht der Ton desselben die Sandkörner, als da sind Menschen, Gesellschaften, Staaten, zu einer harmonischen Klangfigur bringen? Er wird die Welt zur Schönheit und Harmonie ordnen und „kein Mißlaut und keine Klage wird mehr sein", das sagen uns die vernünftigsten Ahnungen aller Völker, das haben Sie uns gesagt in der wissenschaftlichen Gewißheit von der „Wesenseinheit der Vernunft im ganzen Weltall", das hat Er selbst uns gesagt in seiner Offenbarung als ewige Liebe. Und darum sehe ich unter den wechselnden Erscheinungen des Lebens durch alles Dunkle und Chaotische, durch alle Sterne und in allen Sternen, durch alle Thränen — auch durch meine eigenen — überall die Klangfigur, den ewigen Stern, das Kind der Harmonie, die bleibende Welt Gottes und das Reich des Menschen. Und darum weine ich, bin aber dennoch froh.

Sie sehen, mein theurer Freund, welche reine „Lichtfreude" Ihr Buch bei mir hervorgerufen hat. Dieselbe mitzutheilen war immer Ihr Wunsch, Ihre Freude. Und ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie reich ich an dem Morgen lebte, wo ich an dem Meeresufer saß, mit Ihrem Buch in der Hand und vor mir den grenzenlosen Raum, unendlich wie die Aussichten, welche Sie vor meinen Blick riefen; oder an den Abenden, wo ich in Gedanken mit Ihnen die glänzenden Welten über mir und um mich her besuchte und den von Ihnen empfangenen Ideen über die Metarmorphosen der Dinge gemäß meine Phantasie frei spielen ließ mit den Kräften der Materie und des Geistes, während liebliche Luftbilder von phosphorischen Feuern und Explosionen das Firmament beleuchteten ... Festliche Stunden und Augenblicke!

Ihr Buch, das ich von dem dänischen Geschäftsträger in Philadelphia, Bille, entlehnen konnte, war mir um so willkommener, als ich neuerdings die kleine Schrift über die „Einheit der Vernunft", die Sie mir in Kopenhagen schenkten, dem Professor Henry in Washington überließ, einem liebenswürdigen und ausgezeichneten Gelehrten, der sie, als er ihren Inhalt von mir vernommen, übersetzen zu lassen wünschte. Ihren Namen habe ich in der neuen Welt oft neben Linné und Berzelius mit Auszeichnung nennen gehört. Professor Henry war der Erste, der Ihre wissenschaftlichen Arbeiten hier zum Gemeingut machte. Und es würde Sie gewiß freuen, die Schnelligkeit und Geschicklichkeit zu sehen, womit jede naturwissenschaftliche Erfindung hier zum allgemeinen Nutzen angewandt und ausgebreitet wird. Ihre Entdeckung der electromagnetischen Kraft, welche zur Erfindung des electromagnetischen Telegraphen geführt hat, ist wohl nirgends eifriger benützt worden, als hier. Ueberall neben den Eisenbahnen von Stadt zu Stadt und Staat zu Staat gehen electrische Tele-

graphen; weit entlegene Städte, Personen in New-York und New-Orleans besprechen sich mit einander durch die electrischen Typen, schließen Handelsgeschäfte (auch Heirathsgeschäfte, habe ich mir sagen lassen) ab, und täglich werden neue Entwicklungen und Anwendungen der Kräfte versucht, deren Verhältniß Sie angegeben haben.

Ueberhaupt scheinen alle Kräfte und Methoden, welche den Verkehr fördern und Verbindungen zu Stande bringen können, diesem Volk ganz besonders am Herzen zu liegen. Was dem Handel und Verkehr am meisten Vorschub leistet, das ist ihm am wichtigsten. Im Patentamt zu Washington, wo Exemplare von allen in den Vereinigten Staaten verfertigten Maschinen, die ein Patent erhalten haben (sie belaufen sich, wenn ich mich recht erinnere, auf zwölf- bis fünfzehntausend) aufbewahrt werden, bemerkte ich, daß das Verlangen der Menge hauptsächlich darauf ging, den Umtrieb zu beschleunigen, Zeit und Arbeitskraft zu sparen. (Es waren auch einige perpetuum mobile da, die — stille standen.) Auch die Kinder scheinen von dem Interesse für die Bewegungsmaschinen ergriffen zu sein. Ich besuchte einmal eine Knabenschule zu einer Stunde, wo die Jungen der Abwechslung halber Erlaubniß hatten, auf ihre Schreibtafeln zu zeichnen, was sie wollten. Ich ging zwischen den Bänken hin, um die Arbeiten der helläugigen Kinder und die Eingebungen des Augenblicks zu betrachten. Auf den meisten Tafeln sah ich rauchende Dampfmaschinen oder Dampfschiffe zum Vorschein kommen. Aber dieses Interesse für die Förderungsmaschinen hängt mit dem eigentlichen Lebensverkehr in diesem Lande fest zusammen. Unzählige Flüsse und Ströme ziehen in allen Richtungen durch das Land und geben dem Kreislauf des Lebens eine Leichtigkeit, wie in keinem andern Lande. Die Dampfmaschinen sind hier gleich Pulsen, die durch die Puls-

adern und Arterien des Körpers das Blut in alle Theile des Systems treiben. Nichts ist für das Leben hier bezeichnender, als sein unaufhörlicher Umsatz. Menschen, Waaren, Gedanken und Dinge stehen in steter Wechselbewegung zwischen Staat und Staat, zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; nichts steht still, nichts stagnirt außer ausnahmsweise.

Der Drang, diesen ganzen Weltall und die natürlichen Mittel, die er bietet, zu erobern, steht überdieß in voller Wirksamkeit, und deßhalb wird sowohl von Regierungen als Privatleuten viel gethan, um die Entwicklung der praktischen Wissenschaften zu fördern. Geologie, Chemie und Physik blühen; die Staaten schicken Männer der Wissenschaft aus, um neue Gegenden in den Staaten zu untersuchen, und es erstehen Institute zur Förderung nützlicher Kenntnisse, hauptsächlich in dem naturwissenschaftlichen und mechanischen Gebiete. Ein solches Institut ist das Franklinsche in Philadelphia, ein solches ist auch das Smithsonische Institut in Washington, dessen zierliche gothische Gebäude jetzt am Ufer des Potomak emporragen. Dieses von einem reichen Engländer, Namens Smith, ausgestattete Institut hat die Bestimmung, ein nationales Centralinstitut zu bilden, wo alle naturwissenschaftliche Arbeiten der Vereinigten Staaten einen Vereinigungspunkt haben sollen. Professor Henry, welcher der Secretär des Instituts ist, freut sich, Ihnen die ersten gedruckten Abhandlungen dieser sehr bedeutenden Anstalt schicken zu dürfen, und ich freue mich zur Ueberbringerin derselben ausersehen zu sein.

Ja, wie lieb wird es mir nicht sein auf der Rückreise in die Heimath Sie, die gute Frau Oersted, Mathilde wiedersehen und mit Ihnen mündlich besprechen zu dürfen, was ich hier gesehen und erlebt habe! Jetzt kann ich das große Thema, das Leben der Vereinigten Staaten, nur flüchtig berühren.

Der Anfang meiner Wanderung in diesem neuen Welttheil führte mich in die nordöstlichen Staaten der Union. Hier fand ich Ernst und Arbeit, rastlos emporstrebende Kraft des Geistes und der Hand. Große Erziehungsanstalten, Manufacturen, vortreffliche Asyle für die leidende und Institute zur Wiederaufrichtung der gefallenen Menschheit sind da zu bewundern, wie überhaupt die emporstrebende Rührigkeit der ganzen Gesellschaft. Eh noch der Winter eintrat, sah ich den herrlichen Hudson mit seinen großartigen Naturscenen, seinen von Waldmassen bedeckten, in zierlichster Farbenpracht wechselnden Ufern, sah die Ströme, Thäler und Berge von Connecticut und Massachusetts und mußte dabei oft an Schweden denken. Denn die Landschaften Schwedens und dieser Staaten gleichen einander vielfach, namentlich auch darin, daß sie Winterscenen und deren dramatische Auftritte in Lust und Leid haben.

Später sah ich im Süden die Palmettostaaten Carolina und Georgia, und hier wurde ich bezaubert von der Ueppigkeit des Naturlebens in Formen, die mir bisher fremd gewesen. Ich wünschte Ihnen diese rothen Flüsse beschreiben zu können, deren Ufer von Wäldern gebildet werden, die keine Menschenhand berührt hat, wo keine Menschenwohnung zu sehen ist, Wälder, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen, und wo hunderterlei Baumarten von tausenderlei schönen blühenden Rankengewächsen umschlossen werden — ein Chaos des Pflanzenlebens, aber voll von Schönheit, von überraschenden Gruppirungen, an denen man all die architectonischen Formen vorschimmern sieht, die wir in Tempeln und Kirchen bewundern, welche von Menschenhand erbaut sind. Der Urwald bringt sie hier in fantastischem Spiel hervor, inspirirt vom Morgentraum der Natur. Ist nicht die Natur menschlich oder voll vom Menschlichen im Bösen und Guten, im Schönen und Schrecklichen? sie muß menschlich träumen.

Der Urwald stellt in colossalen Gestalten Säulenhallen und Tempelgewölbe, Pyramiden, Grotten, Sphinxe und Drachen, blumengekrönte Pfeiler, Altäre der Freude, Triumphbögen und tiefe stille Grabgewölbe dar. Der Urwald stellt den Traum von des Menschen Welt dar, und mit welchem Reichthum, welcher Poesie! Ich sah hier den dritten Schöpfungstag, wo bei des Allvaters Werde die Erde ihren Mutterschoos öffnete, und die Pflanzenwelt hervorbrachte in ihrer Morgenpracht, prophetisch, noch erwärmt von der nächtlichen Erscheinung.

Sie, mein verehrter Freund, der Sie so viel vom Poeten in Ihrer Natur haben, werden sich nicht daran stoßen, daß ich dabei mehr mit dem Auge der biblischen Genesis als des Naturforschers sah. Das erstere sieht in einem Nu, was das letztere in einer Zeitfolge von Monaten sieht. Das, was sie sehen, ist jedoch eine und dieselbe Wirklichkeit. Besonderes Vergnügen macht es mir unter den Pflanzen des Urwaldes mehrere wieder zu erkennen, die ich als seltene Exemplare sah, als ich mit Ihnen durch den botanischen Garten in Kopenhagen wandelte; ich erinnerte mich darunter des Tulpenbaumes, sowie der Fächerpalme oder des Palmettos, die zu den einheimischen Gewächsen der südlichen Staaten Amerikas gehören.

Wenn das Leben in den nördlichen Staaten ein großes Epos, ein Lehrgedicht ist, so ist das Leben in den südlichen Staaten eine Romanze von unendlich pittoresker Schönheit, ja trotz der Sklaverei und der Sandwüsten, die sich da vorfinden. Zu dem romantischen Leben in diesen Staaten gehören die Neger mit ihrer räthselhaften Natur, ihren Gesängen und ihren religiösen Festen; die Städte voll von Pomeranzenhainen und vielfachen schönen blühenden Baumarten, mit Piazzas, die von Gaisblatt und Rosen überwachsen sind, welche kein Winter verwelken macht, wo die Kolibri umherflattern und vor der heißen Sonne Schutz

suchen; die schönen, aber blassen Weiber, die Feuerfliegen, die in der Nacht leuchten; die Föhrenwälder, wo Azelien wie Engel des Lichts zwischen den dunkeln Bäumen stehen, wo Drosseln und hundertzüngige Vögel singen, und sonst noch viel Eigenthümliches, was die eigenen Naturprodukte dieser Staaten, Baumwolle, Reis u. s. w. und ihr Anbau mit sich bringen; endlich die gemischte Bevölkerung.

Aber ich finde es beinahe vermessen, das gemeinschaftliche Leben und den gemeinschaftlichen Charakter des Staates schildern zu wollen, während ich weiß, daß jeder einzelne Staat in der Union gleichsam ein vollständiges Reich ist, mit beinahe allen Bedingungen und Mitteln eines europäischen Reiches an fruchtbaren Marken, metallreichen Bergen, Wassergängen, Wäldern, sowie überdieß manchen Naturgaben und Schönheiten, die noch unbekannt und unbenützt sind. Ja, es bildet zugleich meine Verzweiflung und mein Entzücken, daß hier überall so unendlich viel Neues und so viel noch Unbekanntes ist, so viel, was ich niemals werde kennen lernen. Aber glücklich dieses Land, das schon in seiner Eintheilung und Regierungsform so große Hilfsmittel besitzt, um sich selbst kennen zu lernen.

Jeder Staat ist wie eine selbständige Persönlichkeit und fühlt sich im Wettkampf mit seinen Schwesterstaaten, mit denen er sich jedoch zuweilen tüchtig herumzankt und pufft, wie Geschwister in den Kinderjahren zu thun pflegen, berufen ein selbständiger Mann zu werden. Und dazu bietet er alle seine Kräfte auf und untersucht alle seine Mittel. Hiezu kommt, daß es in diesem Lande der Freiheit durchaus keine Schranken für Versuche und Experimente gibt. Alles, selbst das Ungewöhnlichste, kann versucht und geprüft werden, ob es etwas taugt. Jeder, selbst der närrischste Versuch kann mit Gewißheit darauf rechnen, einige Anhänger zu finden und die nöthige Zeit zu bekommen, um sich

zu erproben, und ich habe Amerikaner im Scherz sagen hören: wenn Jemand mit der Behauptung hervorträte, es sei besser auf dem Kopf zu gehen, als auf den Füßen, so würde er ganz gewiß eine Anzahl Schüler finden, die in allem Ernst versuchen würden, ob es vortheilhafter wäre, auf dem Kopf zu gehen. Andere Leute würden vielleicht über sie lachen, aber man würde sie gewähren lassen, weil man die feste Ueberzeugung hätte, daß, wenn das Experiment, auf dem Kopf zu gehen, sich als untauglich erwiese, die experimentirende Gesellschaft dann bald wieder auf die Füße kommen würde. Sie würde dabei immerhin einige Belehrung gewonnen haben. Und gewiß ist, daß manche Versuche, die im Anfang für ebenso abgeschmackt gehalten und belächelt wurden, wie der Versuch, den Kopf statt der Füße zu gebrauchen, nach einiger Zeit wirklich Füße bekamen und zu höchst glücklichen Resultaten führten. Zu solchen Versuchen zählte man einige Zeit die Exportation von Eis nach den tropischen Ländern. Der erste Versucher dieses Experiments, der gegenwärtig in Cambridge in Massachusetts lebt, wurde mehrere Jahre lang von vielen klugen Leuten als ein Narr angesehen. Jetzt ist die Eisexportation nach den heißen Ländern eine der vornehmsten Einkommensquellen des nördlichen Amerikas. Zahlreiche Schiffe führen Massen von Eis aus den Bergseen von New-York, Massachusetts und New-Hampshire nach den Städten der südlichen Staaten, nach Westindien, Mexiko u. s. w. Und der Mann, der trotz Widerspruch, Hohngelächter und Widerwärtigkeiten (in Havannah warf man die ersten Eisfrachten in die See, weil man die Schädlichkeit des Eises fürchtete) hartnäckig darauf bestand, die Eisausfuhr zu versuchen, ist jetzt ein reicher Mann und gilt für einen sehr klugen Mann.

Nordamerika ist durch den Unternehmungsgeist seiner Bewohner, durch seine politische Eintheilung,

seine politischen Institutionen, welche den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Einzelnen einen beinahe grenzenlosen Spielraum gestatten, ein Land der Experimente, und seine ersten Versuche auf dem großen Experimentalfeld der Menschheit eröffnen unendliche Aussichten auf das, was es noch ausführen dürfte. Einer seiner Söhne zog ohne Lärm und Getöse den Blitz aus dem Himmel, um ihn für die Wohnungen der Menschen unschädlich zu machen; ein Anderer schuf aus dem Dampf Schwingen für alle Völker der Erde, ein Dritter — o der Glückliche! hat Mittel gefunden, den physischen Schmerz zu betäuben, die Engelschwingen des Schlafes über den Leidenden in seiner Stunde der Qual auszubreiten. Und dieß ist im Anfang vom Leben des Landes geschehen, denn für eine Weltbildung, die Jahrtausende zur Zukunft hat, ist das Leben von zwei Jahrhunderten nur eine Morgenstunde. Der Tag liegt noch als Zukunft da. Was würde dieses Volk nicht ausführen können während des langen Tages? Gewiß noch größere Dinge als diese. Das wage ich aus seinem Auge zu prophezeien, denn es ist wach und klar. Es gewöhnt sich frühzeitig scharf zu beobachten, mit aller Macht den Gegenstand, welcher ist, aufzufassen, ohne sich viel nach dem umzusehen, was gewesen ist, oder sich durch die Warnungsrufe der Vorzeit abschrecken zu lassen. Es hat ein waches Auge, einen festen Muth, eine unermüdliche Beharrlichkeit. Und wenn die Arbeitswoche zurückgelegt ist und der Sonntag einbricht, dann wird dieses wache, aufmerksame Auge stärker als jetzt auf überirdische Dinge gerichtet werden, wird auch da Entdeckungen machen und Wissenschaft und Gewißheit in Regionen führen, wo die Menschheit jetzt nur durch die Hoffnung oder Ahnung heimisch ist. Ich glaube das, weil es in der Gemüthsart und Verfassung dieses Volkes liegt, hauptsächlich Gegenstände zu umfassen, die

für die ganze Menschheit von Wichtigkeit sind, die dem Menschen in seiner ganzen Welt gelten. Ich glaube es, weil der germanische Volksstamm, dessen Natur tiefsinnig und transcendental ist, auf dieser Erde mit dem anglonormännischen in Verbindung tritt, und weil ich von der geistigen Kreuzung dieser Geschlechter ein solches erwarte, bei welchem die höchste Speculation sich mit dem klarsten practischen Blick vereinigen wird.

Was gegenwärtig den Amerikaner (Yankee oder Bruder Jonathan, wie er in der Volkssprache humoristisch genannt wird, im Gegensatz zu seinem älteren Bruder John Bull,) am meisten auszeichnet, ist großentheils dasselbe, was den Engländer charakterisirt, der practische Bürgersinn im Verein mit dem religiösen Sinn und ihr Product: die practische Menschenliebe.

Bruder Jonathan hat auch in andern Beziehungen viele Aehnlichkeit mit John Bull; sie haben offenbar denselben Vater, aber nicht dieselbe Mutter. John Bull ist corpulent und lärmend, rothwangig und ein Wichtigthuer. Der weit jüngere Bruder Jonathan ist mager, länglich, etwas schmächtig von Gestalt, blaß, nicht derb oder plump, sondern rasch und bestimmt. John Bull ist wenigstens vierzig Jahre alt. Jonathan hat sein einundzwanzigstes noch nicht zurückgelegt. John Bull ist pompös und etwas ungelenk. Jonathan ist flinker, sowohl mit der Zunge, als mit den Beinen. John Bull lacht laut und lang. Jonathan lacht nicht, er lächelt blos im Vorbeigehen, er hat so Vieles zu besorgen. John Bull setzt sich zu einer guten Mahlzeit wie zu einem hochwichtigen Geschäfte. Jonathan ißt hastig und eilt bald vom Tische weg, um eine Stadt zu gründen, einen Canal zu graben oder eine Eisenbahn anzulegen. John Bull will Gentleman sein, sich als Gentleman kleiden und dafür angesehen wer-

den. Jonathan kümmert sich nichts darum, ob er wie ein Gentleman aussieht (aber er kann Alles das dennoch sein), er hat so viel auszurichten und es ist ihm ganz gleichgiltig, ob er auch zuweilen mit einem Loch im Ellenbogen und einem zerrissenen Rockschoß herumspringen muß, wenn er nur an Ort und Stelle kommt. John Bull geht, Jonathan springt. John Bull ist sehr artig gegen die „Ladies", ja das versteht sich, aber wenn er sich bei Tisch recht behaglich fühlen will, so weist er den Ladies die Thüre, d. h. er ersucht sie, sich gefälligst in ein anderes Zimmer zu bemühen und ihm den Thee zu bereiten. „Er wird sogleich nach kommen." Jonathan thut das nie. Er will sich immer an der Gesellschaft erfreuen. Er will nie ohne die Ladies sein, er ist der größte Ladiesman (Weibermann) auf der Erde, und vergißt er sich manchmal in der Aufmerksamkeit gegen sie, so kommt dieß daher, daß er sich *vergißt*. Aber dieß geschieht nicht oft. Wenn John Bull schlechte Verdauung hat oder schlechte Geschäfte macht, so bekommt er den Spleen und denkt aus Hängen. Wenn Jonathan an der Verdauung leidet oder schlechte Geschäfte macht, so richtet er sich empor. Er wird manchmal eine Zeitlang etwas närrisch, aber er kommt bald wieder ins Geleise und denkt nie daran seinem Leben ein Ende zu machen, sondern sagt: „thut nichts, vorwärts!" Beide Brüder haben sich in die Köpfe gesetzt, daß sie die Welt humanisiren und civilisiren müssen; aber Jonathan geht darin eifriger zu Werke und will darum weiter gehen, als John Bull; auch fürchtet er nicht dadurch seiner Würde zu schaden, daß er selbst, wie ein rechter Arbeiter, mit beiden Händen zugreift. Beide Brüder wollen reiche Männer werden. Aber John Bull behält das Beste für sich und seine Freunde; er ist exclusiver, mehr Inselbewohner. Jonathan will sich allen Nationen mittheilen und alle mit seinem Reichthum bereichern.

Jonathan ist Cosmopolit; er hat aber auch einen ganzen Welttheil zum Wohnhaus bekommen und alle Schätze der Erde, um damit hauszuhalten. John Bull ist Aristokrat, Jonathan Demokrat, d. h. er will es sein, er glaubt es zu sein, kommt aber mitunter davon ab, wenn er es mit Leuten zu thun bekommt, die ein anderes Haar und eine andere Hautfarbe haben, als er selbst. John Bull hat ein gutes Herz, aber er verbirgt es zuweilen in seinem fetten, etwas phlegmatischen, mit Rostbeef und Plumpudding wohlgenährten Körper und unter seinem wohlgefütterten, wohlzugeknöpften Ueberrock. Jonathan hat ein gutes Herz und verbirgt es nicht. Er hat wärmeres Blut, keine Fettschichte, und geht mit aufgeknöpftem Rock oder auch ohne Rock. Ja es gibt Leute, welche behaupten, Bruder Jonathan sei der umgekehrte John Bull, nur ohne Ueberrock, und mit diesem amrikanischen Dictum will ich für dießmal Abschied nehmen von John Bull und Jonathan, zwischen welchen jedoch die Vergleichung noch weit länger fortgesetzt werden könnte.

Aber ich darf Ihre Zeit und Ihre Geduld nicht allzusehr in Anspruch nehmen mit meinen unvollkommenen Schilderungen. Betrachten Sie dieselben als einige Kornähren, gepflückt auf einem unermeßlichen Ackerfeld. Wenn ich meine Wanderung vollbracht habe, wenn ich zu Ihnen nach Hause komme, werde ich Ihnen etwas mehr mitbringen. Inzwischen werde ich die nördlichsten Staaten der Union besucht haben, die weißen Berge in New-Hampshire und die Indianer in Minnesota und den großen Westen, den großen wundervollen Westen, wie die Westländer ihn nennen, wo in dem großen Mississippithal zwischen dem Alleghany und dem Felsengebirge Raum für mehr als 250 Millionen Menschen zu bequemem Leben vorhanden sein soll, wo das schöne amerikanische Korn in solcher Ueppigkeit wächst, daß es heißt, man könne die ganze

Union damit versehen, und wo man das Phänomen der amerikanischen Staatsbildung erst recht begreifen lernt in ihrer größten Merkwürdigkeit, die man gewöhnlich growth progress nennt. Worin dieses Wachsthum, dieser Fortschritt eigentlich besteht, das gelüstet mich jetzt zu sehen, und darüber hoffe ich später mit Ihnen sprechen zu können.

Wenn Mutter und Schwester es erlauben, bleibe ich noch einen Winter lang auf dieser Seite des Oceans. Die große Gastlichkeit und Freundlichkeit, womit ich hier zu Lande behandelt werde, macht es mir leicht, auch weit entlegenere Staaten und Plätze zu besuchen. Das Volk hat ein jugendwarmes Herz, was man mit Freuden anerkennen muß, selbst wenn man zu alt oder zu phlegmatisch ist, um Alles recht annehmen zu können, was es geben will.

Zu diesem Jugendleben gehört die geistige Empfänglichkeit des Volkes. Amerika ist ein gastfreies Land, nicht blos für Menschen, sondern auch für Ideen. Und man sieht dieß auch an der Art, wie man viele der wissenschaftlichen und literarischen Namen Europas zu schätzen weiß. Und manchen Samen zukünftiger Entwicklung erwarte ich hier zu Lande durch eine bevorstehende Bekanntschaft mit mehreren der Denker und Dichter Scandinaviens geweckt zu sehen. Von H. Martensens theologischen Schriften hoffe ich bald eine Uebersetzung hier erscheinen zu sehen. Eine Götterlehre, die zu gleicher Zeit das ganze Weltleben umfaßt und heiligt und jede Naturgabe in eine Gnadengabe verwandelt, eine solche Theologie lebt zwar in der Ahnung und im Glauben bei einem Theil des Volkes, aber sie lebt noch nicht in der Kirche hier.

Ich schließe Ihrem Brief einige Zeilen an H. Andersen bei. Seine „Abenteuer" werden auch hier, wie bei uns, von Groß und Klein mit dem größten Vergnügen gelesen.

„Kommt er nicht hieher?“ fragt man mich oft; ich antworte: „Es liegt zuviel Wasser dazwischen. Und zuviel Feuer im Lande,“ füge ich still hinzu. Andersen würde Gefahr laufen gleich einer modernen Semele davon verzehrt zu werden; aber könnte er die Wasser- und Feuerprobe gut überstehen, dann dürfte er Gott dafür danken, das große Westland und sein Volk zu Gesicht zu bekommen.

Lassen Sie mich in Ihre Gedanken und Ihre Freundschaft eingeschlossen sein als Ihre innig ergebene und dankbare Freundin!

Zweiundzwanzigster Brief.

Rosenhütte (Brooklyn) d. 20. Aug. 1850.

So lieb es mir war, meine Agatha, den Brief vom 12. Juli zu erhalten, der so warm ist von guten, liebreichen Gefühlen, so sehr schmerzt es mich, Dich so schwach und leidend zu sehen, und ich empfinde beinahe eine Gewissensqual darüber, daß ich nicht bei Dir bin und Dir in Allem, was ich kann, helfe, wenigstens bei den Kranken auf dem Land, denn diese Mühe war zu viel für Dich. Und eigne Kränklichkeit verhindert die Krankheit Anderer mit einiger Ruhe hinzunehmen. Ich suche mich damit zu trösten, daß Du jetzt in Marstrand bist, fern von den Kümmernissen und Sorgen des Tages, und daß Du in den für Dich immer so wohlthätigen Bädern neue Kräfte schöpfst. Ach möchten sie für Dich das werden, was

meine siebzehn bis achtzehn Bäder in Cap May für mich waren! Von meiner früheren Krankheit ist mir jetzt immer noch eine Neigung zum Herzklopfen geblieben, aber meine kleinen homöopathischen Pillen haben noch nie ermangelt diesen Anwandlungen abzuhelfen. Was mein Hierbleiben auf einige Monate betrifft, so ist es beinahe eine Nothwendigkeit geworden. Ich habe nicht fortkommen können, habe nicht Alles sehen und betrachten können, was ich sehen und betrachten muß, bevor der Winter kommt. Meine Reise in den Westen liegt als große Aufgabe vor mir. Sie kann mit Nutzen nicht unter 10—12 Wochen gemacht werden, und zieht mich weit in den November hinein; aber von Nordamerika nach Hause zu kommen, ohne den großen Westen und sein wachsendes Leben gesehen zu haben, das wäre für mich, als hätte ich die Oper Gustav Wasa gesehen, ohne die Rolle des Helden darin. Im December könnte ich nach Hause kommen, aber ich gestehe, daß ich die lange Seefahrt während dieser Jahreszeit ein wenig fürchte, obschon sie allerdings wohl gemacht werden könnte, und ich müßte dann Manches ungesehen lassen, was zu sehen und kennen zu lernen für mich unendlichen Werth hat, Dinge, denen ich nie wieder nahe zu kommen Gelegenheit haben werde.

In vier bis fünf Monaten, nach dem December hoffe ich mit Allem fertig zu werden, was ich hier sehen muß, und dann, meine liebe Agatha, komme ich und bleibe bei Dir in Marstrand, in Stockholm, in Arsta, wo Du nur willst, und dann wollen wir sprechen und denken und lesen und schreiben und, will's Gott, das Leben zusammen und mit unserer guten Mama genießen, und wollen das Böse mildern, im Fall wir es nicht gut machen können. Meinetwegen brauchst Du nicht unruhig zu sein, ich habe meinen kleinen Reisekobold bei mir auf dem Wege, und dieser hilft mir bei allen

Vorkommnissen. Auch spüre ich nach den guten Seebädern neuen Muth in mir, es mit den Riesen im Osten sowohl als im Westen aufzunehmen. Und wenn ich sie sehe, so glaube ich, daß meine Kraft riesengleich wachsen wird. Könnte ich nur Deinetwegen ruhig sein! . . .

Den 23. August.

Dein Brief aus Marstrand! Ach, Gott sei Dank dafür! Er machte mich glücklich. Denn der frühere Brief hatte mir Herzensangst erregt. Wie froh bin ich, daß Du wieder zu Kräften kommst und das Leben wieder genießen kannst! Ich segne die salzigen Bäder, ich danke Gott und hoffe alles Gute für Dich in der Zukunft. Denn im nächsten Jahr werden wir zu vier bemüht sein, Deiner Gesundheit wieder abzuhelfen, ich, Du, das Meer und die Homoöpathie. Und wie angenehm, Dich ein wenig über das eine und andere so gemüthlich und lebhaft plaudern zu hören! Ueber den Einzug der Prinzessin in Stockholm; — wie freut es mich, daß sie so schön empfangen wurde und daß sie so gut sein soll und so anmuthig aussieht! — Ich sehnte mich recht eigentlich etwas von ihr hören zu dürfen. Ich hätte mit unter dem Volk sein mögen, das ihr Blumen zuwarf, und wie gern hätte auch ich ihr mein Willkommen zugerufen!

Und Jenny Lind ist wirklich auf dem Wege nach Amerika! Ein schrecklicher Willkomm erwartet sie hier. Wenn sie mit dem Leben davon kommt, so darf sie von Glück sagen. Das Gerücht von ihrer Wohthätigkeit und ihrem Charakter öffnet ihr mehr noch als der Ruf ihres Kunstgenies alle Herzen und Arme, und ein Engel vom Himmel ist nicht so vollkommen, wie man sich Jenny Lind denkt, und wäre nicht halb so willkommen. Die Amerikaner sind geborene Enthu-

fiasten, und ich will deßhalb nicht mit ihnen hadern. Kein Mensch und kein Volk bringt es zu etwas Großem, wenn es nicht die überschwellende Kraft besitzt, die sich im Enthusiasmus Luft schafft. Der kritisirende Sinn ist für alte Leute oder für geringe Leute.

Die Briefe von Haus, die ich hier erwartete, bevor ich weiter über meine Reise bestimmte, machten mich so glücklich, daß ich zu Rebekka hinabeilen mußte, um ihr den lieben Inhalt derselben zu erzählen, und wir umarmten einander voll Freude über sie, wie auch über die Aussicht, noch eine Zeit zusammenleben zu können. Und jetzt werde ich mit Springs nach „Cony Island" gehen, einer Insel in der Nähe von New-York, wo man eine Badanstalt hat und wo ich einige gute Seebäder nehmen kann. Sodann begleiten mich Springs ein Stück weit auf meiner Reise nach dem Westen, den Hudson hinauf bis zu dem Schäker-Staat in Neulibanon, wo die jungen Lowells mit mir zusammentreffen und an den Niagara fahren wollen. Springs können nicht so weit mitkommen, obschon sie sehr gerne möchten. Meine Freunde Downings bekomme ich leider dießmal nicht zu sehen, aber meine letzten Wochen hier zu Land werden ihnen gehören.

Rosenhütte.

In diesem guten und beinahe vollkommenen Haus ist Alles gut, liebreich, friedlich, sich gleich. Um Rosenhütte her reifen Früchte, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen, Trauben. Ganz Brooklyn und auch New-York ist in diesem Augenblick einer Obstbude gleich voll von Pfirsichen und Aprikosen. Und welche Pfirsiche! Hesperiens Früchte. Und welche Masse von Hesperiens Früchten! Jeder kleine Junge und jedes kleine Mäd-

chen in der Union können sich satt daran essen. Eddy ist glücklich im Grünen mit einem ganzen Schwarm kleiner Kaninchen, und Baby steht mit seinem goldgelockten Köpfchen im Garten und freut sich, wenn Schmetterlinge kommen und sich darauf setzen in der Meinung, daß es eine Blume sei. Der holde Junge ist indeß noch schwächlich, und die Eltern gehen seinetwegen viel an den Meeresstrand.

Ich fand Marcus und Rebekka, wie auch mehrere andere Freunde dahier, betrübt über das neue Gesetz in Betreff geflüchteter Sklaven, das diesen Unglücklichen alle Sicherheit im Land der Vereinigten Staaten raubt. Bereits sind alle Sklavenfänger aus den südlichen Staaten in Bewegung, und Tausende von ehemaligen Sclaven verlassen jetzt ihre Freistätte in den nördlichen Staaten und fliehen nach Canada hinauf oder übers Meer nach England. Erst neuerdings wurde ein entlaufener Sklave in Boston aufgefangen und in die Sklaverei zurückgeführt. Das Volk war in großer Gährung, leistete aber keinen offenen Widerstand. Das Gesetz befahl, und man gehorchte. Aber die Glocken in Boston läuteten wie bei einem Begräbniß. Wie theile ich die Gefühle meiner Freunde über diese Schmach ihres Landes, daß es jetzt kein Stückchen Erde geben soll, das man ein Asyl der Freiheit nennen könnte! Sie sind erbittert, nicht über den Süden, sondern über denjenigen Theil der Bevölkerung des Nordens, der aus Mammons-Interesse oder Baumwollen-Interesse, wie die Phrase lautet, sein edelstes Recht vergibt. Der Süden kämpft für ein alt vererbtes Recht; der Norden hat keine solche Entschuldigung.

Ich verstehe und liebe die Geneigtheit meiner Freunde viel aufzuopfern und viel zu leiden, um dieses unglückselige Sklavereiverhältniß verändern zu können; aber ich kann ihre Ansichten in der Frage nicht

vollkommen theilen, und ich habe in allen Dingen beſſere Hoffnungen als ſie. Ich glaube mehr an den Sieg des edleren Südens und des edleren Nordens. In dem großen Kampf zwiſchen Gott und Mammon iſt dieſes Sklavengeſetz zwar eine verlorene Schlacht, aber noch keine entſcheidende. Ich glaube mit Clay und Webſter, daß es ein von der Nothwendigkeit des Augenblicks erforderter Rückſchritt iſt, aber um ſo größere Fortſchritte auf dem Wege der Freiheit vorbereitet. Inzwiſchen von alledem habe ich von Waſhington aus mit Dir geſprochen.

Bald nachdem Clay den Congreß verließ, um an die Meeresküſte zu fahren, gingen beinahe alle Maßregeln durch, die er in ſeiner Compromißbill oder Omnibusbill vorgeſchlagen, als ſie aus dem Omnibusfuhrwerk genommen und über jeden einzelnen Artikel abgeſtimmt wurde, wobei auch einige von ihnen kleine Veränderungen erlitten. Der große Staatsmann hatte vermuthlich die einzige mögliche Bedingung einer Verſöhnung zwiſchen Norden und Süden gefunden. Einige der ſüdlichen Staaten ſind inzwiſchen noch mißvergnügt, und Südcarolina, ſowie Miſſiſippi ſchreien laut nach Trennung von der Union; Carolina ſoll ſich ernſtlich zum Kriege rüſten. Aber dieß iſt thöricht und wird dem Palmettoſtaat ſchaden, der wohl keine große Unterſtützung finden wird, daher er auch allein unter den vielen Nichts bedeutet und Nichts ausrichten kann.

Unter den Redegegenſtänden ſteht gegenwärtig das Schlußbekenntniß und der Tod des Mörders Webſter obenan. Aber wo in den Vereinigten Staaten iſt dieſe Verbrechergeſchichte nicht beſprochen worden? In Charleſton und Savannah, wie in Boſton und New-York war die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Prozeß gerichtet; alte Herrn und junge Mädchen nahmen für oder wider Profeſſor Webſter Partei, und ein allerliebſtes fünfzehnjähriges Mädchen in Savannah hatte ſich in ihr

Köpfchen gesetzt, daß ein gewisser Mr. Littlefield, der Hauptankläger, und nicht Webster, der Mörder Parkmans sei, und disputirte für diese Behauptung auf eine ebenso lebhafte als lustige Art. Inzwischen bekannte sich Webster selbst, nachdem er sich lange Zeit mit unzähligen Lügen hinauszuhelfen gesucht, als Mörder; er gestand dieß, wie man sagt, in der Hoffnung auf Begnadigung, da er behauptete, er habe den Mord zu seiner Selbstvertheidigung verübt. Aber so viel bei der Geschichte sprach dagegen, und Webster hatte sich die ganze Zeit als ein so gewissenloser Lügner gezeigt, daß er keinen Glauben fand, sondern von den Richtern von Massachusetts zum Tode verurtheilt wurde. Der unitarische Geistliche, Mr. Pibody, bereitete ihn zum Tode vor, dem er mit ergebungsvoller Fassung entgegen ging. Seine beklagenswerthe Frau und Kinder, die bis in die letzte Zeit an seine Unschuld geglaubt haben, sollen sich vortrefflich benehmen. Sie arbeiten für Geld, und sollen die Geldunterstützung, welche die Wittwe des Ermordeten ihnen edelmüthig angeboten, ausgeschlagen haben. Eine der Töchter ist auf Madeira verheirathet und ansäßig, eine andre ist verlobt, und man sagt, die ganze Familie wolle Amerika verlassen und nach Madeira übersiedeln. Es freut mich, daß sie fortreisen können. Ungeachtet Webster des Mords und einer niederträchtigen Gesinnung überwiesen ist, so spricht sich doch in den nördlichen Staaten das öffentliche Gefühl so stark gegen die Todesstrafe aus, daß es sich auch bei dieser Gelegenheit in mehrfachen Protestationen Luft geschafft hat. Eine Familie, die in einem Haus schief gegenüber dem Gefängniß wohnte, wo Webster hingerichtet werden sollte (die Hinrichtung geschieht im Hof des Gefängnisses) zog um diese Zeit aus dem Hause fort, und schrieb auf dessen Thüre: „Gegen die Todesstrafe.“

Coney Island, den 26. August.

Wieder am Meer; wieder ein frischer Athemzug am großen Meer in Gesellschaft meiner trefflichen Freunde. Marcus befindet sich wohl und genießt das Leben hier. Baby wird mit jedem Tag besser. Der Platz ist einsam und wild romantisch. Der Mond glänzt prachtvoll über dem Meer, das stark vom Winde aufgeregt braust. Ich spaziere Abends mit Marcus am Meeresstrand umher, und zu Hause erzählt mir Rebekka in dem klaren Mondschein Ereignisse aus der Geschichte des innern Lebens, welche von dem wunderbaren Leben und der Leitung des inneren Lichtes bei den Seelen zeugen, die in stiller, in sich gekehrter Aufmerksamkeit darauf achten. Kleine Feuer in geraden und in krummen Linien glänzen Abends auf den Sandklippen am Meer und zwischen den Bäumen am Strand. Es sind „Clams" (eine Art großer Muscheln), die man zum Abendessen bratet, während man über ihnen im Sande Reisig verbrennt. Sie haben einen delikaten Geschmack und kommen mir besser vor, als die Austern. Das Wetter ist frisch, die Bäder erfrischend. Wir sind alle vergnügt, alle glücklich.

Ehe wir von Brooklyn abreisten, hörten wir eines Sonntags den jungen H. Beecher predigen. Er hatte sich in einer Kirchenzeitung, deren Mitarbeiter er ist, scharf über das neue Gesetz gegen die geflüchteten Sklaven ausgesprochen. Viele Mitglieder seiner Kirche hatten dieß sehr übel genommen. Und Beecher sprach jetzt von der Kanzel herab sein Glaubensbekenntniß über die Pflicht des Geistlichen im Verhältniß zu der Gemeinde und zu seinem Gewissen aus. Er that dieß in wenigen, aber kräftigen Worten also: „Wenn Gottes Gesetz und mein Gewissen mir etwas gebieten, und ihr (die Gemeinde) sagt, daß ich nicht ihm, sondern

Euch gehorchen müsse, wenn ich länger unter Euch bleiben wolle, wohlan, dann muß ich — gehen! Und ich werde gehen, wenn ich nicht mit gutem Gewissen da bleiben kann.“ Die Kirche war übervoll, die Gemeinde tief ernst wie der Geistliche selbst. Inzwischen hat es keine Gefahr, daß Beecher gehen müßte. Man achtet und liebt ihn zu sehr, um ihm nicht nachzugeben, da man weiß, daß er im Grunde Recht hat, wenigstens in der Sache, wenn auch nicht immer in der Art.

Den 27. August.

Jetzt, geliebte Agathe, bereite ich mich zur Abreise nach dem großen Westen, der vor mir steht, wie eine Art mythologischer Nebulosa, halb Nebel, halb Glanz, und von dem ich weiter nichts Rechtes weiß, als daß er groß ist, groß, groß. Wie? In was? Auf welche Art? Ob er von Göttern oder Riesen, von Kobolden oder Zaubergeistern, oder von all den alten mythologischen Herrschaften zusammen bevölkert ist, — das gelüstet mich zu sehen. Daß Thor und Loke sich noch tüchtig herumkämpfen in diesem märchenhaften Utgard, das ahne ich, und daß auch Zaubergeister hier zu Haus sind, das weiß ich von gewissen spukenden Klopfereien, „spiritual rappings oder knockings“ genannt, von denen ich viel Sonderbares gehört und gelesen habe, seit ich ins Land hier gekommen bin. Geisterklopfereien im Westen sind dermalen ein stehender Artikel in den Zeitungen, und werden theils mit Spott, theils mit Ernst behandelt. Aber Iduna mit den Früchten der Erneuerung, gewiß ist auch sie hier zu finden in dem Eden der untergehenden Sonne! Stehen nicht die Alleghany-Berge und der Niagara gleich Riesenwächtern an seinem Eingang, um die Pforten zu dem Lustgarten der

neuen Heimath zu öffnen? Die herrlichen Cherubim verbieten den Eintritt nicht, sie laden ein.

Durch die östlichen Küstenstaaten strömt Amerikas Bevölkerung herein. Sie bilden die Pforten des Vorhofs. Aber der Westen ist der große Lustgarten, wo die großen Flüsse strömen, wo die Bäume des Lebens und des Todes stehen, wo die Zunge der Schlange und Gottes Stimme aufs Neue für neue Menschenpaare vernehmlich sind.

Dieses große räthselhafte Westland mit den Riesenflüssen, den Riesenkatarakten und Riesenseen, mit dem Missisippi-Thal und den Felsbergen und dem Goldland und dem stillen Meer, mit Büffeln und goldnen Kolibris, das Land, das aus sich Staaten erzeugt wie Menschen Kinder, und wo die Städte in einem Mannesalter groß wachsen, wo das Losungswort des Lebens Wachsthum, Fortschritt heißt, dieses räthselhafte Land der Verheißung, das Land der Zukunft, das will ich jetzt sehen!

Ich sehne mich darnach als nach dem Orakel, das auf viele Fragen meines Geistes Antwort geben soll.

Mein Körbchen ist voll von Bananas und Pfirsichen; mein Reisekobold ist bei mir und ebenso euer letzter Brief, meine Geliebten! Und jetzt begebe ich mich fröhlich nach dem großen Westen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Albany (New-York) am Hudson, den 2. Sept. 1850.

Hier, meine Agathe, in der Hauptstadt des Kaiserstaats, unter einer wahren Sündfluth von Regen, die

mich hindert, etwas von der Stadt und ihrem Kapitol zu sehen, setze ich mein Gespräch mit Dir fort (nämlich das geschriebene; denn die stille Unterredung hört gar nie auf). In meinem letzten Brief von Brooklyn sagte ich Dir, glaube ich, wie ich mit meinen Freunden Springs nach dem Shäkerstaat in Neu-Libanon reisen wollte. Und an einem unendlich schönen Tage fuhr ich wieder den Hudson hinauf, sah wieder sein wild-romantisches Hochland, seine reich angebauten Ufer, sah den Thurm von Downings Villa aus ihrem schattenreichen Park hervorblicken, warf ihm einen Liebesblick zu und genoß das Leben mit der Natur, mit Marcus, Rebekka und Eddy, während der Fahrt auf dem prächtigen, bequemen Dampfboot. Gegen Abend gelangten wir zu der kleinen Stadt Hudson, wo wir ans Land stiegen und eine „Stage" nahmen, die uns in drei Stunden nach Neu-Libanon führte, einer berühmten Gesundheitsquelle, eine halbe englische Meile von dem Shäkerdorf.

Am schönen Abend ging ich mit Marcus dahin, um es in Augenschein zu nehmen. Wir sahen einige hellgelbe, zweistockige Holzhäuser mit guten Proportionen und Ziegeldächern auf grünen Höhen liegend, in der Ferne von noch höheren Hügeln umgeben, die sämmtlich mit Wald bewachsen waren. Ein recht schöner und idyllisch romantischer Anblick. Die Aussicht von den Häusern war frei und die Fensterscheiben groß. Das Leben im Shäkerdorf sah ganz und gar nicht trüb oder beschränkt aus, wie ich es mir gedacht hatte. Einige der Shäkerbrüder sahen wir draußen auf dem Feld gemächlich beschäftigt, Heu zusammenzurechen — die zweite Ernte, wie ich vermuthe. Sie strengten sich durchaus nicht übermäßig an.

Gestern am Sonntag wohnten wir dem Gottesdienst in der Shäkerkirche an, und mit uns noch eine große Menge von Fremden. Die Kirche ist ein großer

Saal, der wohl zwei bis dreitausend Personen fassen kann. Sie hat große Fenster, ist hoch und sehr hell, ermangelt aber aller Arten von Verzierung. Beim ersten Eintritt überraschte mich der Anblick einer Menge leichenblasser Frauengestalten, die beinahe wie in Leichentücher gekleidet waren und in einer Reihe an den Wänden lange starr und unbeweglich wie Mumien auf Stühlen saßen. Es waren die Shäkerinnen. Ihr Anblick war wirklich unheimlich und hätte etwas Trauriges gehabt, wenn nicht die Neuheit der Erscheinung erfrischend gewirkt hätte. In einem Land, wo alle Frauenzimmer sich gleich kleiden, werden diejenigen, die sich anders kleiden, dadurch nur interessant. Inzwischen waren alle Shäkerschwestern ebenfalls gleich gekleidet mit weißen oder grauen oder hellgelb gestreiften Röcken, Schuhen mit hohen Absätzen, weißen Halstüchern, die so über die Brust befestigt waren, daß die natürliche Bildung derselben unsichtbar wurde, wie auch die Façon der Kleidung den Zweck zu haben scheint, daß der Körper etwa wie ein Baumstamm ohne alle Wellenlinien aussehen soll. Auf dem Kopfe trugen sie ein Häubchen dem der Quäckerinnen ähnlich, und der leichte Flor desselben schloß sich fest ans Gesicht. Ich bemerkte, daß er bläulich war, was dazu beitrug, den Gesichtern diese leichenblasse Farbe zu geben. Der Schnitt der Kleider war bis auf die Kopfbedeckung nicht unähnlich den Trachten der Bauernweiber und Mädchen in der Gegend von Stockholm.

Auf der andern Seite des Saals saßen die Shäkerbrüder, sämmtlich in Kniehosen, Strümpfen und hohen Absatzschuhen, Westen und Hemdärmeln, das Haar an der Stirn gleich abgeschnitten und im Nacken hinabhängend, ihr ganzes Kostüm vollkommen der Alltagstracht der schwedischen Bauern ähnlich. Die Gemeinde (ungefähr hundert Personen beiderlei Geschlechts) setzte sich auf Bänke, die hervorgetragen wurden, die

Männer für sich und die Weiber für sich, aber einander gegenüber. Zwei Shäkerschwestern kamen freundlich und still, eine Bank um die andere den Zuschauern herbeitragend, welche die ganze lange eine Seite des Saals einnahmen und in weit größerer Anzahl vorhanden waren, als die Shäkergemeinde selbst. Nach einer Weile erhob sich diese hastig, und die Bänke wurden weggenommen. Brüder und Schwestern standen eine Zeitlang in Reihen aufgestellt einander gegenüber, worauf ein älterer Mann hervortrat und eine Weile sprach, aber ich konnte nicht hören, was er sagte. Darauf begann die Gemeinde zu singen und zu tanzen, indem jede Person für sich hin und her trippelte, aber in symmetrischen Reihen und Figuren nach einem Takt, in dessen Grundrhythmus eine gewisse Lebhaftigkeit, etwas Schwingendes und Lustiges lag. Bei allen Variationen des Gesangs kehrte immer eine Triobewegung wieder, die sich beinahe immer durch Gestampf mit den Absätzen auszeichnete und ganz nachdrücklich hervorgehoben wurde, und während der ganzen Zeit wurden die Hände im Takt bewegt, ungefähr wie wenn man ein Kind in den Schlaf wiegen will.

Nach einigen Minuten hörten Tanz und Gesang plötzlich auf. Die Gemeinde stand unbeweglich da; dann trat ein neuer Prediger auf und sprach, worauf Tanz und Gesang von Neuem begann. So ging es eine Zeitlang seelenlos und langweilig, wie mir schien, fort. Und diese bleichen, gleich gekleideten Weiber, die mit niedergeschlagenen Augen und ohne Zeichen von Freude oder natürlichem Leben trippelten, schwankten und sich umherschwenkten, sahen mir höchst unnatürlich aus. Sie hatten sanfte, aber nichtssagende Gesichter; ich sah nicht ein einziges schönes unter ihnen. Die Männer sahen besser und natürlicher an Leib und Seele aus, auch tanzten sie mit mehr Leben, obschon es oft ins Lächerliche gerieth. Wieder wurde es still in der Ver-

sammlung. Sie setzten sich wieder auf ihre Bänke. Und jetzt trat ein Shäkerbruder, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit schmaler Stirn und tiefliegenden, dunkeln, funkelnden Augen auf, dessen ganze Erscheinung einen mit einer fixen Idee behafteten und für dieselbe fanatischen Mann verrieth. Er stellte sich vor die Zuschauer und redete sie ungefähr folgendermaßen an:

„Ihr seht uns hier in einem Hause versammelt, das wir mit unserer eigenen Arbeit aufgebaut haben, um einen Gottesdienst zu üben, der dem Gesetz unseres Gewissens entspricht. Wenn Ihr gekommen seid, um uns zu sehen, und wenn Ihr Achtung haben wollt vor unserer Gesellschaft und vor unserem Gottesdienst, und wenn Ihr Euch dabei ruhig zu verhalten gedenkt, so seid Ihr willkommen. Wo nicht, so seid Ihr hier nicht willkommen. Aber ich will das Erstere hoffen. Und laßt uns jetzt mit einander sprechen und zusehen, was zwischen Euch und uns liegt, das uns trennt. Laßt uns einander verstehen!“ Und dann begann er die Shäkergesellschaft im Gegensatz zu der weltlichen Gesellschaft zu schildern, erstere als diejenige, die der Welt entsagt habe und blos für den Himmel lebe, letztere als diejenige, die nur für den selbstsüchtigen Genuß und irdische Güter lebe. Wir bekamen Jedermänniglich von Elder Evans (so hieß der Shäkerbruder) eine sehr scharfe Strafpredigt für unsere Sünden und Schwachheiten, und er unterbrach sich darin nur durch die Aufforderungen: „Kommt! laßt uns die Sache gemeinschaftlich überlegen! antwortet mir,“ u. s. w. Es wäre unendlich leicht gewesen, dem guten Bruder auf Vieles zu antworten und einen großen Theil seiner Anklagen, namentlich auch seine Selbstanpreisungen zurückzuweisen; und ich wunderte mich, daß keine Stimme sich aus der Versammlung erhob, welcher ein so strenger Text verlesen wurde. Aber sie hielt es zu gut und schwieg. Nach

dieser Strafpredigt bekam der Tanz neues Leben und ein Zirkel bildete sich, der einen beständigen Chor ausmachte, und um diesen bewegte sich in tanzenden Kreisen, die sich unaufhörlich zu erweitern schienen, während sie sich mit vieler Methode und Kunst gleichsam in einander verflochten, die ganze Shäkerversammlung zwei und zwei, endlich auch drei und drei unter beständigem, taktmäßigem Gestampf mit den Füßen und unaufhörlicher Bewegung mit den Händen, wobei sie lebhafter als bisher sangen.

Auch der Tanz und die Bewegungen wurden immer lebhafter, je länger sie fortwährten, obschon man dabei niemals aus dem schleppenden Takt kam, und ich sah auf manchem Gesicht Schweißtropfen perlen; aber die Augen der Weiber blieben niedergeschlagen und ihr Ausdruck leblos. Die Männer sahen lebhafter aus, und ihr Tanz, besonders wenn die Bewegungen der Hände bei steigendem Eifer einem Harfenspiel glichen, erschien in der ungezwungenen und kleidsamen, oder wenigstens nicht unkleidsamen Tracht gar nicht unnatürlich. Es war nicht schwer, sich während dieses Ringtanzes eine symbolische Vorstellung des Lebensweges zu denken, und man sagte mir später, daß derselbe den Fortschritt der Seele während des Weges durch das Leben vorstellen solle. Der Chor mitten im Saale sang die ganze Zeit über unter fächelnden Bewegungen mit den Händen.

Ich für meinen Theil sah nicht ein, warum der Tanz nicht eben so gut wie Gesang und Spiel u. s. w. Gottesdienst sein könnte, und warum er nicht sogar ein natürlicher Ausdruck für gewisse Bewegungen des religiösen Lebens sein sollte. Als König David in der Freude seines Herzens vor der Bundeslade tanzte und unter Harfenspiel den Herrn lobpries, da folgte er einer wahren Eingebung. Und ich habe am Tanze der Shäkerversammlung nichts anderes auszusetzen, als daß diese Ein-

gebung ihm fehlt. Er ist offenbar jetzt ein Werk der Ueberlieferung, Gewohnheit und Berechnung. Vor einigen Jahren ist er anders gewesen, und hat damals, wie ich von Miß Sedgewick gehört habe, sehr sonderbare Erscheinungen gezeigt, wie z. B. daß Personen gleich den Fakiren des Orients im Ring herum surrten, bis sie ohnmächtig und in convulsivischen Zuckungen zu Boden fielen. Das soll jetzt nur noch selten vorkommen, oder auch sorgt man dafür, daß es nicht öffentlich vorkommt. Das praktisch ökonomische Element, das neben dem religiösen Enthusiasmus die Shäkersekte auszeichnet, scheint in späterer Zeit dem religiösen den Rang abgelaufen zu haben.

Dieser Gottesdienst endete ganz still, wie er begonnen hatte. Die Brüder und Schwestern trugen ihre Bänke fort, wie sie dieselben herangebracht hatten, und gingen sodann, jeder Theil nach seiner Seite aus dem Saal. Aber ich hatte beschlossen, noch einiges mehr über diese Sekte und ihre Absichten kennen zu lernen. Ich suchte daher einige der Vorsteher der Gemeinde auf, sprach meinen Wunsch gegen sie aus und bat sie um Erlaubniß wiederkehren und mit ihnen sprechen zu dürfen. Sie willigten freundlich ein und baten mich sogleich dazubleiben und über den Mittag wie auch für den morgenden Tag ihr Gast zu bleiben. Das konnte ich nicht, denn ich erwartete meine jungen Freunde Lowells; aber Nachmittags, als Springs und ich an dem Brunnen von Libanon zu Mittag gespeist hatten, kehrten wir zusammen nach dem Shäkerdorf zurück. Da herrschte jetzt tiefe Stille. Alle Fremden waren fort, und die friedlichen, gelben Häuser lagen einsam auf ihren grünen, sonnebeglänzten Höhen.

Wir wurden von zwei Schwestern empfangen, die uns in ein Zimmer führten, wo zwei ältere Männer und zwei dito Schwestern nebst ein paar jungen Mädchen zugegen waren. Die Wangen der letzteren blühten

wie Rosen unter den weißblau gestärkten Leinenhäubchen, und ich sah jetzt, daß der Shäkerstaat nicht seine schönsten Mitglieder zum Tanz geschickt hatte. Die älteren Weiber und Männer waren Elders (Aelteste), wie sie hier genannt werden, und Vorsteher der Familie, in der wir uns befanden. Die Gemeinde in Neu-Libanon ist nämlich in zwei Familien getheilt, die nördliche und die südliche Familie. Jede Familie hat ihre besondern Häuser, Vorsteher und Haushaltungen.

Ich richtete meine Fragen an die Aeltesten, aber es wurde mir bald klar, daß sie dieselben nur schlecht beantworten konnten. Einer der Männer war ein reicher Mann und hatte Weib und Familie verlassen, um sich an die Shäkergesellschaft anzuschließen, der er auch einen Theil seines Vermögens schenkte. Später war eine seiner Töchter, eines der hübschen jungen Mädchen, die jetzt zugegen waren, ihm gefolgt. Er war ein älterer Mann von kräftigem Körperbau, von gutem Aussehen, und mit einem Gesicht, das mehr Gefühl als Denkkraft verrieth. Der andere Aelteste hatte ein edles, ascetisches und patriarchalisches Aussehen. Beide hatten nicht viel zu sagen. Die Weiber schienen sanft, aber beschränkt. Sie hatten einen Hafen gegen die Stürme des Lebens gesucht und gefunden. Etwas anderes wollten sie nicht, und etwas anderes wußten sie nicht.

Aber jetzt kam Elder Evans mit der schmalen hohen Stirn, den dunkeln, fanatisch glänzenden Augen, und nun bekam die Unterredung ein anderes Leben. Ich war überrascht, in dem fanatischen Prediger einen ganz verständigen und im Ganzen liberal denkenden Mann (obschon seine Ideen keine Tiefe hatten) zu finden, der den Grund und Boden im Leben der Shäkersekte verstand und wohl darüber Auskunft zu geben vermochte. Mein Gespräch mit ihm gewann für mich ein

wirkliches Interesse, und wir wurden beide recht ernsthaft dabei.

Von den Fragen und Antworten zwischen uns will ich blos folgende anführen:

Fr.: „Was ist die Bedeutung Ihres Tanzes? Ist er Symbolik oder Disciplin?"

Antw.: „Beides. Wir tanzen, weil wir es nicht verhindern können, weil wir also die Gefühle unseres Herzens auf diese Art ausdrücken müssen; wir ordnen unseren Tanz, so daß er uns selbst unseren Glauben und unsere Pflicht darstellt und uns dadurch eine lebendige Lehre für unsere Gemüther, für unsere Seele und unsern Körper wird."

Fr.: „Sie sagen, daß Sie etwas ganz Neues in der Welt vorstellen. Ich muß jedoch bemerken, daß Sekten, die sich von der Welt abgeschieden und allen ihren Freuden entsagt haben, um ein heiliges Leben zu führen, zu allen Zeiten vorhanden gewesen sind. Wodurch unterscheidet sich Ihre Gemeinde von den Mönchs- und Nonnen-Orden, die sich bald nach Erstehung des Christenthums bildeten und in vielen Ländern noch jetzt vorhanden sind?"

Antw.: „Da ist der größte Unterschied von der Welt vorhanden. Diese Orden wollen die Menschen dadurch die Vollkommenheit erreichen lassen, daß sie Mann und Weib trennen, welche Gott gleichwohl zu einer geistigen Einheit geschaffen hat. Wir dagegen sagen, daß der vollkommene Mensch nur durch die geistige Vereinigung zwischen Mann und Weib entstehen kann."

Fr.: „Der Grundgedanke Ihrer Gesellschaft ist also die geistige Ehe?"

Antw.: „Wir nennen es nicht Ehe. Aber wir sagen blos, daß Männer und Weiber nicht gute und vollkommene Menschen werden können, außer durch gegenseitige geistige Vereinigung und täglichen Umgang nach der Absicht Gottes, so daß Mann und Weib einander zur Gewinnung eines vollkommenen Lebens helfen müssen."

Fr.: „Aber wenn alle Menschen so dächten, wie Sie, und die ganze Welt, d. h. unsere Welt würde eine solche Gesellschaft wie die Ihrige, ohne Ehe und ohne Kinder, dann würde es ja bald mit der ganzen Welt aus sein. Sie würde ja aussterben."

Elder Evans bedachte sich eine kleine Weile und sagte dann, daß, wenn die Welt auf eine gute Art aufhörte und ein gutes heiliges Ende nähme, es eben so gut wäre, wenn dieß bald, als wenn es spät geschähe, da wir doch Alle unserer Verwandlung entgegensehen und auf ein besseres Leben hoffen.

Hierauf besann auch ich mich eine Weile und fand dann nichts zu antworten, sondern meinte, der Bruder hätte nicht so unrecht. Ich hatte zwar und habe noch immer meine Gedanken darüber, daß wir Menschen eine größere Arbeit auf dieser Erde auszuführen haben, als zu welcher wir Zeit erhalten, wenn wir alle im Leben und Tod des Shäkerstaats aufgehen sollen; aber ich wollte jetzt nicht den Ocean aufrühren, wo weder ich noch Elder Evans recht schwimmen konnten, sondern begnügte mich, nähere Aufschlüsse über das Leben und die Einrichtungen des Shäkerstaats zu erhalten.

Die Entwicklung des geistigen Menschen in einem geistig, heiligen Gesellschaftsleben ist sein Zweck, und christlich liebevoller Umgang im Geist und in der That zwischen Männern und Weibern, unter Gebet und Arbeit, mit und für einander, das sind die Triebräder. Unterdrückung weltlicher Lüste und ein körperlich ascetisches Leben sind die Mittel, welche alle Hindernisse für die erstern wegräumen.

Ich fragte eines der jungen Mädchen: „Habt Ihr wirklich einander sehr lieb?"

„Ach ja, das thun wir gewiß! (Oh yes, indeed!)" antwortete sie, und die schönen großen, blauen Augen strahlten bekräftigend. Das Verhältniß zwischen diesen jungen Mädchen und den ältern Männern, das ich bei

einigen Gelegenheiten bemerkte, schien mir besonders schön und liebreich zu sein, wie zwischen guten Töchtern und Vätern.

Mitten unter unserem Gespräch kam James Lowell die Treppe herauf und in das Zimmer, wo ich unter der Gesellschaft saß, gesprungen, sein schönes, lebensfrisches, von Gesundheit und Herzlichkeit strahlendes Gesicht glänzend wie eine Maisonne in der bleichen, obschon freundlichen Versammlung. Er und Maria waren just jetzt angekommen, und wir hatten eine herzliche Begrüßung mitten unter den Shäkergeschwistern, die sanft lächelten und uns nicht ohne Theilnahme ansahen. Sie luden uns ein Alle zu kommen und das Abendbrod mit ihnen zu essen. Aber Lowells setzten ihre Reise nach dem Libanonsbrunnen fort, weil Marie der Ruhe bedurfte. Springs und ich gingen mit unsern Shäker-Freunden in einen Saal hinab, wo ein Tisch für uns gedeckt war mit Thee, Milch, Brod und Butter, Kuchen und Sulzen, Alles sehr reichlich. Wir wurden von den Schwestern bedient; einige der ältesten Brüder setzten sich mit uns zu Tisch, aber ohne etwas zu verzehren. Zu einer der Schwestern, die uns aufwartete, sagte Rebekka Spring, als diese sich herabbeugte, um ihr etwas anzubieten: „Sie sehen so gut aus, daß ich Sie küssen muß.“ Sie lächelte und ihre Miene zeigte Zufriedenheit. Mehrere Schwestern kamen herein, um uns zu sehen. Ich bemerkte einige Weiber von mittlerem Alter mit ausgezeichnet guten und edeln Gesichtern. Ruhe und milder Ernst zeichnete alle aus. Sie erinnerten mich an einen milden, aber trüben Septembertag in Schweden. Die Luft ist rein, das Feld noch grün, es ist angenehm und ruhig; aber eine gewisse Wehmuth weilt über der Landschaft, es fehlt die Sonne, es fehlen Blumen und Vogelgesänge; Nichts wächst, Alles steht still, und wenn ein Vogel ein kleines Gezwitscher erhebt, so ist es bald zu Ende.

Ich gefiel mir indeß wohl in der milden, stillen September-Atmosphäre, und die Shäkerschwestern schienen mit Vergnügen unser sichtbares Interesse für sie und ihre Gesellschaft zu bemerken.

Sie waren von Herzen freundlich und recht angenehm, weit mehr als ich geglaubt hatte, als ich sie während der Vormittagsposse gesehen. Als wir Abschied nahmen, sagte ich zu ihnen: „Ich grüße Sie alle mit einem geistigen Kuß, denn ich vermuthe, daß Sie keinen andern haben wollen!“ — „O, wir sind nicht so einseitig!“ („We are not so particular!“) sagte lächelnd ein junges Mädchen streckte ihr hübsches Köpfchen vor und küßte mich; jetzt kamen auch die andern und wir, Rebekka und ich, hatten einen herzlichen Küssewechsel mit den Shäkerinnen; und als sie dabei lächelten, sagte ich zu ihnen: Ich glaubte, daß Sie nicht lächeln könnten, und jetzt lachten sie wieder herzlich, aber still, und eine der älteren sagte: „O, ich möchte um viel gute Dinge mein gutes Lachen nicht entbehren!“ Sie waren recht artig, gemüthlich und angenehm, tausendmal mehr, als einige weltliche und gedankenlose „ladies,“ die im Hotel am Libanonbrunnen sich sehr vornehm und hochweise über die armen Shäkerinnen ausließen.

Ich erhielt von ihrer Gesellschaft einen guten Eindruck, und ich habe von Personen, die mehrere Jahre lang mit Shäkern in Berührung gestanden, viel Gutes von ihnen gehört, besonders von ihrem christlichen, gegenseitigen Liebesleben, von ihrer Güte gegen arme Leute, sowie ihrer zärtlichen Verpflegung der Kinder, die ihnen anvertraut werden, theils von armen Leuten außerhalb ihrer Gesellschaft, theils von Familien, die Mitglieder darin werden, die aber da leben, indem sie keine natürliche Bande, sondern bloß geistige Verhältnisse anerkennen. Die Verpflegung der alten und kranken Gemeindemitglieder soll auch vortrefflich sein, wie ich von meiner lieben Doctorin in Boston, Miß Hunt, gehört habe, welche in zwei-

oder drei Shäkergemeinden eine gute Praxis hat. Sie hat mir auch von manchem in der Welt verbitterten Menschenleben erzählt, das in der Shäkergesellschaft ein friedliches Asyl gefunden; von unglücklichen Gatten, von einsamen Weibern, von schwer durch Kummer geprüften Männern, die hier einen Hafen gegen tägliche Stürme gefunden, die hier Freunde, Pflege, die Annehmlichkeiten des Lebens und den Frieden des Lebens gefunden, wie sie ihn in der Welt nie hätten bekommen können. Diese Gesellschaften sind gemilderte Klostervereine, und im Ganzen, wie mir scheint, die vernünftigsten und zweckmäßigsten Einrichtungen dieser Art, ausgenommen im Tanz, welcher bedeutend vernünftiger und schöner sein könnte.

Elder Richard Bushnell schenkte mir beim Abschied ein Buch, das die Geschichte der Entstehung und Organisation „der tausendjährigen Kirche oder der vereinigten Gesellschaft von Gläubigen, genannt Shäker“ enthält. Ich sehe darin, daß die Sekte zuerst in Frankreich aufkam, als bei dem Wiederaufleben des religiösen Sinnes in der Dauphiné gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts eine Menge Männer und Weiber von religiösen Entzückungen an Seele und Leib befallen wurden, welche sie als Wirkungen des heiligen Geistes betrachteten, da sie von Erscheinungen und starken inneren Mahnungen zu einem heiligen, Gott geweihten, ascetischen Leben begleitet wurden. Beunruhigt und verfolgt in Frankreich, flohen einige von ihnen nach England.

Anna Lee, Tochter eines Schmids, ein junges Mädchen, das schon von Kindheit auf Erscheinungen und Eingebungen, denjenigen ähnlich, die in der Geschichte der schwedischen Heiligen Sct. Brigitta erzählt werden, gehabt, wurde mit den französischen Frommen bekannt, und obschon sie weder lesen noch schreiben konnte, zeichnete sie sich bald durch ihre Kenntniß in der Bibel und in heiligen Dingen aus. Nach innern,

geistigen Kämpfen, die ihren Körper entkräfteten, kam sie in einen Zustand religiöser Verzückungen, während dessen Seele und Leib aufs Neue auflebten und sie selbst der Mittelpunkt der Lehrerinnen und Leiterinnen für das kleine Häuflein der zerstreuten Personen wurde, welche an die höhere Eingebung dieses ekstatischen Zustandes glaubten. Starker Glaube und natürliches Talent halfen dem aller gewöhnlichen Bildung ermangelnden Weibe, so daß sie das in ein System brachte, was vorher abgerissene Phänomene und Ahnungen gewesen waren. Durch sie und unter ihrem Einfluß bildete sich die Lehre aus, daß die Welt, da sie durch die erste Eva gefallen sei, nun auch durch die zweite Eva vollkommen wieder aufgerichtet werden müsse. Christi zweite Erscheinung geschieht durch Einwirkung des heiligen Geistes auf die zweite Eva, auf das Weib, welches das Geschlecht, das sie früher zum Abfall von Gott führte, nunmehr zum Leben in Gott führt. Vollkommene Keuschheit ist die Hauptbedingung dafür, sowie die Richtung des ganzen Lebens auf Gott während der Arbeit für die Brüder und Schwestern.

Die Shäkersekte erblickte in Anna Lee diese zweite Eva, diese neue Offenbarung Gottes auf Erden. Sie nannte sie „Mutter Anna Lee," und ließ sich von ihren Eingebungen leiten. Die tanzenden Gottesdienste, die sie einführte, und wo die Verzückungen heftig waren, wie alles junge religiöse, entzückte Leben natürlich ist, wurden bald von dem Pöbel gestört, und Mutter Anna Lee nebst mehreren Anhängern ins Gefängniß geworfen. Sie wurden jedoch entlassen, gewarnt und bedroht, aber vergebens. Sie kamen wieder zusammen, um zu singen und zu lobpreisen, und der Gesang wurde zum Tanz und der Lobgesang riß sie hin, von der Erde aufzuspringen und zu hüpfen. Beständig beunruhigt und bedroht in England, warfen die Shäker, wie alle verfolgten Enthusiasten Europas, ihre Blicke übers Meer nach der neuen Welt. Mutter Anna Lee bekam

die Eingebung hier die neue Libanons-Gesellschaft zu gründen.

Mit einem kleinen Häuflein ihrer Getreuen begab sich Anna Lee im Jahr 1774 übers Meer. Auf dem Wasser schwankend tanzten und sangen sie in verzücktem Gottesdienst. Der Schiffskapitän verstand sich auf diese Art von Gottesverehrung nicht, bedrohte sie und sagte, wenn sie dieselbe nicht aufgeben, so würde er sie über Bord werfen lassen, Aber sie blieben dabei, zu singen und zu tanzen. Jetzt erhob sich ein Sturm; eine Planke wurde von der Seite des Schiffs weggerissen, und das Wasser stürzte herein. Der Kapitän, den die Shäkergesellschaft zur Verzweiflung brachte, erblickte in ihren ungöttlichen Possen die Ursache dieses Mißgeschicks, und war im Begriff, seine Drohungen im vollen Ernst ausführen zu lassen, als Mutter Anna rief: „Sei gutes Muths, Kapitän, denn es wird kein Haar Deines Hauptes beschädigt werden. Ich sehe zwei Engel am Mast Deines Schiffes stehen!“ Und in diesem Augenblick — so fährt die Erzählung fort — „kam eine Woge und schlug die Planke wieder in die Seite des Schiffes ein, so daß kein Wasser mehr herein strömte, wie früher, und die Leute mit den Pumpen jetzt das Wasser bewältigen konnten.“ Bald legten sich auch die Stürme.

Der Kapitän ließ darauf die Shäker in Ruhe. Sie fuhren fort zu singen und zu tanzen. Singend und tanzend auf den wilden Wogen des Meeres kamen sie in der neuen Welt an.

Mutter Anna Lee und ihre Getreuen kauften Land unfern der Ufer des Hudson, machten die Wildnisse urbar, bauten Häuser, und gründeten da im Jahr 1776, im Monat September ihre erste kirchliche Gesellschaft, unter dem Namen Neu Libanon.

Mutter Anna Lees Gatte, ein armer Mann, den sie vor der Zeit ihrer religiösen Erweckungen geheira-

thet hatte, und der im Anfang auch zu ihren Getreuen gehörte, später jedoch untreu wurde, trennte sich von ihr, und verfiel in Trunkenheit und andere Laster. Aber der Shäkerstaat in Neu Libanon gedieh und wuchs unter Anna Lees Leitung, und erzeugte neue Shäkervereine in andern Staaten, wo Anna Lee Besuche machte, um dort ihre Lehre zu verbreiten. Sie starb in hohem Alter, allgemein geschätzt und geliebt.

Ihre Aeußerungen und Lehren, die sich in den Büchern aufbewahrt finden, deuten auf ein gottesfürchtiges und sanftes Gemüth, zuweilen nicht ohne den einbildischen Glauben, daß sie ein zweiter Christus sei, und beweisen im Uebrigen einen sehr klugen, ökonomischen und praktischen Geist. Gleichwohl werden alle Arbeits- und Sparsamkeitsregeln auf Gott, als den Geber alles Guten, zurückgeführt. „Durch Gottes Segen kommen alle Nahrungsmittel; darum müßt Ihr nicht das Geringste vernachlässigen."

Von ihrem Aussehen wird gesagt: „Mutter Anna Lee war etwas unter der gewöhnlichen Frauenzimmergröße, sie war ziemlich derb, aber gerade und wohlgebildet und hatte regelmäßige Formen und Gesichtszüge. Ihre Farbe war hell und klar, ihre Augen blau, aber durchdringend; ihr Gesichtsausdruck war edel und seelenvoll, aber feierlich und ernst. Von vielen Weltkindern wurde sie schön genannt, und für ihre getreuen Kinder schien sie einen solchen Grad von Schönheit und himmlischer Liebenswürdigkeit zu besitzen, wie dieselben noch nie bei irgend einer sterblichen Person gesehen hatten. Und in Zeiten, wo sie unter Einwirkung des heiligen Geistes stand, glänzte ihr Gesicht von Gottes Herrlichkeit, und ihre Gestalt und ihre Thaten schienen göttlich schön und engelgleich zu sein. Die Macht und der Einfluß ihres Geistes in solchen Zeiten gehen über alle Beschreibung. Niemand konnte ihr

damals widersprechen, oder der Macht, durch welche sie sprach, etwas entgegenhalten."

Gegenwärtig finden sich in den Vereinigten Staaten 18 Shäkergesellschaften, die in mehreren Staaten zerstreut sind, von New-Hampshire bis Ohio und Indiana. Die ganze Sekte soll indeß nicht viel über 4000 Mitglieder zählen. Die Gesellschaft von Neu-Libanon zählt inzwischen 7—800 Mitglieder. Jeder Verein hat seine besondern 2—3 Familien und unter diesen seine Kirchen-Familie, bestehend aus ausgewählten, geistig begabten Männern und Weibern, welche die geistigen Angelegenheiten der Gesellschaft lenken. Die weltlichen werden von den dazu erwählten Aeltesten gelenkt. Alle Shäker-Vereine steben in einem gewissen Gehorsams-Verhältniß zu der Gesellschaft von Neu-Libanon, welche die Muttergesellschaft genannt wird. Das Eigenthum im Shäkerstaat ist gemeinsam. Niemand in der Gesellschaft besitzt Etwas für sich. Die Aeltesten besorgen die Austheilungen an Alle. Jeder, der in die Gesellschaft kommt und ein größeres Vermögen mitbringt, kann nach einiger Zeit dieses wieder herausnehmen, wenn er den Staat verlassen will. Aber ist dieses Vermögen dem Staat mit vollem Willen und klarem Wissen geschenkt worden, so kann es später nicht mehr herausgenommen werden.

Die meisten Shäker-Gesellschaften sollen wohl bemittelt, die in Neu-Libanon sogar reich sein und ihre Besitzungen immer weiter ausbreiten. Sie lebt von Ackerbau und Viehzucht, jedoch meist auch von Handwerken.

Alle Dinge, welche die Shäker verfertigen, sind gediegen, haben aber in Form und Farbe etwas Sonderbares und Geschmackloses. Graugelbe oder blaß gelbbraune Farben sind die vorherrschenden. Die Shäker leben gut und arbeiten gemüthlich, weil sie kein Verlangen nach Ueberfluß haben; deßwegen ar-

beiten sie auch gleichmäßig fort und zwar Alle. Die Sekte nimmt nicht stark zu, aber sie scheint auch nicht abzunehmen. Man weiß von diesen Vereinen keine Scandalgeschichten zu erzählen. Aber oft genug soll es vorkommen, daß ein junges Paar, ein Bruder oder eine Schwester die Flucht ergreift, um sich außerhalb der Gesellschaft zu verheirathen. Man forscht ihnen nicht nach, sondern betrachtet sie als verloren.

Einmal, (so habe ich erzählen hören) war ein neugebornes Kind vor die Thüre eines Shäker-Hauses gelegt worden. Dieß machte großes Aufsehen in der Gesellschaft, als es am Morgen gefunden wurde; und alle Shäker, Männer und Weiber, Jung und Alt kamen um das wunderliche kleine Ding zu sehen. Das „Baby" wurde Gegenstand der Neugierde und Theilnahme der ganzen Shäkergesellschaft. Das Wohlbefinden, das Wachsthum und die Entwickelung des „Baby" blieb Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und der allgemeinen Aufmerksamkeit. Das „Baby" war lange Zeit die Hauptperson im Shäkerstaat.

Und jetzt wirst Du wohl genug an den Shäkern haben. Ich wünsche noch mehr von ihnen und ihrer Gesellschaft zu sehen, und hoffe künftig Gelegenheit dazu zu erhalten. Mutter Anna Lee! wie manche Evas Tochter (und auch Sohn) sollte nicht bei dir in die Schule, (wenn auch nicht just in die Tanzschule) gehen.

Am Libanonsbrunnen verbrachte ich den Abend mit meinen Freunden Springs und Lowells und nahm auch ein Bad aus seinem krystallhellen, etwas schwefelhaltigem Wasser. Zuletzt haderte und stritt ich mit Springs, denn es war jetzt wieder die alte Geschichte, daß, als ich meinen Antheil an der Reise und dem Aufenthalt in den Hotels bezahlen wollte, nichts mehr zu bezahlen war. Diese Leute haben tausend liebenswürdige Arten und Ausdrücke, um mich zum Schweigen zu bringen und mich zu zwingen, daß ich sie meine Reise-

kosten bestreiten lasse. Sie sind herzlich gute und mittheilsame Naturen, und da ich ihre Freude am Geben kenne, so schweige ich zuletzt, aber mit Thränen in den Augen, und lasse sie gewähren, ohne ihnen auch nur zu danken. Aber ich weiß, daß sie es begreifen, wie mir dabei zu Muthe ist. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie liebenswürdig sie gegen mich sind, wie freundlich und zärtlich sie mich verpflegen! Und Alles dieß auf eine so einfache und natürliche Art, als ob sie meine Geschwister wären. Ich habe sie herzlich lieb, und bin glücklich, daß ich Menschen von ihrer Art kennen gelernt habe.

Springs reisten nach New-York zurück; ich zog westwärts mit Lowells, theils auf Dampfbooten, theils auf Eisenbahnen. Aber wir bekamen einen schrecklichen Regen, und wurden während des Wechsels der Schiffe nebst unsern Reisesäcken tüchtig durchnäßt. Unter einem strömenden Regen, der in Fluthen über die Straßen von Albany lief, kamen wir an ein Hotel, wo man uns nicht aufnehmen wollte. Es sollte in zwei Tagen ein landwirthschaftliches Fest in der Stadt sein, und alle Zimmer waren für Leute gemiethet, die auf den Markt kommen sollten. Aber da wir versprachen nur übernachten zu wollen, so bekamen wir endlich Zimmer, und es that wohl sich an den flammenden Feuern trocknen zu dürfen und warmen, belebenden Thee zu bekommen.

Ich bin hier im Mittelpunkt des mächtigsten Staats von Nordamerika, der eine so große Bevölkerung und weit reichere Leute hat, als sich in ganz Schweden zusammenfinden. (Aber Schweden besitzt einen Reichthum, welchen der Kaiser-Staat New-York niemals bekommen kann, so viel Reichthümer er auch sonst gewinnen mag.) Er ist jedoch bei weitem noch nicht so mächtig, als er werden kann und sicherlich wird. Der Staat New-York ist in Bezug auf Erinnerungen und Ur-

sprung nicht so interessant wie Massachusetts, Pennsylvanien und Georgien. Das Handelsinteresse war es, das zuerst das Land bevölkerte. Von Holland her kamen seine ersten Bebauer. Sie nannten das Land Neu-Niederland, und die Halbinsel, auf welcher die Stadt New-York liegt, hieß damals Manhattan, ein stattlicher indianischer Name, mit welchem man New-York noch einmal sollte taufen können. Auf Rechnung der Holländer reiste Hudson nach Amerika und entdeckte den herrlichen Fluß, der seinen Namen führt, und er beschreibt das Land ringsumher als „het schoonste land, dat men met voeten betreden kon" (das schönste Land, das man mit dem Fuß betreten kann). Noch jetzt ist der Staat voll von Holländern, die clanartig leben und die Schulen und andre gute Einrichtungen, welche von der jetzt herrschenden gesetzgebenden Bevölkerung gestiftet wurden, nicht besuchen wollen. Der Staat New-York scheint zu dem geistigen Schatz großer Ideen in der neuen Welt nicht beigetragen zu haben. Aber die Idee einer Föderativ-Republik scheint New-York von den Generalstaaten Hollands nach Nordamerika überpflanzt zu haben. Und nun gute Nacht, meine Liebe, ich bin müde und schläfrig.

Niagara, den 7. Sept.

Umbraust von den Strömungen dieses großen, berühmten Wunders der neuen Welt — Niagara genannt, schreibe ich heute an Dich. Und es ist groß und rühmenswerth und wunderbar schön, und gleichwohl so einfach und leichtfaßlich in seiner Größe, daß man auf

einmal den Eindruck davon in Seele und Sinn bekommt und ihn unauslöschlich behält. Der Strom setzte mich weniger in Staunen, als ich erwartete, aber er ist mehr für mich gewesen. Er ist in mich hineingewachsen und . . . aber ich will ein andermal mehr davon erzählen.

Es ist nun Abend und finster draußen. Beim Lichtschein und der Musik des Stromgebrauses unter meinem Fenster, ja beinahe unter meinen Füßen (denn wir haben unsere Zimmer im Hotel „Cataract house“ über den Stromschnellen, die mit Blitzesgeschwindigkeit schäumend vorbeischießen, bevor sie zu dem großen Fall kommen) will ich ein wenig mit Dir plaudern und Dir von dem Leben der verflossenen Tage berichten.

Das letzte Mal schrieb ich aus Albany. Der Regen hielt uns den ganzen Nachmittag und Abend im Zimmer. Der Morgen kam grau und trüb. Ich guckte wie eine kalekutische Henne zum Himmel empor aus Furcht vor Regen; aber als ich die grauen Wolken sich verdünnen und blaue Blicke zwischen ihnen hervorleuchten sah, da wurde es mir wohlig zu Muth. Und der Tag war herrlich und die Reise war auch herrlich durch dieß schöne und fruchtbare Mohawks-Thal, längs dem Fluß gleichen Namens, einem lebhaften, brausenden kleinen Strom mit klaren, röthlichen Wogen, die durch grüne, fruchtbare Marken hineilen. Die Wolken nahmen Flügel und flogen hoch empor in das hohe Blau; wie kleine Cherubsflügel verschwanden sie dort und verließen das Firmament, das hochblau und klar strahlte. Die Erde glänzte von Sonnenblumen, theils wilden, theils solchen, die in den kleinen Höfen gepflanzt werden. Ich habe sie nie in solchem Reichthum, auch nie von solcher Größe gesehen. Viele hatten Kronen und waren so hoch wie junge Bäume. An einem Ort sah ich ein Häuschen, das ganz von großen Helianthen, wie von einem Hain umgeben war; die Blumen waren höher als das Haus. Dieses war allerdings nicht hoch.

Ueberall sah das Land wohl bepflanzt und bebaut aus. Die Sonne leuchtete über der schönen reichen Erde, und die Erde leuchtete wieder glänzend von dem gefallenen Regen; alles sah so frisch und freudvoll aus. Und wir flogen auf der guten Eisenbahn in guten Lehnstühlen ruhend, flogen nach dem verheißungsvollen Westen, dem Abendland der Sonne! . . . So flogen wir wieder durch eine Menge neugebauter Städte, wie Syracus, Rom, Oswego, Auburn, Wien, Amsterdam, Schuectady, Oneida, Seneca-Falls, Genf u. s. w., lauter hübsche, lauter zusehends wachsende Städte mit schönen Häusern und Bäumen, mehreren zierlichen Gebäuden, Kirchen und einem Stadthaus versehen, das durch Lage und Charakter über die Stadt herrscht, alle zusammen lebendige Zeugnisse von Ordnung und Wohlstand, und alle einander sehr gleich trotz der verschiedenen Charaktere, auf die ihr Namen hindeutet. Ich liebe diese Hervorrufungen all der berühmten Namen der alten Welt neben den eigenen der neuen Welt, denn ich höre darin eine unbewußte fortwährende Prophezeiung von der höheren Metamorphose, welche dieses Land und Volk hervorbringen wird, und worin das Leben der alten Welt aufs Neue sich emporrichten wird, aber in höherem oder geistigerem Sinn. In diesen Namen von allen Ländern und Völkern höre ich den Vorboten der großen Völkerversammlung von allen Ländern der Erde, die einmal in diesem Land stattfinden wird.

Wir fuhren auch an mehreren Binnenseen mit romantischen Ufern vorbei, Cayuga, Seneca, Canandaigua, Oneida u. s. w. Die Landschaft hatte keine großen Züge, aber eine unendliche Lieblichkeit und Fruchtbarkeit. Obstgärten (Orchards) glänzten mit hübschen Aepfeln und Pfirsichen um die wohlgebauten Landhäuser und Farms her. Man hat mir die Reise durch den westlichen Theil von New-York als interes-

sant durch das Schauspiel des reichen, blühenden, wachsenden Lebens geschildert, und das ist es auch. Es ist ein ländliches Fest von einem Ende zum andern, und diese wechselreiche Anmuth läßt eine gewisse Einförmigkeit in den Scenen vergessen.

Meine liebenswürdigen jungen Freunde, James und Maria, erfreuten sich daran, wie ich. Und als der Tag sich neigte, da neigte sich auch die Sonne am westlichen Himmel, gegen welche wir zusteuerten, und je tiefer sie sank, um so glühender wurden ihre Farben, zugleich wärmer und tiefer, und wir fuhren gerade gegen die Sonne zu.

Ich sah gegen die Sonne, wie eine Tochter Peru's sie ansehen könnte, ich sah ihr entgegen wie die Sonnenblumen auf meinem Wege, und ich fühlte mich in einem innigen Verhältniß zu ihr.

Am Abend kamen wir nach Utika, wo wir übernachten sollten. Und während Maria ruhte und James Einiges für den Ausflug des folgenden Tags bestellte (wir wollten an den Trenton-Fall fahren) zog ich auf eine Entdeckungsreise in dem Städtchen mit dem alt republikanischen Namen aus. Ich dachte: Ich will mich nach einem Cato umsehen. Vielleicht daß er hier wieder geht. Und das that er auch, obschon in veränderter Gestalt. Ich sah nämlich an ein Paar Hausthüren ein gedrucktes Plakat, auf welchem ich las: Die Schneiderinnen in der Stadt Utika werden aufgerufen, nächsten Donnerstag in . . . zusammenzukommen, um sich über Hilfsmittel gegen den Druck zu berathen, unter welchem wir arbeiten, und wie wir am besten unsere Rechte wieder gewinnen können.

Alter, strenger Verfechter der Volksrechte, der Du nicht länger leben wolltest, als Du dieselben in Cäsars Händen erdrückt sahst, alter, hochherziger Cato, der Du für republikanische Freiheit starbst, Du hast den-

noch gesiegt! Was Du wolltest, wofür Du kämpftest, das macht sich hier in der neuen Republik, zweitausend Jahre später geltend. Ich sehe und lese es hier: auch die Geringsten des Volks können für ihre und der Ihrigen Rechte aufstehen, können Reden auf dem Forum des Staats so gut wie die Mächtigsten halten und Recht gewinnen. Alter Republikaner, Du hast gesiegt! Und Dein Geist lebt hier mächtiger als in dem alten Rom. „Die Schneiderinnen der Stadt Utika" zeugen davon in der Stadt, welche den Namen Deines Geburtsorts trägt. Nur Schade, daß sie ihre Aufforderung nicht etwas grammatikalischer schrieben. Aber dieß ist von untergeordneter Bedeutung, da jedenfalls der Sinn vollkommen klar ist.

So kehrte ich nach Haus zurück, froh, daß ich Catos Geist begegnet war, und in Utika mehrere sehr hübsche und geschmackvolle, von kleinen Pflanzungen umgebene Häuser gesehen hatte. Die Straßen in den amerikanischen kleinen Städten sind Alleen von kleinen, vereinzelten Villen mit Grasplätzen, schönen Eisengittern und hübschen Bäumen vor den Häusern. Nur in demjenigen Theil der Stadt, wo die Handelsbuden sich befinden, sind die Häuser eng zusammengebaut und mehr für das Geschäftsleben, als die Schönheit berechnet. Zierlichkeit und gute Proportion zeichnen jedoch alle aus, und überall herrscht Ordnung und Sauberkeit. „Leben Sie glücklich und vergnügt hier in der Stadt?" fragte ich in einer Bude einen jungen Handelsmann, der recht freundlich aussah. „O ja, wahrhaftig!" antwortete er offen und herzlich, „wir haben gute Freunde, gute Nachbarn und Alles gut. Wir können es nicht besser wünschen." Ein seltenes Glück und eine seltene Begnügsamkeit!

Am nächsten Tag fuhren wir zu Wagen (eine Art zu reisen, die hier ungewöhnlich zu werden anfängt) nach Trenton, um den Wasserfall zu sehen, welcher

in Bezug auf Berühmtheit ein Vetter des Niagara ist. Es ist ein wilder und gewaltiger Fall, der durch eine ungeheure Bergspalte in gerader Linie gewiß eine halbe englische Meile herabstürzt. Die Wassermasse die hier wie klarer Xeres aussieht, springt zwischen den hohen, dunkeln Bergränden hervor, gleich einem Berserker, von Absatz zu Absatz im wildesten Taumel, in der Sonne blinkend, in den Abgrund stürzend, hoch über Felsblöcke und Baumstämme hinwegspringend, Alles auf ihrem Weg niederreißend und zermalmend, Kaskaden von Wasserstaub rechts und links im Walde sprühend, der gleichsam stumm und zitternd von dem Hingang des mächtigen Riesenhelden dasteht. Er ist prächtig, aber zu stürmisch, zu besinnungslos. Man wird von dem Getöse betäubt und beinahe geblendet von der Heftigkeit der Wassermasse. Man wird dabei müde wie von etwas Unvernünftigem, wenn es auch noch so hübsch ist; man kann seine eigenen Gedanken nicht hören, noch weit weniger die von Andern, wenn sie uns auch in's Ohr gerufen werden; man ist überstimmt, überrascht, übermannt von der Berserkerwuth des Riesen. Nur in seiner klar glühenden Farbe sah ich das göttliche Feuer, und als ich auf einer Klippenterrasse an der Seite des Falls meinen Hut abnahm, und mich vom Wasserstaub überregnen ließ, der hier wie ein Nebel herabfiel, so empfand ich, daß der Mächtige auch mild und erfrischend sein kann. Die Natur am Trenton ist wild und malerisch schön, aber beschränkt. Sie ist eine Berserker-Natur.

Wir verweilten den Tag über in Trenton, Gesellschaft haltend mit dem Riesen und der Natur um ihn her. Das Wirthshaus war vortrefflich, wie beinah alle Wirthshäuser hier zu Land, und lag in einem romantischen Thal. Wir aßen gut und schliefen gut, und ich wünschte länger hier verweilen zu können.

Aber wir reisten am folgenden Tag nach Utika zurück und von da weiter auf unserem Wege westwärts.

Die Sonne war auch jetzt mit uns, und die Gegend war reich und fruchtbar, wie früher. Während unserer hastigen Fahrt fing etwas am Eisenbahnzug durch die Friction des Holzes mit neu gemachtem Eisen Feuer, und man mußte anhalten, um es zu löschen. Wir nahmen die Sache kalt, vergnügten uns dabei in unsern bequemen Stühlen etwas Rauch von dem Abenteuer zu bekommen und zu sehen, wie flink und besonnen man zu Werk ging, um die Gefahr abzuwenden. Der Zug war neben einem großen, schönen Obstgarten stehen geblieben, der blos durch eine ziemlich niedrige Planke von der Straße abgesperrt war. Ich machte just Marie Lowell auf die wahrhaft paradiesische Schönheit und Vollkommenheit einiger jungen Apfelbäume aufmerksam, deren Früchte in den niedlichsten rothen und goldgelben Farben glänzten, als ich zu meiner Verwunderung und, ich muß es sagen, zu meiner Betrübniß eine Menge junger Männer von zwanzig und etlichen und dreißig Jahren, wohl gekleidet und gentlemännisch in jeder Beziehung, über das Brett in den Obstgarten hineinspringen und die schönen, reichen Obstbäume auf das Unbarmherzigste angreifen und plündern sah. Just die jungen, schönen Bäume, die ich bemerkt hatte, wurden raubgierig angefallen, heruntergezogen, Zweige abgerissen und abgeknickt unter fröhlichem Lachen und Geplauder der Gesellschaft; und immer mehr Leute kamen aus dem Bahnzug und sprangen über das Brett und in den Garten hinein. Aber jetzt ließ sich weit hinweg in der Pflanzung eine Stimme vernehmen, und diese Stimme muß den apfelnaschenden Adamssöhnen etwa vorgekommen sein wie die Stimme des Herrn dem ersten Adam im Paradies nach dem ersten unerlaubten Apfeldiebstahl, wenn auch nicht ganz so fürchterlich. Gewiß ist, daß sie sich auf

die Füße machten, die Aepfel, welche sie von den Bäumen reißen konnten, über das Brett und auf die Straße warfen, sodann lachend und einander mit Aepfeln werfend über das Brett und in die Wägen hineinsprangen, indem sie es dem Eigenthümer des Gartens überließen, seine mißhandelten, geplünderten Bäume zu betrachten.

Ich gestehe, daß dieser Auftritt und die Laune, womit er betrieben wurde, mich sehr in Erstaunen setzte. „Ist es möglich," sagte ich zu James Lowell, „daß diese jungen Männer Gentlemen sein können?" Er schüttelte schweigend den Kopf. Und gleichwohl sahen diese jungen Männer wie Gentlemen aus. Mehrere waren ebenso schön, als sie wohl gekleidet waren.

Ich hatte schon vorher mehrmals von Obst- und Blumenplündereien junger Herrn in Gärten bei größeren Städten (besonders um Philadelphia) erzählen gehört und hatte auch Downing und Marcus Spring gefragt, wie es sich damit verhalte. Sie gaben die Sache zu, sagten aber entschuldigend: „Das Obst ist in solcher Menge hier im Lande vorhanden und so wohlfeil, daß man auf ein unerlaubtes Zugreifen kein großes Gewicht legt." Inzwischen sprangen die jungen Männer bei der Stimme des Obstbesitzers wie gewöhnliche Obstdiebe davon. Der ganze Unterschied zwischen dem alten europäischen Geschlecht und dem neuen bestand darin, daß das letztere sich nicht schämte. Der Obstdiebstahl und die Mißhandlung der Bäume zeugten, gleich der Flucht vor dem Gartenbesitzer, von der niedrigsten Sinnesart.

Zur Mittagszeit kamen wir nach Rochester, einer der größern Pulsadern, durch welche der Handel und Wandel des Westens in die östlichen Staaten und der Handel der letzteren in die westlichen strömt. Die Stadt liegt zwischen dem Ontario-See und dem Gene-

see-Fluß, wovon mehrere Fälle die berühmten Kornmühlen treiben. Durch die großen Binnenseen steht sie mit allen Staaten um dieselben, sowie mit Canada in Verbindung; und durch den Genesee und Hudson, den Erie-Kanal und unzählige Eisenbahnen ist sie mit den östlichen Ländern in Berührung.

Rochester ist in Bezug auf sein Wachsthum eines der Kinder des großen Westens. Die Stadt wurde im Jahr 1812 von Nathanael Rochester und einigen anderen Auswanderern aus Maryland gegründet, hatte im Jahr 1820 1500 Einwohner, und zählt ihrer jetzt im Jahr 1850 40,000. Das kann man Fortschritt nennen. Ihre vornehmste Industrie ist Mehlbereitung. Ihre Mühlen sollen ungefähr 5000 Tonnen Mehl täglich mahlen, prächtiges Mehl, sagt man. In Rochester legten angenehme und freundliche Menschen (Freunde von Lowells, und aus Massachussetts stammend) Hand an uns und führten uns zu Wagen fort, um den Löwen der Stadt zu besehen, zuerst nach den Fabriken, die an den hohen Ufern des Genesees liegen. Das Wasser, das die Arbeitsräder in denselben treibt, wird höher oben am Fluß gewonnen und von den Fabriken aus, nachdem es die Arbeit vollbracht hat, wieder in den Fluß hinausgelassen. In schäumenden Kaskaden strömt es hastig die Bergklippen hinab, gleich wilden Schuljungen, die aus der Schule entlassen worden sind und jetzt lebenslustig ins Freie eilen. Aber hätten sie nicht gearbeitet, so hätten sie nicht spielen dürfen.

Auf dem Ufer gegenüber, das ebenso hoch ist, als das andere, waren mehrere Lustplätze (pleasure grounds) angelegt, und zwar, wie man uns sagte, von Deutschen; es waren da Carousels, Schaukeln, Scheiben zum Schießen, sowie andere Vergnügungen, und zu einem Fest für Augen und Sinn breitete sich von da aus eine Landschaft von prärienartigem Umfang und

Charakter aus. Auf den grünen, von keinen Schranken eingeschlossenen Feldern waidete da und dort wohlgenährtes Vieh. Die Sonne beglänzte in ihrem Untergang die heitere Scene. Wie wohlgedacht, oder wie glücklich gefunden war es mitten dem Arbeitsplatz gegenüber den Platz der Vergnügungen anzulegen, und für beide diese herrlichen Räume zu gewinnen!

Maria Lowell und ich spazierten hier dem Fluß entlang eine Weile allein, sie gleich mir gerührt von dem eigenthümlich bedeutungsvollen Leben des Platzes, ich mit Vergnügen ihren sinnreichen Bemerkungen über die nicht ausbleibende Ehre und Freude der Arbeit lauschend. Weiter unten kamen wilde Fälle, zu wild und zu schön, um Mühlen zu treiben. Sie waren nicht sehr groß oder mächtig, aber von sehr pittoresker Schönheit, und laubige Bäume und Pflanzen gediehen rings umher. So fuhren wir an eine Kornmühle, und ich besah sie von oben bis unten, schüttelte allen Mühlenbesitzern die Hand und wurde tüchtig mehlig. Auf den Straßen war es lebhaft von handelnden und wandelnden, fahrenden und gehenden Personen, und unter der Menge der europäischen Bevölkerung sah man Indianer in weißen Filzhüten und mit Bärten, sowie mit schwarzen, zottig herabhängenden Haaren in den Buden aus- und eingehen.

Am folgenden Tag machte ich Bekanntschaft mit den sogenannten „Rochester Knockings," diesem zauberhaften, spuckähnlichem Geklopf, das sich da und dort im Westen geoffenbart hat, und sich seit einiger Zeit in Rochester hören ließ, wo zwei junge Frauenzimmer, Namens Fish, sich befinden. Man sagt, sie stehen unter Einwirkung von Geistern, welche diese Schwestern begleiten und mit ihnen in Gemeinschaft stehen. Eine Menge Personen in der Stadt haben die Schwestern besucht, das Geklopf gehört, Tische von selbst über den Boden hinspazieren gesehen, nebst ähnlichen Erschei-

nungen, die von den angeblichen Geistern ausgingen. Viele Personen glaubten daran; weit mehrere aber glaubten es nicht und hielten die jungen Frauenzimmer für schlaue Betrügerinnen, welche dieses Getöse und allerlei sonderbare Geschichten selbst zu Stande bringen. Da die Schwestern Fish Bezahlung dafür annahmen, daß sie sich sehen und hören ließen, so fand man dieß mehr als wahrscheinlich. Sie hatten inzwischen selbst eine Untersuchung verlangt, sich in Gegenwart eines Comités von den achtungswerthesten Personen der Stadt Hände und Füße binden lassen, und die ganze Zeit über hatte man das Getöse und Geklopf rund um sie her gehört, so daß die Mitglieder des Comités eine mit ihrem Namen unterzeichnete Erklärung abgaben, des Inhalts, daß sie nichts zu entdecken vermöchten, was den Verdacht eines Betruges von Seiten der jungen Frauenzimmer rechtfertigen könnte. Und seit dieser Zeit ließ man sie in Ruhe; aber die bessere Gesellschaft der Stadt scheint es als einen Beweis von schlechtem Geschmack und Urtheil anzusehen, die spuckenden Damen zu besuchen.

Ich habe seit meiner Kindheit so viel von Spuckgeschichten vernommen, und später selbst solche gehört, die ich nicht als Wirkungen gewöhnlicher, bekannter Naturkräfte erklären kann; dazu habe ich auf meiner Reise in Amerika in den Zeitungen so oft von dem westlichen Geklopf und Gepolter gelesen und so viel davon gehört, daß ich recht neugierig war, es mit meinen eigenen Ohren zu hören. Lowells theilten meine Neugierde und unsere Freunde in Rochester führten uns an den Ort, wo sie sich gerade hören ließen.

Der bloße Anblick der zwei Schwestern sagte mir, daß, welche Geister auch mit ihnen Gemeinschaft haben mochten, dieselben jedenfalls keinem respectabeln Geistergeschlecht angehören mußten. Menschen, die mit höhe-

ren geistigen Wesen Gemeinschaft haben, müssen anders aussehen. Aus dem, was ich übrigens während dieses Besuchs erfuhr, und was in gewisser Beziehung merkwürdig genug war, kam ich auf den Schluß, daß die Geister nicht Schwedisch verstanden, denn sonst hätten sie sich nicht auf Schwedisch Trotz bieten und drohen lassen, wie ich es that, oder auch, daß das wunderliche Geklopf und die andern Possen von den jungen Schwestern selbst veranstaltet wurden, die mir schelmisch genug dazu aussahen, obschon es unbegreiflich schien, wie sie einen Theil dieser Possen ausführen konnten; oder endlich, daß sie von Geisterwesen bewirkt wurden, die gleiche Gesinnung hegten, wie die weltlichen, jungen Schwestern, und mit ihnen in Beziehung standen, — der Geisterwelt kleine Barnums möchte ich diese Geister nennen, die gleich Amerikas großem Barnum sich damit belustigen, diejenigen an der Nase herumzuziehen, die sich daran ziehen lassen und ihre Possen in vollem Ernst nehmen wollen. Ich zweifle nicht daran, daß die Geisterwelt ihre „Humbugs" hat, wie unsere Welt, und finde es ganz und gar nicht wunderlich, daß sie auch mit uns ihr Spiel treiben. Blos darüber wundere ich mich, daß denkende, sogar geistreiche Menschen eine Befriedigung darin finden können, durch Klopfgeister Gemeinschaft mit hingegangenen geliebten Personen zu suchen, wie es in dieser Zeit hier oft geschehen ist und noch geschieht. (Aber ach! des Herzens Kummer und des Gedankens Zweifel können weit führen). Inzwischen wollte ich lieber niemals auf Erden etwas von meinen entschlafenen Geliebten vernehmen, als dieses elende Geklopf von ihnen hören. Die Gemeinschaft der Geister, der Umgang mit den Engeln ist von höherer und heiligerer Art.

Von diesem Auftritt, der mir einen verworrenen, unbehaglichen Eindruck erregte (James Lowell war ganz böse darüber) fuhren wir zu einem Besuch bei Fredrik

Douglaß, einem geflüchteten Sklaven aus Maryland, der durch seine Geistesgaben, sein Talent als Redner bei Antisklaverei-Versammlungen, sowie durch den Muth und die Beredsamkeit, womit er für die Sache seiner schwarzen Brüder arbeitet, berühmt geworden ist. Er ist Redakteur einer in Rochester erscheinenden Zeitung, genannt „der Nordstern", und befindet sich gegenwärtig in der Stadt, aber krank an einem Halsübel, weßhalb er nicht zu mir kommen konnte. Und so fuhr ich zu ihm. Ich hatte hauptsächlich durch seine Biographie, die ich gelesen hatte, ein Interesse für ihn gewonnen, denn sie zeugt von einem kräftigen und mit tiefem Gefühl begabten Geist, sowie von der Wahrheit dessen, was er spricht. Und dieß ist bei andern Selbstbiographieen ehemaliger Sklaven nicht der Fall, denn sie enthalten oft Dichtung und Wahrheit neben einander und sehr viel Uebertreibung.

In dieser Erzählung ist eine Stelle, die mich wegen ihrer Schönheit tief gerührt hat, weßhalb ich sie hier für Dich übersetze. Sie wird Dir einen Begriff von dem Mann und seiner Lage während der ersten Zeit seines Sklavenlebens geben. Er war damals ein Jüngling von siebenzehn Jahren.

„Ich war etwas ungeberdig, als ich zu Mr. Covey kam. Aber einige wenige Monate dieser Disciplin zähmten mich. Es gelang Mr. Covey mich zu brechen. Ich war gebrochen am Körper, Seele und Geist. Meine natürliche Geschmeidigkeit war zermalmt, meine Intelligenz wurde stumpf, die Leseluſt verging, der heitere Funken, der noch in meinen Augen geblieben, erstarb; die dunkle Nacht der Sklaverei legte sich auf mich, und siehe da, ein Mensch war in ein Vieh verwandelt."

„Der Sonntag war meine einzige freie Zeit. Ich verbrachte ihn in einer thierähnlichen Betäubung zwischen Schlaf und Wachen unter einem großen Baum,

Zuweilen stand ich auf; ein Blitz von energischem, frischem Leben flammte durch meine Seele, gefolgt von einem Lichtschein der Hoffnung, der einen Augenblick währte und dann verschwand. Und ich sank wieder zu Boden, mich grämend über meinen elenden Zustand. Ich fühlte mich mitunter versucht, meinem und Coveys Leben zugleich ein Ende zu machen, aber ich wurde durch ein Gefühl der Hoffnung und Furcht zugleich abgehalten."

„Unser Haus stand blos einige Schritte von der Cheasapeak-Bucht, deren breite Brust immer weiß strahlt von Segeln aus allen bewohnten Ländern der Erde. Diese schönen, in schimmernde weiße Kleider gehüllten, für die Blicke freier Menschen so bezaubernden Schiffe schienen mir gleich grabtuchumwickelten Gespenstern, welche kamen, um mich mit Gedanken über meinen elenden Zustand zu schrecken und zu quälen. Oft habe ich in der tiefen Stille eines Sommersonntags allein auf den hohen Ufern dieser prächtigen Bucht gestanden und mit schwerem Herzen und thränenvollen Augen die unzählige Menge von Segeln beobachtet, die gegen den großen Ocean zu schwebten. Ihr Anblick rührte mich gewaltig. Meine Gedanken suchten sich zu äußern; und da, mit dem Allmächtigen als einzigem Zuhörer, ergoß ich meiner Seele Klagen in meiner rohen ungebildeten Weise, indem ich die segelnden Schiffe anredete: Ihr seid von euern Tauen gelöst und seid frei. Ich bin fest in meinen Fesseln und bin ein Sklave. Ihr bewegt euch freudig vor dem Wind; ich werde ängstlich von der blutigen Peitsche getrieben. Ihr seid die schnell beschwingten Engel der Freiheit und fliegt rund um die Welt; ich bin in Eisenbande geschlagen. O daß ich frei wäre! O daß ich auf einem eurer stattlichen Verdecke und unter euren schützenden Flügeln wäre! Ach, zwischen mir und euch rollen schreckliche Wasser. Geht, geht! O daß ich auch gehen könnte!

Könnte ich nur schwimmen! O daß ich fliegen könnte! O warum wurde ich als Mensch geboren, um zu einem Vieh gemacht zu werden! Das fröhliche Schiff ist fort; es verbirgt sich in nebliger Ferne. Ich bin in der heißen Hölle ewiger Sklaverei zurückgelassen worden. O Gott, erlöse mich! O Gott, befreie mich! Laß mich frei werden! Gibt es einen Gott? Warum bin ich ein Sklave? Ich will fliehen. Ich will dieß nicht länger ertragen. Frei oder gefangen — ich will es versuchen. Ich habe blos mein Leben zu verlieren. Ich kann springend eben so gut getödtet werden, als stehend. Denke nur — hundert Meilen weiter nordwärts und ich bin frei. Versuche ichs? Ja, Gott helfe mir, ich will es thun. Ich kann es nicht ertragen als Sklave zu sterben. Ich will mich dem Wasser anvertrauen. Diese selbe Bucht wird mich die Freiheit lehren. Ein besserer Tag ist im Anzug! . . ."

Und er wurde frei, obschon erst mehrere Jahre später; Gott sei Dank, es gelang ihm sich zu befreien! Seine Selbstbiographie gehört zu dem Interessantesten, was man lesen kann. Douglaß lebt seit einigen Jahren gänzlich als Literat, in beständiger Wirksamkeit für seinen großen Zweck: die Befreiung der Sklaven und die Veredlung der freien Schwarzen.

Ich sah in ihm einen hellfarbigen Mulatten von etlichen und dreißig Jahren, mit einem ungewöhnlich schönen Gesicht, wie man sich etwa einen Araberhäuptling denkt. die schönen Augen waren voll von düsterem Feuer. Er litt stark unter seinem Halsübel und konnte nur mit Mühe reden. Einige bittre Worte entschlüpften ihm mit Heftigkeit gegen den in der Sklaverei üblichen Brauch, den Arbeiter seines erworbenen Arbeitslohnes zu berauben. Es geschieht nämlich, daß die Sklaven ausgemiethet werden, um gegen einen gewissen Taglohn, z. B. einen Dollar des Tags, oder sieben bis neun Dollars in der Woche zu arbeiten; aber

diesen Lohn müssen sie nach Verfluß der Woche oder des Monats ihrem Eigenthümer bringen. Manche Sklavenbesitzer leben von dem Geld, das sie auf diese Art erwerben. Dagegen bestreiten sie gewöhnlich die Kleider der Sklaven und sind verpflichtet, sie im Alter und in Krankheiten zu verpflegen. Manche Sklaven verdienen jedoch so viel mit ihrer Arbeit, daß sie sich vollkommen gut selbst versorgen könnten, wenn sie nur ihren Verdienst behalten dürften.

Frau Douglaß war eine sehr schwarze Negerin, häßlich, fett, aber von guter Gemüthsart. Auch seine kleine Tochter, Rosette, war schwarz und unschön. Ein weißes Frauenzimmer war ihre Lehrerin, und wohnte in Douglaß Haus. Ich mußte die Charakterstärke bewundern, womit sie die Prüfung erträgt, die sie sich dadurch von Seiten der vorurtheilsvollen Weißen zuzieht. (Und ihrer ist noch Legion auch in den freien Staaten). Aber vielleicht hat der ehemalige Sklave, jetzt der streitende Apostel der Freiheit, die Charaktergröße, welche solche Opfer für warme Seelen leicht macht. Ich sah ihn zu wenig und unter zu ungünstigen Umständen, um einen klaren Eindruck von ihm zu bekommen. Und wenn bei ihm der bittre Geist mächtiger ist, als der edelmüthige — wer kann sich darüber wundern?! . . . .

Aber jetzt mußte ich an den Ontario. Denn dort nahmen wir am Abend das Dampfschiff, als wir Rochester verließen, um weiter zu fahren. Die liebenswürdigen Freunde, die unsern Besuch in Rochester so angenehm gemacht, begleiteten uns bis ans Ufer, nachdem sie uns mit einer Menge Blumen und allerschönsten Früchten, wahren Hesperiden an Schönheit und Reichthum, beschenkt hatten. Rochester mit seinen wechselnden Scenen von Mühlen und Klopfgeistern, von Leben und Löwen, mit seinen guten Menschen und seinen schönen Früchten, hinterließ uns einen Eindruck voll frischen

Lebens. In der stillen, dunkeln Nacht, als die Sterne zwischen Wolken über uns funkelten, fuhren wir über den Ontario-See, auf einem stattlichen Dampfboot und in der Dämmerung den Niagarafluß hinauf, ein kleines, aber romantisch schönes Kind des großen Falles. Just als die Sonne aufging, stiegen wir ans Land und in den Wagen, um dorthin weiter zu reisen.

Es war ein herrlicher Morgen, etwas kalt, aber klar und lebensvoll. Ein paar Stunden später waren wir an Ort und Stelle, hörten die mächtig tosende Stimme des Ungeheuers, bevor wir es sahen, und da bei der weit vorgeschrittenen Jahreszeit nicht viele Fremde da waren, erhielten wir in „Katarakthaus" die besten Zimmer, die wir uns nur wünschen konnten, und dann eilten wir hinaus, um unser Ziel zu sehen.

Der Niagarafall macht einen großen und heitern Eindruck, hat aber Nichts, was den Betrachter mit Erstaunen oder Angst erfüllen könnte. Wenn man bis zu dem großen Fall vorgeht, der auf dem Gebiet Canadas ist, so sieht man eine gewaltige Wassermasse, die lothrecht, in Hufeisen- oder Halbmondsform von einem breiten, ruhigen Wasserspiegel hernieder fällt. Man könnte sagen, das Wasser stürze aus einem offenen Busen. Still und klar, in der schönsten smaragdgrünen Farbe wölbt sich die Wassermasse über den steilen Felsen, und erst im Fall bricht sich der Sturm und die wilde Naturmacht Bahn, aber hier mehr majestätisch, als wild. Der Trenton ist ein von Jugendlust und altem Sherry trunkener junger Held, der im blinden Uebermuth gewaltsam und schrecklich auf seiner Bahn hervorrauscht. Niagara ist eine Göttin, ruhig und majestätisch auch in Ausübung der höchsten Kraft. Sie ist mächtig und gewaltsam. Sie ist ruhig und läßt den Zuschauer so. Sie hat große, stille Gedanken, und ruft solche bei denjenigen hervor, welche sie verstehen können. Sie schlägt nicht mit Erstaunen, aber

sie imponirt und entzückt durch ihre klare, hohe Schönheit. Man sitzt an ihrem Knie, und kann doch seine eigenen Gedanken, die Worte Anderer, ja den fallenden Wassertropfen von den grünen Bäumen, die sie mit ihrem Wasser besprengt, hören. Sie ist zu groß, um anders als durch ihre geistige Macht Stillschweigen auferlegen und herrschen zu wollen. Sie ist ... ach! sie ist, was Menschen nicht sind und was sie, wenn sie es wären, Göttern gleich machen würde.

Aber die vielen tausend Menschen, die jedes Jahr hieher kommen (man sagt, der Platz werde jährlich von ungefähr 60,000 Personen besucht), müssen sie nicht vom Anblick dieser Größe selbst ein wenig größer und besser werden — wenn sie sich darin spiegeln?! Ich bin froh, daß so viel tausend Menschen jährlich den Niagara sehen können.

Aus den verborgenen Quellen des Sct. Lorenzo und aus den vier großen Binnenseen, Superior, Michigan, Huron und Erie (welche zusammen den vierten Theil des süßen Wassers auf der Weltkugel enthalten sollen) kommen die Wasser, die sich in den Niagarafall ergießen. Der Strom auf dem Wege dahin vom Eriesee kommt nah beim Fall an eine kleine Insel, Irisinsel, auch Ziegeninsel genannt, welche ihn in zwei Arme theilt. Aus dem einen wird der Canadafall gebildet, aus dem andern (demjenigen, der breit und tosend an meinen Fenstern vorbeieilt) der amerikanische Fall. Zwischen den Fällen sind etliche und 20 Fuß buschiger Bergrücken.

Der Fall auf der Canadaseite ist der reichste und schönste. Seine Breite ist 1500, seine Höhe 154 Fuß. Der Fall auf der New-Yorker Seite ist 800 Fuß breit und 167 Fuß hoch. Der Canadafall liegt in einem schönen Halbzirkel, dem Hauptstrom gerade gegenüber. Eine hohe Pyramide von Wasserdünsten steigt aus dem schäumenden Abgrund zu seinen Füßen auf, und erhebt

sich hoch über den Plan des Falls gen Himmel, wie der Geist Niagaras, dessen Wellenscheitel sich im Winde hin und her bewegt. Der Strom vom Canadafall trifft von der amerikanischen Seite bald mit diesem zusammen. Vereinigt bilden sie weiterhin den sogenannten Strudel, wo der Strom ein Knie macht und das Wasser sich in Wirbeln bewegt. Dann fließt es immer ruhiger in den Niagarafluß oder den Sund (25 Meilen in die Länge), der sich in den Ontariosee ergießt und durch denselben in den prächtigen Sct. Lorenzo, den Fluß der tausend Inseln, und durch ihn in den atlantischen Ocean.

Der Trollhätta in Schweden hat nicht die Wassermasse oder Majestät des Niagara, aber er hat mehr Geschichte, mehr romantisches Leben. Der Niagara ist eine einzige große Scene, eine einzige sublime Handlung. Der Trollhätta ist eine Reihenfolge von Scenen und Handlungen. Der Niagara ist eine Hymne. Der Trollhätta ist ein Wala-Gesang.

Was mich am Niagara am meisten überraschte (denn ich erwartete es nicht), und was mich da täglich entzückt, ist, außer der smaragdgrünen Farbe des Wassers, das Spiel der Regenbogen im und über dem Fall, sowie um denselben herum, je nachdem die Sonnenstrahlen fallen, oder der Wind die bewegliche Pyramide des Wassergeists treibt. Das gibt ein Schauspiel von unaufhörlich schönen Erscheinungen, die beständig wechseln und entzücken. Es ist etwas darin, was mich zu gleicher Zeit erfreut und bedrückt, denn es enthält etwas, das ich besser verstehen möchte. Ich weiß, daß der Niagara mir mehr zu sagen hat, als er noch gesagt hat, oder mehr, als ich noch begriffen habe. Und nichts erfreut mich vollkommen, bevor es mir seinen innersten Gedanken gesagt hat. Auch als jung erfreute mich der Tanz nicht, bevor ich seine Bedeutung ver-

stand. Bis dahin war er für mich ein unvernünftiges Gehüpfe.

Wir sind nun zwei Tage hier gewesen und werden wohl noch zwei bis drei Tage bleiben. Am Morgen sehe ich den Fall vom amerikanischen Ufer (das heißt dem Ufer New-Yorks), wo die Sonne in ihrem Aufgang Hunderte von leuchtenden Brücken über die Wasserwolken wirft; Nachmittags und Abends betrachte ich ihn vom Canada-Ufer, wenn die Sonne über dem britischen Gebiet untergeht. Vormittags bade ich im Strom, in einem sogenannten „Mammuth" Strombad, wo der Fluß so heftig in das Badhaus hereinrauscht, daß man Mühe hat, sich fest dagegen zu halten. Dieß ist belebend und kräftigend. Nachmittags, gleich nach dem Essen, sitze ich mit meinen jungen Freunden auf der Piazza vor unsern Zimmern, und da sehen wir den Strom vorüberrauschen und lauschen seiner Musik. Oft stehe ich eine gute Weile auf einer der kleinen Brücken über den Strom und athme nur noch im Wohlgeruch des Wassers. Denn das Wasser hier hat den lieblichsten frischen Duft, den ich mit keinem andern vergleichen kann. Aber es fühlt sich wie der Geist einer wonnevollen, unsterblichen Jugend. Ja, hier meine ich, daß man aufs Neue an Körper und Seele jung werden könnte.

Aber meine jungen Freunde genießen das Leben hier nicht so voll wie ich. James L. ist nicht recht gesund, und Maria, die bald wieder Mutter zu werden erwartet, träumt in den Nächten, sie sehe die kleine Mabel mit ihren hingegangenen Schwestern Blanche und Rosa spielen, und eine telegraphische Nachricht über ihr Befinden, die man gestern erwartete, ist ausgeblieben, weßhalb die Unruhe um ihr einziges Kind die Gefühle der zärtlichen Eltern vom großen Niagara abzieht.

Den 8. Sept.

Meinen Freunden ist es besser zu Muth. Gestern kam die telegraphische Depesche mit den Worten: „Mabel ist wohl.“ Und dann ein langer Brief von dem liebenswürdigen alten Vater, Doktor Lowell, voll von häuslichen Anekdoten und heimisch warmem Liebesleben. Ja, das ist mehr als Niagara. Aber Niagara ist jetzt mein Allerliebstes. Gestern Abend ließen ich und James (Maria hatte den Schnupfen und wagte sich am Abend nicht heraus) uns über den Fluß auf das Canadaufer setzten und wanderten da bei der untergehenden Sonne hin und her. Bei jeder neuen Biegung oder Bewegung dieser nebligen Wassergeister erhoben sich neue Lichtbilder darin. Bald wölbten sich die Regenbogen gleich luftigen Bifrost-Brücken über einander gegen den blauen Himmel, bald brannten Flammen gleich Feuerküssen, mit allen strahlenden Farben des Prisma auf den grünen Wogen in der Tiefe; es war ein unaufhörliches Lichtfest, beständig wechselnd und überraschend schön. Welches Leben, welcher Wechselgesang zwischen Erde und Himmel! Und als die Sonne sank, wölbten sich die leuchtenden Brücken höher und höher in der aufsteigenden Wolkensäule, hellrothe Wolken schwammen an dem blaßblauen Himmel über dem smaragdgrünen Fall, und ringsum auf den hohen Ufern stand der Wald in prunkender Herbstpracht (ein Wald, dergleichen man nur in Amerika sieht), und Alles war schweigsam und still, außer dem Wasserfall, dessen Stimme Alles zu lauschen schien. Aber es ist vergebens, die Schönheit und stille Größe dieser Scene beschreiben zu wollen!

Den 9. Sept.

Jetzt will ich Dir eine kleine Geschichte erzählen.

Am Morgen der Zeit, ehe noch der Mensch geschaffen war, war die Natur allein mit ihrem Schöpfer. Erwärmt von seiner Liebe, beleuchtet von seinem Auge, erwachte sie zum Gefühl des Lebens. Ihr Herz schwoll in Liebe zu ihm, dessen Liebesleben sie trank. Und sie sehnte sich, ihm ein Opfer zu bringen, ihr Gefühl, ihr Leben demjenigen zu ergießen, der es gab. Sie war jung und warm von der Fülle des Urlebens. Aber sie fühlte dennoch ihre Ohnmacht gegen seine Macht. Was konnte sie ihm geben, von dem sie Alles empfangen hatte? In Liebe und Schmerz, in unendlichem Verlangen, in unendlicher Fülle des Lebens schwoll ihr Herz, schwoll und schwoll, bis es im Niagara überfloß. Und der Geist der Danksagung stieg als ein ewiges Rauchopfer aus der Tiefe des Wassers gen Himmel empor. Der Herr des Himmels sah es. Und sein Geist umschloß den Naturgeist mit Bogen von Licht, mit Küssen von strahlenden Flammen zu ewiger Vermählung. So war es am Morgen des Erdenlebens, so sehen wir es noch heutzutage. Noch heutzutage sehen wir im Niagara den Naturgeist zum Himmel aufsteigen mit dem Opfer von seinem Leben, gleich einem wortlosen Sehnen und Lobgesang, und noch heutzutag wird er von dem Licht und den Flammen des Himmels, wie von göttlicher Liebe umfaßt.

Der Niagara ist die Vermählung des Erdenlebens mit dem himmlischen Leben.

Das hat der Niagara mir heute gesagt.

Und jetzt kann ich den Niagara verlassen. Er hat mir das Räthsel seines Ursprungs enthüllt.

Den 10. Sept. Morgens.

Heute wollen wir abreisen. Ich bin zufrieden damit auch darum, weil ich ein wenig Kopfweh habe, und das unaufhörliche Getöse des Falls, das beständige, rastlose Rauschen des Stroms an meinem Fenster vorüber auf die Nerven ermüdend wirkt. Uebrigens gewöhnt man sich an alle Dinge, auch an die großen, und wenn man am großen Fall seine eigenen kleinen Gedanken über alltägliche Dinge zu hören und ihnen zu folgen beginnt, dann kann man wohl davon wegreisen. Ich habe Dir nicht von den verschiedenen Auftritten des Lebens am Niagara erzählt, von dem kleinen Dampfschiff „Nebeljungfrau" (the Maid of the Mist), das dem Fall entgegenfährt, bis es ein Duschbad von seinen Wolken bekommt, worauf es sich erst umwendet, nichts von meinen poetischen Wanderungen auf der Iris-Insel, nichts von den Indianern, die man noch herumstreifend antrifft, nichts von der großen Eisenbrücke, die stark und leicht zugleich ein Stück weit unter dem Fall über den Strom geworfen ist, nichts von mehreren andern Merkwürdigkeiten dahier; aber sie alle sind klein in Vergleich mit dem großen Wasserfall, und dieser ist für mich das Wesentliche gewesen.

Die Indianer, die jetzt noch um den Niagara her leben, gehören dem Seneca-Stamm an. Da dieß die Zeit ist, wo die Männer in der Wildniß auf die Jagd ziehen, sah ich hier blos einige Squaws, die ihre Arbeiten feil boten. Diese bestehen in Blumen und Thieren, die kindisch gezeichnet und ausgeführt, aber doch gut gemacht, mit farbigen Borsten von Igeln auf Birkenrinde gestickt sind, zum Theil auch aus kleinen Teppichen, Körben, indianischen Schuhen (moccasins) und kleinen Glöckchen, aus einer duftigen Grasart gemacht. Es sind hier mehrere Buden voll von diesen

Arbeiten, aber sie werden sehr theuer gehalten. Vor einigen Jahren sahen Marcus und Rebekka Spring hier eine große Festlichkeit bei einem Indianerstamm, nämlich die Erwählung eines neuen Häuptlings, nachdem der alte gestorben war. Sie hatten ihre Versammlung im tiefen Wald. Die letzte Scene bei diesem merkwürdigen Auftritt war, daß der junge Häuptling vor seiner alten Mutter die Kniee beugte, als sie segnend die Hand auf sein Haupt legte. Das Weib, das von den Indianern im Allgemeinen so verächtlich behandelt wird, gewinnt gleichwohl Ansehen bei ihnen, wenn sie die Mutter eines ausgezeichneten Kriegers ist, zuweilen auch, wie bei allen rohen Völkern, durch ihre mystisch hexenartige Macht, wenn sie mit einer kräftigen Natur begabt ist. Aber eine solche kann unter diesem von Kindheit an auferlegten geistigen und körperlichen Joch nur selten sich erheben.

Ich sehne mich mehr von diesen Ureinwohnern der neuen Welt zu sehen und zu hören, und hoffe auf meinen Fahrten im Westen Gelegenheit dafür zu erhalten. Es ist mir jetzt klar und gewiß geworden, — ich weiß selbst nicht recht, wie oder wann — daß ich den Missisippi hinauf bis an den Sct. Anthony-Fall reisen werde, d. h. soweit der Fluß schiffbar ist, bis nach Minnesota (ein junges Land hoch im Nordwesten der Union, noch kein Staat, sondern großentheils Wildniß und die Heimath wilder Indianerstämme), und sodann den ganzen Missisippi hinab bis nach New-Orleans. Warum ich nach New-Orleans fahren werde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich dahin muß. So gebietet mir Etwas, das ich das innere Licht, die innere Stimme nennen muß, und das mich mit einer mystischen, aber absoluten Gewalt dahin führt. Ich trage keinen Augenblick Bedenken, dieser Stimme zu folgen. Denn sie spricht so bestimmt und klar, daß ich froh bin zu gehorchen. Ich fühle, daß sie mir ein

Leitstern ist. Von hier reise ich nach Chicago, und von da fahre ich nach den schwedischen und norwegischen Niederlassungen in den Staaten Illinois und Wisconsin.

Unter den Erinnerungen am Niagara sind auch einige traurige Ereignisse. Eines von ihnen trug sich letzten Sommer zu, als ein junger Mann mit seiner Braut und ihrer jungen Schwester den Fall besuchte. Während sie am Ufer desselben standen, nahm der junge Mann das kleine Mädchen auf seinen Arm und drohte scherzend, es hinabzuwerfen. Das Kind machte im Schrecken eine Bewegung, wodurch es aus seinen Armen und in die schäumende Tiefe hinabgeworfen wurde. Er warf sich ihr nach. Beide verschwanden und wurden erst als Leichen wieder gesehen.

Später.

„Oniaagarah oder Ochniagarah" sollen die ursprünglichen Namen des Niagara sein, und so wird er noch jetzt von den Indianern genannt. Das Wort soll „Donner des Wassers" bedeuten. Im Mund der Europäer ist es zu Niagara verkürzt worden. Ich habe jetzt der großen Erscheinung und Scene meinen Abschiedsblick zugeworfen. Die grüne Farbe des Wassers, sein unaussprechlicher, lieblicher, belebender Duft entzückt mich immer von Neuem. Ich freue mich fortzureisen, aber ich wünschte wiederzukehren und den Fall in seiner Winterpracht sehen zu können, wenn er sich mit Blumen, Früchten und tausend phantastischen Zierrathen von Eis krönt; wenn der Vollmond leuchtet und den Mondbogen (the lunar bow) darüber bildet. Will sehen, will sehen! Jedenfalls bin ich unendlich dankbar, daß ich den Niagara sehen durfte. Seine stille Größe und Macht, seine Farbe, sein Duft, der Regenbogen Spiel in der weißen Wolkengestalt — das Alles ist und bleibt ein klares lebendiges Bild in meiner Seele.

Und diese ewige Fülle des Herzens der Natur — ach, daß das Menschenherz ihr gleichen, beständig sich neu anfüllen, beständig fließen, niemals ermüden, niemals vertrocknen möchte! . . . .

Meine jungen Freunde, James und Maria Lowell — es kommt mich hart an, von ihnen Abschied zu nehmen. Meine liebenswürdige, schöne, holde Maria sieht mich mit wehmüthigen Blicken an, und . . . . aber jetzt müssen wir reisen. Meine jungen Freunde begleiten mich bis Buffalo. Einen Kuß vom Niagara her, meine liebe Agathe, und den nächsten Brief von Chicago!

N. S.

Jenny Lind, „die veritable Jenny Lind," wie ein amerikanisches Journal sagt, ist leibhaftig in New-York angekommen und mit schauerlichem Enthusiasmus empfangen worden. Möchte sie lebendig hindurchkommen! Alle Menschen wollen sie sehen und hören, ihr die Hand schütteln und sie willkommen heißen. Und jeder Yankee, der ein Haus und einen Herd hat, schreibt ihr und bietet sich an.

Jemand sagte zu Maria Lowell, sie sollte an Jenny Lind schreiben und sie in ihr Haus in Cambridge einladen. Maria antwortete lächelnd: „Gern, wenn sie einen Ruheplatz haben will. Aber sie einladen . . . das kommt mir gerade vor, als wollte ich den Niagara in mein Haus einladen."

Vierundzwanzigster Brief.

Chicago (Illinois), den 15. Sept. 1850.

Hier auf dem südöstlichen Ufer des Michigansees sitzt jetzt Deine Schwester, meine liebe Agathe; aber nicht auf dem sandigen Strand, sondern in einer schönen und in italienischem Styl erbauten Villa, mit korinthischen Säulen, umgeben mit schönen Bäumen und Blumen.

Auf dem Markt in Buffalo, mitten unter Pferden, Wagen und Menschen, die handeln, wandeln und da und dorthin reisen, mitten unter Koffern und Bagage aller Art, im Gedräng und in der Hast verabschiedete ich mich von meinen jungen Freunden, die mir beinah wie Geschwister lieb und nah geworden. Wir hatten weder Zeit noch Raum, viele Worte zu sagen. Die Eisenbahn, welche sie entführen sollte, stand mit rauchendem Eisenpferd da; — die Eisenbahn, das eiserne Pferd, die eiserne Nothwendigkeit war da; warme Herzen hatten keine Zeit und keine Sprache; und so küßten wir uns still und innig, und trennten uns — vielleicht auf ewig. Lowells gedenken im nächsten Jahr nach Italien zu reisen.

Ich sah sie nicht mehr, und wurde aus dem Gedräng auf dem Markt in's Hotel zurückgeführt von einem alten Ehrenmann, unter dessen Schutz ich meine Reise fortsetzen sollte, einem Richter Bond, der mich am Niagara aufgesucht und von Mr. Ellesworth einen Empfehlungsbrief an mich hatte.

Der kräftige, noch ganz jugendliche alte Herr gehörte zu den ältesten „Pionieren" im Westland, war bei der Anlegung mehrerer, seither emporblühenden Städte, wie Rochester, Lockport u. s. w. mitthätig

gewesen, und war jetzt wohl zu Haus in der ganzen Gegend, durch die wir fahren sollten, bis zum See Michigan; schon deßhalb und darum, weil er ganz augenscheinlich ein guter und herzlicher Mann ist, war ich sehr froh, ihn zum Gesellschafter zu haben.

Im Hotel in Buffalo wurde ich von einigen neuen Bekannten mit den alten langweiligen Fragen gequält: „Wie gefällt es Ihnen in Amerika?“ — „Wie gefallen Ihnen die Staaten?“ — „Entspricht Buffalo Ihren Erwartungen?“ auf welche letztere Frage ich antwortete, daß ich von Buffalo nichts erwartet habe. Ich muß auch sagen, daß mir die Stadt als eine der unlieblichsten erschien, die ich noch bis jetzt in Amerika gesehen habe; „Business“ (Geschäft) scheint mir der vornehmste Leben und der hauptsächlichste Charakter darin zu sein. Aber es ist wahr, daß ich nicht viel von Buffalo sehen konnte.

Gegen Abend ging ich an Bord des „Ocean“, eines stattlichen, dreieckigen Dampfboots, das mich über den Eriesee führte, dessen Wellen oft sehr gefährlich und stürmisch sind, jetzt aber gleich Najaden im Sonnenschein spielten.

„Der Erie“ (sagt ein französischer Beschreiber der Gegend, Mr. Bouchette) „kann als der große Centralbehälter betrachtet werden, aus welchem sich auf allen Seiten Kanäle öffnen, so daß die Schiffe von hier aus nach allen Theilen im Land kommen können bis zum atlantischen Ocean im Osten und Norden, bis zu dem Südmeer und den Südländern, um Produkte aus allen Ländern und Himmelsgegenden zu sammeln.“

Ueber den Erie gehen die Emigranten aus allen Nationen, die jetzt westlich von den großen Binnenseen ihre Kolonieen errichten. Aber für viele von ihnen wird der Erie ein Grab. Neuerdings fing auf dem Erie ein mit Emigrirten (meistens Deutschen)

angefülltes Schiff Feuer und Hunderte der armen Auswanderer fanden ihr Grab in den Wogen. Unter denen, die todt herausgezogen wurden, befanden sich 7 oder 8 Paare, die einander umarmt hielten. Der Tod hatte sie nicht zu trennen vermocht. Die Liebe war stärker als der Tod. Der Steuermann blieb am Steuer stehen, das Schiff gegen das Land hin lenkend, bis die Flammen seine Hände verbrannten. Die Gleichgiltigkeit des Kapitäns soll das Unglück verschuldet haben. Auch er ging zu Grund. Nur 30—40 retteten sich.

Für mich war die Fahrt über den Erie wie ein sonnbeglänztes Fest auf dem prächtigen Dampfboot, wo auch ein Klavier zu den Möbeln des Salons gehörte, und wo der artige Kapitän aufs Freundlichste für mich sorgte. Mein alter Pionier erzählte mir Verschiedenes aus seinem Leben, seine religiöse Bekehrung, seine erste und letzte Liebe; diese war ganz frisch. Der Greis bekannte, daß er sich in die „Yankee-Dame", Maria Lowell, halb verliebt habe. Ich wundere mich nicht darüber. Das bewies mir, daß er guten Geschmack hat. Ueberhaupt bekannte sich der Alte als großen Liebhaber der Frauenzimmer.

Nachmittags 4 Uhr (NB. einen Tag nach demjenigen, wo wir an Bord gingen) waren wir in Detroit, einer Stadt, die zuerst von Franzosen angelegt wurde, auf dem schmalen Sund zwischen dem Erie- und St. Clair-See, welcher Michigan von Canada trennt. Von dem Fahrzeug aus scheint die Küste mit kleinen Höfen bebaut auf regelmäßig abgetheilten und bepflanzten Landstücken. Das Land schien mir niedrig, mit wogenförmigen Hügeln und fruchtbar.

Detroit ist, wie auch Buffalo, eine Stadt mit überwiegendem Geschäftsleben, sieht jedoch schöner und freundlicher aus als Buffalo. Im Hotel traf ich einige lästige Frager, aber auch mehrere recht ange-

nehme Menschen, mit denen man ganz gemüthlich und offen sprechen und die man in jeder Beziehung lieb gewinnen konnte. Unter ihnen erinnere ich mich besonders des episkopalen Bischofs in Michigan, eines offenen, freundlichen und denkenden Mannes, sowie einer Mutter mit ihren zwei Töchtern. Ich konnte da einige herzliche Worte wechseln, Worte aus des Lebens ernstestem Grund, und so etwas thut mir wohl. Die Bevölkerung in Detroit war übrigens mit ihrer Stadt und ihrem Leben allda wohl zufrieden, zufrieden auch mit sich selbst und mit einander. Und dieß scheint mir das Verhältniß an den meisten Orten, in die ich kam, hier im Westen zu sein.

Am folgenden Abend waren wir in „Anne-Arbour", einem schönen, ländlichen Städtchen. Auch hier erhielt ich Besuch und mußte wie gewöhnlich ein Verhör ausstehen. Mein alter Pionier liebt es nicht incognito zu reisen, sondern will, daß die Leute von den Leuten wissen sollen, und kann nicht begreifen, daß man auch müde werden und Ruhe vor Vorstellungen und Fragen bedürfen könne. Auch in „Anne-Arbour" waren die Leute sehr vergnügt mit sich, ihrer Stadt, ihrer Lage und ihrer Lebensweise. Die Stadt hat ihren Namen von dem Umstand, daß, als die ersten Kolonisten hieher kamen, sie vornehmlich aus einer Familie bestanden; und während der Wald ausgerottet und die Erde gepflügt wurde, hatten die Arbeiter keine andere Wohnung als eine zeltartige Hütte von Laub und Lehm, wo die Familienmutter „Anna" die Speisen kochte und für das Gedeihen Aller sorgte. Da war der Familienherd, da war der ruhige Hafen, wo alle Arbeiter in Mutter Anna's Schutz Ruhe und Erfrischung fanden. Deßhalb wurde das Zelt „Anne-Arbour" (Anna's-Hafen) genannt, und die Stadt, die allmählig um das Zelt herum anwuchs, behielt den Namen. Mit seinen zierlichen Häusern und Gärten

auf grünen Hügeln und Abhängen sah das Städtchen auch wie ein freundlicher und friedvoller Hafen aus.

Wir blieben die Nacht über in Anne-Arbour. Am nächsten Morgen reisten wir auf der Eisenbahn ab und fuhren quer über den Staat in die Halbinsel Michigan. Ueberall unterwegs sah ich kleine Farmen, wohl bebaut, von gut bestellter Erde umgeben, Aecker mit Waizen und Mais, wie auch Obstgärten mit Apfel- und Pfirsichbäumen. In wilderen Gegenden glänzte der Boden von allerlei blauen Blumen, an deren näherer Betrachtung ich durch die hastige Fahrt verhindert wurde, sowie von hohen Sonnenblumen, mit Kronen so groß, wie an jungen Bäumen. Dieß war recht hübsch und anmuthig. Mein alter Pionier sagte mir, daß er nirgends einen so großen Reichthum an hübschen Blumen gesehen habe, wie in Michigan, besonders in älterer Zeit, wo der Boden überall Wildniß war. Der Staat ist einer der jüngsten in der Union, hat aber ein fruchtbares Erdreich, besonders gut für den Weizenbau, und ist in starkem Wachsthum begriffen. Seine Gesetzgebung ist eine der liberalsten und hat aus ihrem Strafcodex die Todesstrafe verbannt. Aber ich hörte von Verbrechen erzählen, die neuerdings im Staat begangen wurden und welche die Todesstrafe oder lebenslängliches Gefängniß wohl verdient hätten, wenn irgend ein Verbrechen dieß verdient. Ein junger Mann aus einer angesehenen Familie in Detroit hatte auf der Jagd heimlich und zu wiederholten Malen auf einen andern jungen Mann (seinen besten Freund) geschossen, blos um sich seiner Banknoten bemächtigen zu können. Er wurde wegen Mordversuchs, den er auch eingestand, blos zu zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt. In dem Gefängniß wurde er von jungen Damen besucht, die ihn Französisch und Guitarrespielen lehrten. Eine von ihnen war mit auf dem Eisenbahnzug. Sie sprach von dem

einnehmenden Wesen des jungen Gefangenen. Es gibt eine Milde gegen das Verbrechen und den Verbrecher, die widerlich ist und von Schlaffheit der moralischen Gefühle zeugt.

Das Wetter war den ganzen Tag herrlich. Die Sonne ging vor uns im Westen unter. Wir fuhren gerade gegen die Sonne zu, und je näher sie gegen die Erde herabsank, um so höher glühte der Abendhimmel wie vom hellsten Gold. Das Erdreich war auf dem ganzen Wege niedrig und einförmig. Da und dort ein kleiner schöner Waldstrom; da und dort am Wald kleine Blockhäuser, und daneben auch der eine und andere hölzerne Laden, an welchem ein Brettchen befestigt war, auf dem man in weißen halbellenlangen Buchstaben das Wort „Spezereiladen" las. Die urbaren Gegenden waren überall regelmäßig eingetheilt und mit Farms bebaut, die unsern bessern Bauernhöfen gleichen. Die Kolonisten im Westen kaufen Ackerland von 80 bis 160 und auch 200 Morgen, selten mehr. Das Land kostet in der ersten Hand (was man den „Regierungspreis" nennt) $1^1/_4$ Dollar der Morgen, und kann bei gutem Anbau binnen wenigen Jahren reichliche Erndten geben. Die Farmers hier arbeiten tüchtig, leben begnügsam, aber gut, und erziehen tüchtige Kinder, die aber selten beim Geschäft ihrer Eltern bleiben. Sie werden in die Schulen geschickt und suchen dann höher im Staatsleben emporzukommen. Diese kleinen Farms sind Pflanzschulen, aus denen die nordwestlichen Staaten ihre besten Beamten, Lehrer und Lehrerinnen beziehen. Ein kräftiges, gutmüthiges und arbeitsames Geschlecht wächst hier empor. Manche Aufklärung in dieser Beziehung erhielt ich von meinem alten Pionier, der mit seinem gottesfürchtigen Gemüth, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Menschenliebe und seinen vielfachen Kenntnissen, seinem noch im Alter jugendwarmen Herzen ein guter

Typus für die ersten Bebauer der Wildniß und die ersten Gesetzgeber in diesem Land bildete. Er verließ mich unterwegs, um sich in seine Heimath, nach dem Städtchen Niles zu begeben.

In Gesellschaft eines freundlichen Mr. Hunt und seiner angenehmen Schwägerin bestieg ich das Dampfboot, um auf dem Michigansee zu fahren. Die Sonne war jetzt untergegangen, aber der Abendhimmel brannte im hellsten Purpur über dem meergleichen See. Bei seinem Schein und dem Licht des Neumonds fuhren wir ab. Es war die schönste, stillste Nacht. Das Wasser war spiegelglatt.

Am Morgen, den 13. September, sah ich die Sonne über Chicago leuchten. Ich hatte erwartet, in Chicago von Freunden empfangen zu werden, die mich da zur Hand nehmen würden. Aber Niemand kam. Ich erfuhr, daß diejenigen, die mich erwartet hatten, jetzt fort waren. Kein Wunder, da ich zwei Monate über die festgesetzte Zeit ausgeblieben war. Ich fand mich jetzt ganz allein mitten in dem großen unbekannten Westen. Einige kleine Widerwärtigkeiten mit meinem Gepäck trugen auch dazu bei mich in eine minder behagliche Stimmung zu versetzen. Aber just als ich ganz allein auf dem Vetdeck stand (meine freundlichen neuen Bekannten hatten das Dampfboot früher verlassen), so wandelte mich eine innige Freude an. Ich fühlte, daß ich nicht allein war; ich fühlte mich frisch an Seele und Leib; die Sonne war auch da, und ein so inniger Jubel über ihren Schöpfer und über den Schutz, den ich gefunden, erfüllte mich, daß ich mich glücklich pries, mich in einem einsamen Zimmer in einem Hotel der Stadt einschließen zu können, um allda mit meiner Freude allein zu sein.

Aber meine Einsamkeit währte nicht lange. Schöne freundliche Menschen kamen zu mir, boten mir Haus

und Wohnung, Freundschaft und alles Gute an, und Alles in Chicago wurde Sonnenschein für mich.

Am Abend befand ich mich in der schönen Villa, wo ich Dir jetzt schreibe, und in der schönen Nacht erklang in dem mondscheinbeglänzten Garten eine Serenade nach der bekannten Melodie: „Einsam bin ich, nicht alleine." Es war ein Gruß von Deutschen in der Stadt.

Den 17. Sept.

Die Prärien! Ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Chicago liegt im Prärienland, und der ganze Staat Illinois ist eine große rollende Prärie (d. h. ebenes Land mit niedrigen, wogenden Höhen), aber eine eigentliche Prärie findet sich erst 18 Meilen von der Stadt. Meine neuen Freunde wollten mich einen Tag Prärienleben mitmachen lassen. Wir fuhren am frühen Morgen aus, 3 Familien in 4 Wägen. Unser Pionier, ein brauner, schöner Jäger, fuhr voraus mit seinen Hunden, und schoß unterwegs, wo wir Halt machten, das eine und andere Prärien-Huhn im Fluge. Der Tag war herrlich, der Himmel vom hellsten Blau, die Sonne vom reinsten Gold, die Luft lebensvoll, aber ruhig, und hier in dem strahlenden Licht streckte sich weit, weit hinaus ins Unendliche, soweit das Auge reichen konnte, ein oceanartiger Raum, dessen Wogen Sonnenblumen, Astern und Genzianen waren. Der Boden glänzte von ihnen, besonders von den Sonnenblumen, die oft mehr als 4 Fuß hoch waren und ihre Kronen hoch über den Köpfen unserer größten Herren neigten.

Wir verzehrten unser Mittagsmahl in einem kleinen Hain, der gleich einem grünen Gebüsch auf dem waldlosen Blumenfeld lag. Er war auf einer Erhö-

hung des Bodens und von da aus zog sich die Prärie sanft wogend gegen den Horizont hinab. Da und dort in diesem Raum erhoben sich kleine Blockhäuser. Sie glichen kleinen Vogelnestern, die auf dem Ocean schwimmen. Da und dort hatte man auch Heu gemäht. Es sah aus wie Kinderversuche und Kinderspiele. Die sonnbeglänzte Erde lag hier noch in ihrer ursprünglichen Größe und Pracht, unbezwungen von Menschenhänden, mit ihren Blumen bedeckt, beobachtet, bewacht allein von der Sonne Auge. Und die Sonnenblumen nickten und winkten leuchtend im Wind, als wollten sie Millionen von Wesen zum Festmahl am reichen Tische der Erde einladen. Für mich war es ein Lichtfest. Es war ein wahrhaft großer und herrlicher Anblick, für mich ungewöhnlicher und belebender, als selbst der Niagara.

Der braune Jäger, ein Mann von wenig Worten, aber sichtlich starken Gefühlen, stützte sich auf seine Büchse und sagte langsam: „Hier stehe ich oft ganze Stunden und blicke in die Schöpfung hinein . . .„ Wohl mag er das thun! Diese Landschaft gleicht einer Extase des Naturlebens. Sie badet im Licht, sie ruht glückselig im Schooß des Lichts. Die Sonnenblumen lobsingen der Sonne.

Ich ging in dem Hain umher und pflückte Blumen. Die Astern reichen mir über den Kopf. Beinah alle Blumen, die jetzt die Prärie bedecken, gehören dem gleichen Geschlecht an, und unter ihnen sind die Solidagos und Helianthen die überwiegenden. Jeden Monat sollen sich die Prärien mit verschiedenen Blumenarten bedecken, im Frühling mit weißen, sodann mit blauen, jetzt meistens mit gelben. Wir blieben den ganzen Tag außen in der Prärie, bis wir die Sonne in ihr Bett von Sonnenblumen untersinken sahen.

Den Tag über besuchten wir eines der Blockhäu-

ser auf dem Feld. Eine angenehme ältere Frau war daheim. Die Männer waren draußen auf der Heuerndte. Das Haus war ein Jahr alt und ziemlich den Winden ausgesetzt, aber drinnen war es sauber und ordentlich, wie gewöhnlich wo Amerikanerinnen wohnen. Ich fragte die gute Frau, wie es ihr in der Einsamkeit der großen Prärie gefalle? Sie langweilte sich. „Es sei so einförmig." Ja, ja. Es ist ein großer Unterschied, diesen Himmelsraum und diese Erde blos einen Tag oder ein ganzes Jahr zu sehen. Aber ich wollte es ein Jahr lang versuchen.

Wir sahen nicht eine einzige Wolke an diesem Tag und verspürten keinen Windhauch. Aber die Luft war dennoch ebenso frisch als lieblich. Der indianische Sommer beginnt bald. Das ganze Prärienfest war wolkenfrei, bis auf den kleinen Umstand, daß die Büchse des Jägers los ging und eines unserer Pferde ins Ohr schoß, und daß ein Wagenrad zerbrach; aber dieß war gegen das Ende der Fahrt; man nahm den kleinen Unfall munter hin und ließ sich durchaus nicht davon stören.

Chicago, den 22. Sept.

In der herzlich angenehmen Familie, wo ich jetzt meine Heimath habe, bei Mr. und Mrs. Kinzie, bekomme ich viel von den Indianern zu hören. Mr. Kinzie ist der Regierungsagent für Unterhandlungen mit den indianischen Stämmen in den nordwestlichen Staaten, und ist mit seiner Familie einer der ersten Ansiedler in der Wildniß dahier gewesen. Mrs. Kin-

zie, die leicht und gut schreibt, hat schriftlich mehrere Ereignisse aus dem Leben der ersten Kolonisten und ihren Kämpfen mit den Indianern aufbewahrt, Dinge, die sich zum Theil in ihrer eigenen Familie zutrugen; und die Lesung oder Erzählung dieser Geschichten ist eine der vornehmsten Vergnügungen des Abends. Einige davon sind in hohem Grade interessant. Sie enthalten mehrere grausame und schreckliche, aber auch oft rührend schöne, und zuweilen recht komische Auftritte.

Stoff zum schönsten Drama könnte die Geschichte von der Gefangenschaft und Freilassung der Mutter Mr. Kinzies werden. Ich weiß nichts Dramatischeres, als zuerst die entsetzlichen Scenen, die sich an den Raub des kleinen Mädchens schließen, sodann die Neigung des Indianerhäuptlings für das Kind, die zunehmende Liebe, deren Gegenstand sie wird, während sie in seinem Zelt aufwächst und von dem wilden Stamm die weiße Lilie genannt wird; die Episode mit dem Mordversuch der eifersüchtigen Frau des Häuptlings gegen das Mädchen, und endlich den Augenblick, wo der Häuptling, nachdem er mehrere Jahre alle Unterhandlungen und Geschenke von Seiten der Eltern und der weißen Regierung, welche das Kind wieder bekommen wollte, abgewiesen, endlich ihren Bitten nachgibt und eine Zusammenkunft zwischen der Mutter und dem Kinde bewilligt, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie nicht verlangen soll es wieder zu bekommen, und wie er sich dann am Zusammenkunftsort mit seinen Kriegern in ihrer Rüstung einfindet, allein, trotz der Vorstellungen derselben, über den kleinen Strom reitet, der das Lager der Weißen von dem der Indianer trennt, wie er Kind und Mutter mit Thränen einander in die Arme stürzen sieht, von diesem Anblick überwältigt Halt macht, mit dem Ausruf: „die Mutter muß ihr Kind haben!“ umwendet, über den Strom zurückreitet und sich mit seinem Volk fortbegibt,

ohne einen Blick zurück auf den Liebling seines Herzens zu werfen, die „weiße Lilie," die jetzt in ihrem fünfzehnten Jahr zu den Ihrigen zurückkam.

Ich hoffe, Mrs. Kinzie wird eines Tags diese schönen Erzählungen, wie noch mehrere andere, die ich an diesen Abenden gehört habe, veröffentlichen. Das Gemetzel in Chicago gehört zu den grauenhaftesten unter ihnen, und noch sieht man in Chicago frische Spuren davon. Doch wird auch diese Geschichte von einer menschlichen Handlung verschönt.

Des Indianerhäuptlings Fyrabent Freiwerbung für seine Tochter bei meinem edeln, gentlemännischen Wirth und die Ankunft der dicken Miß Fyrabent auf ihren Büffelhäuten nach der Stadt, wo sie jedoch von dem beabsichtigten Gatten mit Protest zurückgewiesen wird, gehört zu der komischen Indianer-Kronik. Im Uebrigen hat der sanfte, feine Mr. Kinzie, wie mehrere, die viel mit den Indianern gelebt haben, eine wahre Ergebenheit für dieselben, und scheint ein offeneres Auge für die Tugenden als für die Fehler zu haben, welche dieses wunderliche Volk kennzeichnen. Kinzies haben lange in Minnesota gewohnt, und sind erst in den letzteren Jahren nach Chicago in Illinois gezogen, wo sie jetzt ein schönes Haus mit einem großen Garten besitzen.

Chicago ist eine der unangenehmsten und garstigsten Städte, die ich noch in Amerika gesehen habe, und verdient ihren Namen „Königin der Binnenseen" ganz und gar nicht. Denn so wie sie da am Ufer des Sees in grobem Negligé sitzt, gleicht sie mehr einer Trödlerin als einer Königin. Gewiß ist, daß die Stadt meist aus Kaufbuden zu bestehen scheint. Man sieht beinahe kein schönes Landhaus mit Gärten in oder außer der Stadt — was sonst in amerikanischen Städten so gewöhnlich ist — und auf den Straßen meistens

Bretterhäuser auf bretterbelegten oder breiten, sonnigen Straßen ohne Bretter. Und man sieht es an Allem, daß die Leute hieherkommen, um zu handeln, um Geld zu machen, nicht aber um zu leben. Gleichwohl habe ich hier in Chicago einige der angenehmsten, einnehmendsten Menschen kennen gelernt, die ich irgendwo auf Erden gesehen habe; gute, schöne, geistreiche Menschen, mit denen sichs gut leben und sprechen läßt, Menschen, die man liebhaben kann, sowohl Männer als Frauen, Menschen, die nicht Hunderte von Fragen an den fremden Gast stellen, sondern ihm Gelegenheit verschaffen Alles was er wünschen kann selbst auf die angenehmste Weise zu sehen und zu erfahren; wahrhaft seltene Menschen! Und überdieß Menschen, die nicht so entsetzlich mit sich und ihrer Welt, mit ihrer Stadt und ihrem Land zufrieden sind, wie sonst die Menschen in den Städtchen hier, sondern die auch die Mängel sehen, davon sprechen und es ertragen können, auch Andere davon sprechen zu hören.

Heute (auch gestern schon) bläst hier ein heißer Wind, von dem ich mir vorstelle, daß er dem italienischen Sirocco gleicht. Man wird ganz schachmatt davon, und die Luft in Chicago ist eine Staubwolke.

Den 23. Sept.

Aber am Abend, wenn die Sonne untergeht und der Wind ruhig ist, da suche ich von irgend einem höheren Punkt in der Stadt aus den Sonnenuntergang über dem Prärienland zu sehen, denn er ist schön. Und bei dem Anblick dieser Sommerpracht kommen melancholische Gedanken. In diesem sonnenbeglänzten Westland sehe ich Tausende von Buden und Tausende von Handelsleuten, aber keinen Sonnentempel und keine Verehrer der Sonne und der ewigen Schönheit. Wa-

ren die Peruaner von edlerer Bildung als diese? Hatten sie höhere Gesinnungen? Waren sie mehr Kinder des Lichts als das gegenwärtige Geschlecht, welches das Westland der neuen Welt bebaut? . . .

Den 24. Sept.

Von einigen angenehmen Schweden, die hier ansässig sind, muß ich Dir ein wenig erzählen. Es sind der Kapitän Schneidau und seine Frau, Herr Unonius (jetzt Geistlicher der schwedischen Gemeinde in der Umgegend) und seine Frau. Sie gehörten zu den ersten schwedischen Auswanderern, die sich an den schönen Binnensee Pine Lake in Wisconsin niederließen, und daselbst ein arkadisches Hirtenleben zu begründen und zu führen gedachten. Aber ach, sie fanden das Gegentheil eines arkadischen Lebens. Die Gegend war schwedisch schön, aber der Boden größtentheils nicht gut. Die schwedischen Herrschaften, die hier Anbauer und Kolonisten der Wildniß zu werden gedachten, hatten sich in Beziehung auf die Arbeit und ihre Arbeitskräfte verrechnet. Dazu brachten sie die schwedische Liebhaberei für gegenseitige Bewirthung und munteres Leben mit sich, ohne genau zu bedenken, wie lange es reichen könne. Jede Familie errichtete eine nothdürftige Wohnung für sich, und lud dann ihre Nachbarn zum Schmauß ein. Sie hatten Weihnachtsfeste und Johannistänze. Aber die Ernten des ersten Jahres schlugen fehl. Die schwach bebaute Erde wollte keine reiche Ernten liefern. Dann kam ein strenger Winter mit Schnee und Sturm, und die schnellgebauten Häuser gaben schlechten Schutz; so kamen Krankheiten, Unglücksfälle, Arbeitsmangel, Geldmangel, alle Arten von Mangel. Es ist beinahe unglaublich, welche Leiden einige dieser Colonisten durchzumachen hatten

Beinahe alle gingen als Farmer unter, aber einige halfen sich und ihren Familien dadurch auf, daß sie zu Handwerken griffen, und sich als Schuhmacher und Schneider einen Verdienst verschafften, den sie durch Ackerbau nicht zu gewinnen vermochten. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie in ihrer tiefen Noth redlich arbeiteten und mit geduldigem Muth viel ertrugen, ohne zu klagen, und daß es ihnen gelungen ist sich emporzuarbeiten. Sie wurden auch von der Bevölkerung des Landes, als man ihre Lage erfuhr, nicht im Stich gelassen. Margaret Fuller (später Marquise Ossoli) machte eine Reise in die westlichen Staaten in Begleitung von Mrs. Clarke, der Mutter der riesigen Söhne. Der Zufall führte sie zu den Kolonisten am Pine Lake. Der Kapitän Schneidau saß da auf seinem Krankenbett mit einem schweren Beinschaden, den er seit mehreren Monaten hatte. Seine schöne junge Frau hatte während des strengen Winters die gröbsten Geschäfte besorgen müssen und ihr erstes Kind im Bett erfrieren gesehen, in der Stube, wo Schnee und Regen hereinstöberten. Und sie waren mitten in der Wildniß allein. Sie hatten keine Mittel sich Hülfe anzuschaffen, die in diesen Gegenden so unendlich theuer war. Die Magd, die sie kurze Zeit gehabt, hatte sie verlassen, und ihre Nachbarn waren auf lange Zeit fort, oder selbst von ähnlicher Noth darniedergedrückt. Da kamen die zwei Damen von Boston.

M. Fuller schildert den Besuch in ihrem „Sommer an den Seen" mit folgenden Worten:

„Im innern Zimmer saß der Herr des Hauses; er hatte lange Zeit da gesessen, denn er hatte an Bord des Schiffes, das ihn hieher brachte, seinen Fuß beschädigt, und er mußte seine Felder durch Fremde bestellen lassen. Seine schöne junge Frau war seine einzige Pflegerin und Wärterin, wie sie auch dem ganzen Hofe vorstand. Wie gut sie diese für sie ungewohnten

Geschäfte besorgte, sah man an den Gegenständen ihrer Vorsorge. Alles zum Hause Gehörige war, obschon grob und dürftig, doch auf die netteste Weise geordnet. Der Invalide, der in einem unbequemen Holzstuhl saß (sie hatte Niemand dazu bringen können, ihr einen bequemern aus der Stadt zu holen) sah so elegant und wohlgekleidet aus, als würde seine Toilette von einem herzoglichen Kammerdiener besorgt. Er war von nordischem Blut, mit großen, hellen, blauen Augen, ruhigen Gesichtszügen, in seiner Miene eine Mischung von Militär, Student und Weltmann. Er kontrastirte stark, aber auf angenehme Weise mit seiner Frau, deren warmer Teint und dunkles, weiches Auge von der Abkunft aus einem Land zeugte, das mit der Sonne besser bekannt ist. Er sah aus, als könnte er noch lange Zeit geduldig da sitzen und den Augenblick seiner Erlösung abwarten; sie sah aus, als könnte sie Alles um der Liebe willen ertragen, aber als müßte sie die ganze Schwere jedes einzelnen Augenblickes fühlen."

„Als wir ein Album mit Gemälden und Versen sahen, die von einem Kreis anhänglicher und fein gebildeter Freunde zeugten, welche sie im Vaterland zurückgelassen, so konnten wir nicht umhin uns zu sagen, daß die junge Frau hier eine Schwester und der Mann einen Freund bedürfen mußte, um ihre Einsamkeit durch den Umgang mit gleichgestimmten Seelen zu beleben . . ."

„Ich habe für diese Ausländer ganz andere Gefühle, als für eingeborene Amerikaner. Die amerikanischen Männer und Frauen verdienen keine Entschuldigung, wenn sie ihre Kinder nicht so erziehen, daß sie mit den Widerwärtigkeiten des Lebens kämpfen können. Es ist die Bestimmung unseres Sternes, daß hier, gleich wie alle Menschen frei und gleich sind, alle auch den Prüfungen des freien Lebens gewachsen sein, und

durch Vertrauen auf eigene Kraft von den Winden und Wogen auf dem Strom des Lebens unabhängig gemacht werden müssen. Aber Europas Stern hat ein anderes Horoscop, u. s. w."

Was M. Fuller nicht erzählt, was ich aber hier zu hören bekommen habe, das ist der thatkräftige Edelmuth, mit welchem sie und ihre Freunde sich der unglücklichen Schweden annahmen und nach einiger Zeit eine vollständige Veränderung in ihrem Schicksal zu Stand brachten. Aus dem einsamen Hof im Wald zogen sie nach Chicago. Schneidau erhielt eine geschickte ärztliche Pflege, wurde gesund, und ist in diesem Augenblick der geschickteste Daguerreotypist, der sich wahrscheinlich in ganz Illinois vorfindet, was ihm ein bedeutendes Geld einträgt. Er ist in diesen Tagen aus Neu-York zurückgekommen, wo er ein großes und vortreffliches Daguerreotyp von Jenny Lind gemacht hat. Er ist hier allgemein beliebt. Seine lebhafte, schöne Frau erzählt jetzt lachend und weinend zugleich die Ereignisse während ihres Lebens in der Wüste in einer köstlichen Mischsprache von Schwedisch und Englisch. Unonius und seine Frau zogen ebenfalls in bessern Umständen als früher hieher.

Unonius befindet sich in New-York, um Mamsell Lind seine Aufwartung zu machen und von ihr Geld zur Vollendung der lutherischen Kirche in Chicago zu erhalten. Ich verbrachte einen Abend bei seiner Frau. Das heitere, muthige Mädchen, von dem ich erzählen hörte, als sie sich in Upsala vermählte, um nach der neuen Welt hinüberzureisen, hatte harte Prüfungen durch Krankheit, Noth und Kummer überstanden. Vier Kinder hatte sie zur Ruhe in der fremden Erde niederlegen müssen. Es blieb ihr nur noch ein Knabe übrig. Sie war noch hübsch und jung, aber die Freude — sie war verschwunden. Der frische Muth hatte sich in stille Geduld verwandelt. Sie hatte jetzt ein kleines,

neugebautes Haus (in einer gesunden Gegend, als wo sie früher gewohnt) ganz nah bei dem lutherischen Kirchlein. Dieses war recht zierlich, aber immer noch unvollendet. Hier sah ich ein Häuflein von etlichen und dreißig schwedischen und norwegischen Kindern zum religiösen Unterrichte versammelt: freundliche, helle, blauäugige Gesichtchen! Sie waren zum größern Theil Kinder von Leuten in geringen Lebensverhältnissen, und wohnten um die Stadt her auf kleinen Höfen. In der Schule lernten sie ihre Muttersprache, wie auch englisch, Lesen, und Schreiben. Hier sind sehr wenig Schweden ansässig. In Millwaukie und Umgegend, in Wisconsin befinden sich mehr.

Von Schneidau und seiner Frau erfuhr ich viel über Erik Janson und die Ereignisse, die seinen Tod veranlaßten, aber ich spare die Erzählung derselben bis auf unser Zusammentreffen auf. Ein räthselhafter Charakter scheint der Mann gewesen zu sein, halb Betrüger und halb betrogen von sich selbst oder seinem Dämon.

Eines Abends, als ich Schneidau besuchte, sah ich meine „Schöne von Baltimore," ein hübsches, stilles, junges Mädchen, dem Schlag Weiber angehörig, welche die schönsten Thaten verrichten können, ohne zu ahnen, daß sie etwas Gutes thun. Sie sind selbst moralische Schönheiten und folgen ihrer Natur wie die Blume der ihrigen folgt.

Deutsche finden sich in Menge in Chicago, besonders Kaufleute und Handwerker. Die Stadt ist blos zwanzig Jahre alt, und in dieser Zeit bis zu einer Stadt von fünfundzwanzigtausend Seelen herangewachsen. Ein ächtes „Baby" des großen Westens, aber wie gesagt noch etwas ungeputzt. Hier ist jedoch eine Straße oder vielmehr eine Reihe von Häusern oder kleinen Villen am Ufer des Binnensees entlang, auf hohem Strand eine Straße, die ihrer Lage nach

den Charakter von „highlife“ hat, und ihn ganz gewiß eines Tags erhalten wird. Denn hier sind bereits Leute aus verschiedenen Theilen der Erde, und diese werden einen guten Kern, eine frische, ächte Aristokratie ausmachen.

Chicago führt in seinem Wappen den Namen Gartenstadt. Und wenn das Prärienland um die Stadt her ein Garten wird, so wird sie auch eine Rechtfertigung für ihren poetischen Namen erhalten.

Helle, hohe Schulhäuser habe ich auch hier gesehen, und die Schuljugend unter Leitung eines vortrefflichen Meisters vierstimmige Lieder singen hören, so daß es mich zu Thränen rührte. Und die Kinder, wie aufgeweckt, wie lernbegierig waren sie nicht! Hurrah! der Westen baut helle Lehrsäle, wo die Jugend fröhlich lernt und rein singt. Der Westen muß mit Ehren vorangehen.

Meine Freunde hier klagen über den chaotischen und unreinen Zustand in den politischen Verhältnissen, verursacht besonders durch die starke Einwanderung der rohsten Bevölkerung Europas, sowie durch die Leichtigkeit, womit diese das vollständige Bürgerrecht erhalten können. Nach einjähriger Niederlassung im Staat erhält der Einwanderer das Staatsrecht daselbst, und nimmt an der Wahl der städtischen, sowie der Staatsbeamten Theil. Niedrig gesinnte, politische Agitatoren bedienen sich der Unwissenheit der Emigranten und wiegeln sie durch Vorspiegelungen zum Vortheil der Candidaten auf, welche sie voranschieben wollen, und von denen sie manchmal bezahlt sind. Die bessern und edlern Männer des Staats können sich nicht entschließen mit solchen Betrügern zu wetteifern, und halten sich daher zurück. Deßhalb kommen sehr oft nicht die besten Männer an die Spitze der Regierung. Die ehrgeizigen, kühnen Glücksritter gelangen leicht zum Amt, und sind sie einmal im Amt, so suchen sie sich durch alle mög-

lichen Künste und Kniffe, welche der Volksmasse schmeicheln, zu behaupten und ihre Popularität beizubehalten. Die unwissende europäische Bevölkerung, welche glaubt, daß Könige und hohe Herrn alles Uebel in der Welt verschulden, stimmt für den Mann, der am lautesten gegen die Mächtigen schreit und ruft, daß er ein Mann des Volkes sei.

Auch darüber hörte ich klagen, daß die scandinavischen Auswanderer nicht selten mit dem Glauben hieher kommen, daß die Staatskirche und die Religion ein und dasselbe seien, und daß sie, wenn sie die erstere hinter sich gelassen, auch mit der letzteren nichts mehr zu schaffen haben. Der lange Gedankenzwang hat ihre Denkkraft bis zu diesem Grad abgestumpft. Und sie treten zuerst im Westen oft genug als Verläugner der Kirchengesellschaft und aller höheren Gesetze auf. Dieß ist natürlich genug bei Menschen, die nicht sehr ans Denken gewöhnt sind. Aber es ist ein Uebergangsmoment, der nicht lang währen kann in gesunden Gemüthern und in einem Welttheil, wo der Blick so klar und aufgeweckt ist für das, was das höchste Lebensprincip der Menschen und der Gesellschaft bildet.

Illinois ist ein junger Staat mit einer Million Einwohner, soll aber auf seinem reichen Boden wenigstens zehn Millionen ernähren können. Das Klima ist jedoch nicht gut für europäische Auswanderer, die in den ersten Jahren hier von Fiebern und andern klimatischen Krankheiten leiden.

Morgen verlasse ich Chicago und reise über den Michigansee nach Millwaukie in Wisconsin. Ein angenehmer junger Mann ist gestern gekommen, um mich dahin abzuholen.

Ich bin blos wenige Tage in Chicago gewesen, und gleichwohl habe ich hier Menschen gesehen, mit denen ich gern mein ganzes Leben verbringen möchte.

Aber jetzt . . . diese Gefühle für liebenswürdige

Menschen, die ich da und dort auf meiner Pilgerfahrt treffe, sind gleichsam „nächtliche Zelte," unter denen ich dankbar ausruhe.

Ich möchte gern länger verweilen, aber am nächsten Morgen muß ich aufbrechen und weiter fahren. Ich thue es mit einem Seufzer.

Lebt wohl, ihr freundlichen Menschen in einer unfreundlichen Stadt! Habt Dank, warme Herzen in Chicago! . . .

N. S.

Jenny Lind ist in New-York mit amerikanischem Furore empfangen worden — dem unsinnigsten aller Unsinne. Die Versteigerung der Billete zu ihrem ersten Concert soll vierzigtausend Dollars eingetragen haben. Sie hat ihren ganzen Antheil an den Einkünften des ersten Concerts wohlthätigen Stiftungen in New-York zugewiesen. Dreihundert Ladies sollen sie täglich belagern, und Tausende von Menschen aus allen Klassen folgen ihrer Spur. Briefe an sie laufen täglich zu hunderten ein. Armes Mädchen! Herkules selbst würde unter dieser Mühe erliegen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Watertown (Wisconsin). Den 1. Oct. 1850.

Der allerherrlichste Morgen! Wie ich mich daran erlabt habe und an einer einsamen Wanderung auf dem Ufer des Flüßchens Rock-river (eines Steuerpflichtigen

des Missisippi) wo das Städtchen gelegen ist! Mancher Gedanke flog auch heimwärts und sagte meinen Theuren guten Morgen; und ich hätte ihnen, vor allem aber Dir, meine Agathe, diese Luft, diese Sonne des „Indianer-Sommers" der neuen Welt zubringen mögen!

Watertown ist ein kaum herangewachsenes Städtchen von zweitausend Einwohnern. Die hübschen, kleinen Häuser, meistens von Holz und weiß angestrichen, lagen geputzt und zierlich da auf dem grünen Abhang, zwischen dem Wald und dem Fluß hingestreut. Rauchsäulen stiegen aus ihren Herden auf in dem stillen Morgen, und die Sonne beglänzte sie und die spiegelklare Fluth. „Seid ihr Sonnenblumen?" fragte ich sie (in petto, natürlich!) „Sind die Menschen in euch wie die innern Blumen der Sonnenblume, deren jede einen Keim in sich trägt?" So wird es sicherlich einmal in diesem Land, das gleich einer Riesen-Sonnenblume aus den Wogen des Oceans emporsteigt; aber je weiter ich im Westen komme, um so klarer wird es mir, daß es im Allgemeinen noch nicht so ist; und daß der Mensch in dem großen Westen noch hauptsächlich mit der Eroberung des materiellen Lebens beschäftigt ist, kurz mit dem „Business" (Geschäftsleben). Man hat noch nicht Zeit sich zur Sonne zu wenden.

Aber emporsteigende Kirchen, Schulen, Asyle und die kleinen Häuser und Höfe, die sich mit Blumen zu schmücken beginnen und Bäume um sich her pflanzen, sie bezeugen, daß das Lichtleben sich Bahn zu verschaffen strebt. Zuerst waren es Rimthursen, dann Riesen und Zwerge, hierauf kamen Götter und Göttinnen, sagt der Wala-Gesang.

Aus Chicago schrieb ich Dir zum letztenmal. Von Chicago fuhr ich per Dampfschiff über den Michigansee nach Millwaukie in Begleitung eines warm-

herzigen Mannes, Mr. Reed. Die Dampfbootbesitzer erlaubten mir nicht die Fahrt zu bezahlen. Die Reise war sonnenbeglänzt und angenehm. Wir legten an mehreren neugebauten Städten am Ufer an, z. B.: South Bord, Elgin, Racine, die alle seit sieben bis acht Jahren emporgekommen und im besten Zuge sind unter dem Einfluß der Binnenseefahrt und des Handels schnell emporzuwachsen.

In Millwaukie traf ich einen Schweden, Herrn Lange, der hier als Handelsmann ansäßig ist, mich zu sich eingeladen hatte und jetzt nach seinem Haus führte, wo seine Frau, eine heitere, kleine Irländerin, mich freundlich empfing. Es war am Abend. Der nächste Morgen war regnerisch, aber es klärte sich auf und das Wetter wurde noch allerliebst. Den ganzen Vormittag mußte ich die Löwin spielen vor einem unaufhörlichen Zustrom von besuchenden Herrn und Damen, wurde mit Blumen, Büchern und Versen beschenkt, mußte aber auch recht artig sein, und immer dieselben Fragen beantworten, immer dieselben schwedischen Lieder und Tänze auf dem Klavier wieder spielen. Einige Personen waren offenbar sehr interessant, und es hätte mir Vergnügen und Nutzen gemacht, mit ihnen sprechen zu können, aber ach! diese Strömung reißt alle Perlen mit sich.

Zu Mittag war ich in einer größeren Pension, sah eine Menge schöner junger Mädchen, hielt eine Rede an sie, wünschte ihnen Glück dazu, amerikanische Bürgerinnen zu sein, sah auch einige recht angenehme Lehrerinnen und im Uebrigen wieder Herrn und Frauenzimmer in Masse. Eine bedeutende Umbildung in der innern Organisation der Mädchenschulen ist in den westlichen Staaten jetzt im besten Gang unter der Leitung einer Miß Beecher, Schwester des begabten jungen Geistlichen in Brooklyn, die eine Art Obervorsteherin im Schulwesen ist. Nachmittags wurde ich in

einem Wagen, den ein Herr aus der Stadt zu meiner Verfügung stellte, umhergeführt, um die Stadt zu besehen. Dieß war angenehm. Denn die Stadt ist schön und hat eine ausgezeichnete Lage auf der Höhe zwischen dem Michigansee und dem Millwaukiefluß; auch wächst sie mit aller Macht. Vier große Schulhäuser, eines in jedem Stadtbezirk, glänzten mit ihren aufsteigenden Kuppeln im Sonnenschein. Sie waren noch im Bau begriffen, alle gleich zierlich, obschon ohne Pracht.

Ich sah einige schöne, wohlgebaute Straßen mit schönen Häusern und Buden; ein anderer Schlag als in Chicago! Beinah alle Häuser in Millwaukie sind von Ziegelsteinen, und diese eigene Art Ziegel, die hier aus einer Art Lehmerde verfertigt wird und eine sanfte hellgelbe Farbe hat, gibt der Stadt ein sehr heiteres Ansehen, gleich als leuchtete beständig die Sonne darin. Ich sah auch schöne Landhäuser in der Nähe der Stadt mit schönen freien Aussichten über See und Land. Millwaukie, nicht aber Chicago, verdient die Königin der Binnenseen genannt zu werden. Eine stattliche Stadt auf den sonnbeglänzten Höhen, ruht sie, wächst und breitet sich mit jedem Tage aus. Beinah die Hälfte der Stadt ist deutsch, und dieser Theil wird die „deutsche Stadt" genannt. Sie liegt auf der andern Seite des Millwaukieflusses. Hier sieht man deutsche Häuser, deutsche Inschriften auf Thüren und Schilden, deutsche Physiognomieen. Hier werden deutsche Zeitungen herausgegeben, und manche Deutsche leben hier, die niemals englisch lernen, und sich selten außerhalb der deutschen Stadt begeben. Ueberhaupt scheinen sich die Deutschen im Westen clanweise zusammenzuschließen, wie auch zusammenzuleben und sich zu belustigen, wie im Mutterland. Ihre Musik, ihr Tanz und andere Volksvergnügungen zeichnen sie vor der englischen Bevölkerung aus, die besonders im Westen kein anderes Vergnügen hat als das Geschäft. Das erinnert mich an ein Gespräch,

das ich einmal — ich glaube es war in Augusta, in Georgien — in einer Bude hatte, in welche ich gegangen war um etwas zu kaufen. Ein Frauenzimmer von mittlerem Alter stand hinter dem Ladentisch und ich hörte an ihrer Aussprache, daß sie eine Deutsche war. Ich fragte sie auf deutsch, wie sie sich in der neuen Welt befinde? „Oh," antwortete sie mit einem Seufzer, „es geht hier ganz gut mit dem Geschäft, und wenn man Geld verdienen will; aber wenn ich jetzt den ganzen Tag gearbeitet habe, und der Abend kommt, so habe ich kein „Plaisir." Im alten Land verdient man zwar nicht so viel mit seiner Arbeit, aber man hat doch „Plaisir," wenn sie vorüber ist. Aber hier weiß man von keinem andern „Plaisir" als dem Geschäft, Geschäft vom Morgen bis zum Abend, und darum ist das Leben nicht sehr angenehm." Dieß war im Süden, wo die Emigration bis jetzt nur noch ein kleiner Strom ist. In die nordwestlichen Staaten kommen die Deutschen in großen Schaaren, schließen sich zusammen, und haben „Plaisir" genug; und ihre Musik dringt dann und wann mit weckendem Ton an die Ohren der Angloamerikaner; und die starken, blühenden, deutschen Mädchen ziehen zuweilen ihre Augen stark genug auf sich, um eine Annäherung, ein Suchen nach „Plaisir" und noch nach andern Dingen auf dem deutschen Gebiet zu veranlassen.

Abends wohnte ich bei dem Maire der Stadt einem Souper bei, wo ich mehrere sehr angenehme Menschen sah. Eine liebenswürdige junge Frau nahm ein Armband von ihrem Arm und knüpfte es an den meinigen. Ich werde ihr Andenken in meinem Herzen tragen. Das Haus des Maire lag auf einer Höhe, war unendlich pittoresk und schaute auf ein tiefes Thal herab, wo ebenfalls Menschen bauten und wohnten.

Es hat übrigens seine Gefahren hier auf den Höhen Häuser zu bauen. Du hast z. B. auf einer

Höhe einen Platz gekauft, groß genug für ein Haus und ein Gärtchen, Du hast Dir auch ein schönes Haus gebaut, und Bäume und Blumen herum gepflanzt, und Du freust Dich über Dein Haus, sowie über die prächtige Aussicht, welche Dich den ganzen See und einen großen Theil des Landes überschauen läßt. Das ist heute. Morgen erfährst Du, daß das Land zunächst an Deinem Haus von Jemand angekauft worden ist, der seinen ganzen Theil der Höhe um mehrere Klafter zu senken und unmittelbar unter Deinem Haus eine Straße zu bauen beabsichtigt. Du protestirst und sagst, Dein Haus müßte einfallen, wenn der Sandhügel just an seinen Mauern so tief untergraben werde. Dieß hilft nichts. Uebermorgen siehst Du das Graben vor Deinen Mauern beginnen, und Du hast die angenehme Aussicht eines Tags den Sandhügel zusammenstürzen, Dein Haus sammt demselben einfallen und einen Purzelbaum auf die neue Straße zu ihren Füßen hinabmachen zu sehen, und wenn das Glück gut ist, schlägt es noch das Haus in Stücke, das Dein Todtengräber gebaut hat. Aber dieß ist ein düstres Gemälde. Gleichwohl sah ich es vor meinen Augen in Millwaukie. Ich möchte gern eine Zeit in Millwaukie auf seinen schönen Höhen, unter seinem freundlichen muntern Volk wohnen, aber da Häuser bauen, — nein, ich danke!

Ein Tag unter den Schweden am Pine Lake.

Es war den 29. September Morgens, als ich an diese erste schwedische Colonie im Westen kam. Ich fuhr von Millwaukie mit Herrn Lange hin, der unsern kleinen Wagen auf dem nicht leichten Wege durch die einsame Gegend etliche und zwanzig englische Meilen von Millwaukie kutschirte. Es war ein Sonntag Morgen, als wir ankamen, ein schöner sonnenwarmer Morgen. Die kleine schwedische Colonie am Pine Lake,

obschon zum größeren Theil gesprengt, findet sich noch in einem halbdutzend Familien da, die als Farmer in der Gegend leben. Es war eine Binnensee-Gegend, so zierlich und romantisch man sie sich nur denken kann, eine wahrhaft schwedische Binnensee-Gegend. Und man begreift leicht, daß sie die ersten schwedischen Auswanderer entzückte, so daß dieselben, ohne erst das Erdreich zu untersuchen, hier ein Neu-Schweden zu gründen, und ein Neu-Upsala zu bauen beschlossen.

Ich brachte den Vormittag mit Besuchen bei verschiedenen schwedischen Familien zu. Beinahe alle wohnten in Blockhäusern und schienen sich in ziemlich geringen Umständen zu befinden. Am besten stellte sich ein Schmied, der, glaube ich, auch in Schweden das Handwerk getrieben. Er hatte sich ein schönes kleines Haus in den Wald gebaut, war ein hübscher Mann, und hatte eine hübsche junge Norwegerin zur Frau; ebenso ein Herr Bergvall, der in Schweden Gutsbesitzer gewesen, hier aber ein tüchtiger Bauer geworden war, einige Morgen gutes Land bekommen hatte, das er mit Eifer und Kraft anbaute, stand sehr gut, und war eine ausnehmend heitere, gutmüthige, gesunde schwedische Natur. Er hatte schönes Vieh, dem er selbst abwartete, und eine gute Maisernte stand herrlich draußen auf den Aeckern, ohne im Sonnenschein zu vertrocknen. Er hatte neben sein Blockhaus noch ein kleines steinernes Haus gebaut, um das erstere zu erweitern, und im Blockhaus hatte er eine der hübschesten, freundlichsten, anmuthsvollsten schwedischen jungen Frauen, mit Wangen so frisch rosenroth, wie man sie nur selten in Amerika sieht, und zwar obschon sie jetzt einen vier Wochen alten kleinen Knaben, ihr erstes Kind, säugte und ohne andere Hilfe als eine junge Schwester alle Arbeit im Haus allein besorgen mußte. Dieß war ein heiteres und glückliches Heimwesen, ein gut schwedisches Heimwesen mitten in der

Wildniß Amerikas. Und das Mittagessen, das ich dort verzehrt, war bei all seiner Einfachheit ausgezeichnet gut und besser, als irgend eines, das ich in Amerikas großen, hübschen Hotels genossen habe. Gegenwärtig waren zehn Schweden bei ihm, meistens junge Männer; einer von ihnen verlobt mit der schönen jungen Schwester der Frau vom Hause. Treffliche Milch, herrliches Brod und Butter, die leckersten Seevögel und leckere Torten, die Herzlichkeit in der Gastfreundschaft, die fröhliche, gesunde Stimmung bei Tisch, die schöne schwedische Sprache in Aller Mund — Alles machte mir die Mahlzeit zu einem Fest.

Unsere schöne, junge Wirthin besorgte den Tisch, ging mitunter in die Küche oder ins nächste Zimmer hinaus um nach den Speisen auf dem Herd zu sehen oder auch nach ihrem Jungen in der Wiege, wenn er um sein Mittagessen schrie; dann kam sie wieder zu uns und das gute Lächeln glänzte, und die frischen Rosen blühten frisch, trotz dem sorgenvollen Blick in den klaren blauen Augen. Beide Schwestern waren blond mit runden Gesichtern, blauen Augen, hellen Haaren, heller Farbe, frischen, schönen, weißen Zähnen, schlanken Gestalten, ächte Schwedinnen; besonders war die junge Frau ein schönes Exemplar von einer jungen Schwedin.

Nachmittags führten sie mich auf einem kleinen Waldweg an den unendlich schönen See Pine Lake hinab, in dessen Nähe (aber tiefer im Wald) ihre frühere Wohnung lag, und um welche herum auch die andern schwedischen Häuser lagen. Unterwegs fragte ich nach ihrem Leben und erfuhr jetzt seine Mühseligkeiten mancherlei Art, obschon ohne die mindeste Klage. Die Schwierigkeit Arbeiter zu bekommen oder das, was wir Knechte und Mägde nennen, gehört zu den größten Unannehmlichkeiten der Colonisten im Westen. Sie müssen diese Hilfe entweder sehr theuer bezahlen (oft

kann sie sogar um keinen Preis erkauft werden) oder sie gänzlich entbehren. Und wenn die Arbeitskräfte dann abnehmen, wenn Krankheit oder Unglück eintreffen, so ist damit auch die Noth vor der Thüre. Es bedarf vieler Liebe und vielen Vertrauens, um unter solchen Umständen eine Niederlassung hier zu wagen. Aber dieß lebte auch im Herzen der jungen Schwedin, und ihre Augen leuchteten, als sie von ihrem Mann, seinem guten Herzen, seiner frischen Kraft und seinem heiteren Gemüth sprach. Während wir an dem stillen See standen, der von herbstlich zierlichen, laubigen Bäumen und Gebüschen bekränzt war, hörten wir die fröhliche Stimme des Mannes, der die Ochsen an den Brunnen trieb, und sahen bald die stattlichen Hörner dieser Thiere durch das dichte Laubwerk dringen. Unser heiterer ansprechender Wirth war hier ein flinker Ochsentreiber

Darauf begaben wir uns zu der ältesten Kolonie am Pine Lake, wo Frau Bergwalls Mutter, die verwittwete Frau Pettersou, uns zum Kaffee erwartete. Ich fuhr mit Herrn Lange in unserem kleinen, offenen Wagen dahin. Die andern schwedischen Familien fuhren mit Ochsen. Ein junger Schwede, der mit einer alten Amerikanerin, einer dicken Wittwe verheirathet ist, war mit in der Gesellschaft. Ich sah das Paar in den Wald ziehen, die Frau mit dem Sonnenschirm auf dem Wagen sitzend, während ihr junger Mann die Ochsen trieb. Einer von Frau Pettersons Söhnen, ein junger Mann von etlichen und zwanzig Jahren, ritt uns in den Wald vor, und zeigte uns den Weg durch seine Labyrinthe.

So kamen wir an ein Blockhaus (ähnlich unsern gewöhnlichen Bauernhäusern um Arsta her), das auf einer grünen Höhe lag, mit der allerschönsten Aussicht über den See, den man beinah in seiner ganzen Ausdehnung von hier aus sah.

Frau Petterson, eine große, schön gewesene Frau,

kam mir, auf einen Krückenstock gestützt, entgegen, den Rücken gekrümmt, aber das redliche Gesicht strahlend von Wohlwollen. Sie ist noch nicht fünfzig Jahre alt, aber in Folge von Mühen und Bekümmernissen vor der Zeit gealtert und gebrochen. Ich erblickte in ihr einen ächten Typus der schwedischen Bürgerfrau mit der überfließenden Herzlichkeit, die leicht in den Augen, in Ausdrücken und Worten überschwillt, und nicht knickerisch mißt, was die Hand gibt oder die Zunge spricht; eine ganz prächtige, warmherzige Kaffeebase, die es liebt Andere zu traktiren, wie sie das Leben selbst liebt. Sie bewirthete uns mit dem allerköstlichsten Kaffee, und würzte das warme Getränk mit warmen, wohlwollenden Blicken und Worten.

Ihr Mann hatte hier als Ackerbauer begonnen; aber sowohl er als seine Frau waren an harte Arbeit nicht gewöhnt, sie bekamen schlechtes Land (außer Bergwalls Landantheil scheint alle Erde am Pine Lake mager zu sein), es fehlte ihnen an Hilfe und Bequemlichkeit, sie hatten viele Kinder, sie bekamen noch mehr, sie litten unglaubliches Ungemach. Frau Petterson mußte, während sie ihre Kinder säugte, die schwersten Geschäfte verrichten. Auf den Knieen, von Gichtschmerzen gequält, mußte sie oft die Wäsche der Familie besorgen.

Ihr Mann mußte endlich den Landbau aufgeben, wurde Schuhmacher, und verdiente auf diesem Handwerk das nothwendige Auskommen für sich und die Seinigen. Er war jetzt seit einem Jahre todt, und seine Wittwe bereitete sich vor, das Höflein zu verlassen, dem sie allein nicht mehr vorstehen konnte, und zu ihrem Tochtermann Bergwall zu ziehen.

Sie selbst fühlte sich abgenützt und alt, „vorbei," wie sie sagte, vor der Zeit, bereute es aber doch nicht nach Amerika gekommen zu sein, denn sie denke an ihre Kinder und die Zukunft, die sich in der neuen Welt eröffne, reicher, glücklicher, als das Mutterland zu geben

vermöge, und sie freue sich ihnen diese Zukunft mit dem Opfer ihres Lebens erkauft zu haben; sie freue sich vor der Zeit ins Grab hinabzugehen, und dort ihre Krücken niederlegen zu dürfen.

Diese Kinder, vier Söhne und vier Töchter, (die zwei jüngsten Mädchen hier geboren und noch Kinder) waren alle hübsch, einige von ihnen ausgezeichnet schön, besonders die zwei jüngsten Söhne, Knut und Sten. Sten ruderte mich in einem Eichstamm an den Ufern des schönen Sees umher. Er war ein schöner, schlanker Junge von achtzehn Jahren, und wenn er so in weißen Hemdärmeln, mit blauseidener Weste, mit den klaren, dunkelblauen Augen, dem reinen, guten Ausdruck in dem jugendfrischen Gesicht dasaß, war er wirklich das Ideal eines idyllischen Hirten. (Die Schwestern rühmten mir, als wir allein waren, Knut und Sten als so seelengute, herzliche Jungen, die alles für sie und das Haus thun).

Wir fuhren an den laubreichen Ufern hin, die sich mit der herbstlich schönen Farbe in dem spiegelklaren See spiegelten. Hier auf einer hohen, hinausragenden Spitze, von glänzenden Laubmassen bedeckt, sollte „Neu Upsala" stehen; so meinten Unonius und seine Freunde, als er zuerst nach der wilden Gegend kam und von ihrer Schönheit entzückt wurde. Ach, der wilde Boden wollte Upsalas Söhne nicht tragen. Ich sah die öden Häuser, wo Unonius und Schneidau vergebens mit der Noth kämpften und zu leben versuchten.

Aber die Gegend — sie war lieblich und schön; schwedisch schön, denn dunkle Fichten standen unter den Laubbäumen, und der Wald reichte bis zum See herab, wie bei unseren Seen, wo der Wassernix im Nordlicht sitzt, Harfen spielt und unter dem grünen Gewölbe singt. Die Sonne ging unter. Es war ein nordisches Schauspiel auch in der Beziehung, daß es kalt war, und der Sonnenuntergang nicht den in Amerika gewöhnlichen glühenden Farbenglanz hatte.

Ins Blockhaus zurückgekommen, verbrachten wir dort den Abend unter Spiel, Gesang und Tanz, recht auf schwedische Art mit einander, einundzwanzig Schweden im Ganzen.

Während meiner westlichen Reise hatte ich die ganze Zeit über eine Anrede in Gedanken, die ich an die schwedischen Landsleute im Westen halten wollte; nämlich ich wollte ihnen Grüße bringen von ihrem Mutterland, und sie aufmuntern ein neues Schweden in dem neuen Land zu schaffen. Ich wollte sie daran erinnern, was das alte Land Großes an Erinnerungen, an Gedanken, an Sitten und Art hat, ich wollte in ihren Seelen die Begeisterung für ein neues Schweden hervorrufen; ich war oft tief gerührt gewesen beim Gedanken an die Worte und Ideen, die ich aussprechen sollte. Aber jetzt als ich an Ort und Stelle war, wohin ich verlangt hatte, und als ich an meine Rede dachte, da wollte sie mir nicht hervorkommen. Und sie kam auch nicht. Ich fühlte mich glücklich bei meinen Landsleuten zu sein, glücklich sie hier so angenehm und noch so schwedisch mitten im fremden Lande zu finden. Aber ich hatte mehr Anlage zur Heiterkeit, als zu einer festlichen Stimmung. Und so las ich der Gesellschaft die kleine nordische Sage „der Tannenbaum" von H. C. Andersen vor, und forderte dann meine Landsleute auf, schwedische Lieder zu singen. Die schönen schwedischen Stimmen verläugneten sich auch hier in der neuen Welt nicht, und ich wurde sowohl feierlich gestimmt als gerührt, als die Männer, angeführt von Bergwall, frisch, mit reinen klaren Stimmen

„Ihr Schweden auf, für König und Vaterland!"

und hierauf mehrere alte, vaterländische Lieder sangen. Die schwedische Gastfreiheit, die Munterkeit und der

Gesang lebten hier so frisch, wie irgendwo im alten Land.

Die alte Petterson sorgte für ein tüchtiges Traktament, für unvergleichlichen Kaffee und Thee, ausgezeichnet gutes Wildpret, Obst, Torten und mehrere andere gute Sachen, reich und lecker bestellt, wie bei einer fürstlichen Tafel. Die jungen Söhne des Hauses warteten auf. (Daheim in Schweden würden es die Töchter gethan haben.) Alle waren herzlich und vergnügt. Nach der Mahlzeit hatten wir neuen Gesang und dann Tanz. Die alte Petterson gab bei jedem neuen Liede, das vorgeschlagen wurde, den Ton an, mit einer starken und reinen, aber etwas gellenden Stimme, die, wie sie sagte „nicht durch Kunst, sondern von Natur, seit Anbeginn der Welt so gewesen war." Die alte Petterson würde auch bei den Tänzen mitgemacht haben, wenn ihre rheumatische Lahmheit sie nicht daran verhindert hätte. Ich engagirte den ehrlichen schwedischen Schmid und führte mit ihm die „Neger-Polka" an, welche Alt und Jung mit sich riß und Alle elektrisirte, so daß die Jüngeren hohe Sprünge machten, und die dicke Amerikanerin in Folge übermäßigen Gelächters auf eine Bank umfiel. Wir tanzten endlich um das Haus herum. Später gingen wir, am schönen Abend, an das Seeufer hinab, und Tegnérs Sternenlied wurde unter dem klaren Sternenhimmel gesungen. Als wir endlich uns trennen sollten, bat ich die alte Petterson ein schwedisches Abendlied zu singen, und wir stimmten Alle in den Psalm ein:

„Jetzt ruhet alle Welt."

Hierauf trennten wir uns mit herzlichen Händedrücken und Glückwünschen, und Jeder ging in der sternhellen Nacht heim zu den Seinigen.

Ich blieb bei Frau Petterson, nicht ohne einige Unruhe wegen der Aussichten auf die Ruhe der Nacht; denn so reichlich auch das Traktament am Abend ge-

wesen war, so zeugte doch der Zustand des Hauses von dem größten Mangel an allen gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens, und ich mußte in demselben Bett mit der alten Petterson liegen, während 6 Kinder und Kindeskinder im Zimmer daneben lagen, das zugleich die Küche vorstellte. Unter ihnen war die junge Frau Bergwall mit ihrem kleinen Knaben und ihrem kleinen Stiefsohn. Als sie in der Nacht mit Herrn Langes Pferden nach Hause fahren wollte, scheuten diese an dem tiefen Dunkel im Wald und wollten nicht weiter gehen. Sie selbst erschrack ebenfalls, und wagte sich mit ihrem kleinen Kind nicht fort. Bergwall begab sich durch den Wald zu Fuß nach Haus, und ich hörte seine Frau ihm zurufen: „Lieber Bergwall, milk doch heute noch die weiße Kuh recht tüchtig!“ (NB. hier zu Land sind es die Männer, welche die Kühe melken, wie sie auch alle Arten von Geschäften außer dem Haus verrichten). Er rief ihr ein freudiges Ja zu. Und Frau Bergwall und ihre Mutter baten mich um Entschuldigung, daß sie zu so viel im Haus übernachten mußten u. s. w. Mich, die Fremde, die Eindringlingin, bat man um Entschuldigung, während vielmehr ich es hätte thun müssen. Und lieber hätte ich vor dem Haus liegen mögen, als daß ich mich nicht fröhlich und vergnügt über Alles, was drinnen war, gezeigt hätte. Und als Frau Petterson, nachdem sie sich gelegt hatte, zu mir sagte:

„Ach, Miß Bremer! Wie viel kann nicht der Mensch entbehren, was er nie für möglich hält!“ da seufzte ich: „ja, ja!“ Ich gab es auf, eine Lichtscheere zu suchen, die sich nicht finden ließ, löschte das Licht mit einem Stückchen Papier und nahm meinen Antheil im Bett ein, wo ich zwar nicht viel schlafen konnte, aber doch gut genug ruhte. Ich war froh, daß ich mich am nächsten Morgen wohl befand und mit der Sonne aufstehen konnte. Sie leuchtete etwas blaß

durch den Nebel über die schöne Binnensee-Gegend herein. Es war ein kühler, feuchter Morgen; aber die warmherzigen Menschen, der warme gute Kaffee, das gastliche Traktament erwärmten Seele und Leib.

Mit herzlicher Rührung und Dankbarkeit nahm ich nach dem Frühstück Abschied von meinen schwedischen Freunden. Frau Pettersson wollte mir die einzige Kostbarkeit, die sie noch besaß, einen großen, großen goldenen Ring schenken. Ich konnte es nicht zugeben. Wie reichlich hatte sie mich nicht bereits beschenkt! Wir trennten uns nicht ohne Thränen. Die liebenswürdige junge Mutter, mit Wangen so blühend wie wilde Rosen, begleitete mich durch den Wald, indem sie still und freundlich neben dem Wagen herging. Schweigend trennten wir uns mit einem herzlichen Händedruck und Blick. Die schöne, junge Schwedin war die schönste Blume der amerikanischen Wildniß. Sie wird dieselbe verschönern und veredeln.

Herzlichkeit und Gastfreundschaft, Ernst und Munterkeit in dem reinen Familienleben — diese Charakterzüge des schwedischen Hauslebens, wenn dasselbe gut ist, werden in der Wildniß des Westens von den schwedischen Kolonisten gepflanzt werden, wie es hier schon geschehen ist. Dieser Tag unter den Schweden am Pine Lake, diese stattliche alte Frau, diese schönen warmherzigen Männer, diese schönen, sittsamen und freundlichen jungen Weiber, dieses liebevolle Familienleben, diese reiche Gastfreundschaft in ihren Hütten sind mir Bürgen dafür. Die Schweden werden in der neuen Welt Schweden bleiben, und ihr Nationalleben und Charakter, ihre Tänze und Spiele, ihre Erntegesänge und Psalmen werden dem Westland ein neues Element des Lebens und der Schönheit verleihen. Sie werden das Volk in diesem Land lehren, daß Ernst und Munterkeit wohl zusammen gedeihen können, und daß man zu gleicher Zeit fromm und fröhlich am

Sonntag wie an andern Tagen sein kann. Und sie werden von dem amerikanischen Volk Ordnung und Beharrlichkeit lernen, das System im Leben, das ihnen noch fehlt. Ein neues Scandinavien wird dereinst im Mississippithal erblühen, in dieser großen Völkergemeinde, mit Männern und Weibern, mit Spielen, Gesang und Tanz, mit Tagen so fröhlich und so unschuldsvoll, wie dieser Tag unter den Schweden am Pine Lake.

An diesem Tag hatte ich an alle Schweden, die ich traf, Fragen über die Umstände und Aussichten schwedischer Auswanderer in dem neuen Lande gestellt, besonders im Verhältniß zu ihren Umständen im Heimathland. Ihre Antworten waren beinahe ganz übereinstimmend und ließen sich in Folgendem zusammenfassen:

„Würden wir in Schweden so hart arbeiten, wie wir es hier thun, so würden wir dort eben so gut fortkommen und oft noch besser."

„Niemand, der an harte Feldarbeit nicht gewöhnt ist, soll hier Feldarbeiter werden."

„Niemand, dem es sonst im Vaterland wohl ergeht, soll hieher ziehen, wenn er eine große Familie hat, wofern er es nicht der Kinder wegen thut; die Kinder haben hier bessere Aussichten für ihr Fortkommen, als daheim. Sie können unentgeltlich die Schulen besuchen, guten Unterricht erhalten, und dann bekommen sie leicht Gelegenheit, sich fortzubringen."

„Aber die alten Leute, die nicht an harte Arbeit und Entbehrung aller Bequemlichkeit gewöhnt sind, sie können dem Klima, den Krankheiten und andern Beschwerden, mit denen sie hier zu thun haben, nicht widerstehen."

„Unverheirathete, junge Menschen können gut hieher kommen, wenn sie damit anfangen wollen, daß sie bei Andern Dienste nehmen. Als Diener in amerikani-

schen Häusern werden sie gut ernährt und gekleidet und bekommen auch guten Lohn, so daß sie bald eine schöne Summe zurücklegen können. Für junges, rüstiges Volk ist es hier nicht schwer, sich durchzuschlagen. Aber man muß sich darauf gefaßt halten, tüchtig zu arbeiten, wie auch im Anfang vom Klima und den Krankheiten zu leiden, die hier im Lande gäng und gäb sind."

„Die Norweger bringen sich im Allgemeinen besser durch als die Schweden, denken mehr an Arbeiten und Haushalten und weniger an Vergnügungen als wir. Auch wandern sie in größeren Schaaren aus und können einander in ihren Arbeiten bei der Niederlassung helfen."

Am Abend hatte ich bei Frau Pettersson einen Bauern aus Norrland gesehen, der mit seinem Sohne kam, um ihren Hof zu besehen, den er zu kaufen gedachte. Er war erst neuerdings von Schweden angekommen, aber blos wie er sagte, um sich hier umzusehen. Wenn es ihm jedoch hier gefiele, so wollte er zurückreisen, um Weib, Kind und Hausgeräthe abzuholen, und dann wieder hieherkommen und sich niederlassen. Der Mann war eines der schönsten Exemplare des schwedischen Bauern, hoch gewachsen, starkgliedrig, mit reinen regelmäßigen Zügen, großen dunkelbraunen Augen, das Haar über der Stirn gescheitelt und auf beiden Seiten des Kopfes gerade herabfallend, ein kräftiges, ehrliches, gutes und edles Gesicht, ein solches, dessen Anblick wohlthut. Der Sohn war ganz jung, versprach aber dem Vater an männlicher Schönheit zu gleichen. Es thut mir weh, daß solche Gestalten Schweden verlassen sollen. Doch dieß kommt dem neuen Schweden hier zu gut.

Bei der aufsteigenden Septembersonne fuhren Herr Lange und ich auf den geschlungenen Pfaden des Waldes umher, bis wir auf die große Landstraße kamen, wo ich die Diligence nach Madison erwarten sollte.

Herr Lange wollte nach Millwaukie zurückkehren. Mehrere sehr hübsche Binnenseen mit romantischen Ufern liegen in dieser Gegend, und täglich erstehen neue Wohnungen an denselben. Ich hörte den Silbersee, den Rob-Maddin-see, sowie Naschota nennen, einen unendlich schönen Binnensee, in dessen Nähe ich die Diligence erwartete. Hier war ein neugebautes, schönes Landhaus und beginnende Anlagen. Der wilde dichte Wald mußte sich da und dort öffnen und freie Aussichten auf den romantischen See gewähren.

Die Diligence kam. Sie war voll von Herrn, aber sie machten Platz; ich wurde zwischen Fremde hineingedrängt, und mit beiden Händen auf meinen Regenschirm wie auf einen Stock gestützt, wurde ich hin und her geschüttelt, oder vielmehr unbarmherzig hin und her geworfen auf Wisconsins neugebauten Wegen, welche ganz und gar keine Wege sind, sondern eine Reihenfolge von Gruben, Hügeln und Wasserpfützen, wo bald das eine, bald das andre Rad tief untersank, während das andre hoch emporstand. Mitunter blieb der Wagen auf einmal stehen, weil er halb in einen Graben geworfen war, und es währte einige Zeit, bevor er herausgezogen wurde, um in dieselbe Vertiefung auf der andern Seite geschleudert zu werden. Ich fand diese Art zu fahren beinah unglaublich und konnte nicht begreifen, daß man wirklich auf diese Art fortfahren und wirklich an Ort und Stelle kommen könnte. Mitunter fuhren wir lange Strecken im Wasser, so tief, daß ich jeden Augenblick meinte, die ganze Equipage werde schwimmen oder versinken. Und als wir oben auf dem Land ankamen, geschah es, um auf die wunderlichste Art über Stock und Stein hingerüttelt zu werden. Man tröstete mich gleichwohl damit, daß die Diligence nicht sehr oft umzufallen pflege, und zu meiner Verwunderung kam ich auch ohne umgeworfen zu

sein in Watertown an; wünschte aber da nicht weiter zu fahren, sondern beschloß zu übernachten.

Madison den 5. Oct.

Ich fahre mit meinem Brief in der Hauptstadt von Wisconsin fort, einem zierlichen Städtchen (meist aus Villen und Gärten bestehend) mit der allerschönsten Lage zwischen vier Seen, deren Ufer rings von Laubwäldern bekränzt sind. Ich bin hier in einem guten und schönen Haus am Ufer eines Sees, mit allem Comfort des Lebens versehen, von guten, gebildeten Menschen und Freunden umgeben. In Watertown entdeckte ich, daß der Direktor des Postwagengeschäfts in Wisconsin Befehl ertheilt hatte, ich solle frei durch den Staat reisen, und der Wirth im Hotel, wo alles sehr angenehm und gut war, wollte sich für meinen Aufenthalt allda nicht bezahlen lassen, sondern dankte mir, daß ich seinem Haus die Ehre erwiesen habe. Das kann man Artigkeit nennen.

In Watertown machte ich mit einigen der ansässigen Dänen Bekanntschaft, und verbrachte einen angenehmen Abend bei einem von ihnen, der sich noch nicht lang mit einer hübschen jungen Norwegerin verheirathet hatte. Sie hatten es gut, und schienen sich auch in der Stadt wohl zu befinden, wo sie sich schnell durch Handel etwas erwarben. Nicht so wohl gedieh ein älterer dänischer Herr, der ein Geschäft in der Stadt hatte, aber sich über den Mangel an Gesellschaftsleben und anregenden Zerstreuungen während der langen einsamen Abende sehr beklagte. Er war Wittwer, und der Wittwer oder der Mann ohne Frau und häus-

liches Leben in Amerika hat ein ödes Leben, zumal in den kleinen Städten und auf dem Land.

Mit Schmerz nahm ich Abschied von dem freundlichen Städtchen, um mich nach Madison weiter rütteln zu lassen. Mein Koffer war in Folge eines Irrthums von Watertown mit irgend einer Diligence, ich wußte nicht mit welcher und wohin, fortgebracht worden. Aber Dank sei es den elektrischen Telegraphen, die sogleich ihre beflügelten Botschaften nach 3 Seiten hin aussandten, ich bekam am nächsten Tag meinen verlornen Artikel ganz wohlbehalten wieder. Merkwürdig ist, daß überall durch dieses junge Land neben seinen Landstraßen, die gar keine Straßen sind, die elektromagnetischen Fäden von Baum zu Baum, von Pfahl zu Pfahl über die Prärie hingehen, und Städte und Dörfer in gegenseitigen Verkehr setzen.

Der Weg nach Madison war schwierig, glich aber eher einem wirklichen Weg, als der zwischen Millwaukie und Watertown. Wir waren blos zu Wenigen in der Diligence; ich konnte mich etwas bequemer setzen; ein milder Nordschein tanzte strahlend über das Prärienland, das wir in der sternhellen Nacht durchzogen, und Leuchtwürmer glühten im Gras längs der Straße hin. Die Fahrt war nicht unangenehm. Die weiten, öden, grünenden, wogenden Felder, mit den weiten, sternbestreuten Räumen über ihnen hatten etwas Großartiges und Ruhiges. Und ich saß schweigsam und still da. Nachts um halb zwölf war ich an Ort und Stelle in Madison, wo ich im Wirthshaus Mühe hatte ein Zimmer zu bekommen und Jemand zu finden, der sich meiner annehmen wollte. Aber am folgenden Tag bekam ich ein Haus, eine Wohnung und Freunde, lauter vortreffliche Dinge.

Ich wohne bei einer Familie Namens Fairchild. Der Familienvater, welcher Richter im Staat ist, befindet sich jetzt abwesend, aber seine Frau und ihre

junge, neuverheirathete Tochter, die im Hause der Eltern wohnt, verschaffen mir das angenehmste Familienleben. Und man kann sich kaum ein anmuthigeres Bild denken, als dasjenige welches die 3 Generationen dahier, die Mutter, die Tochter, die Enkelin machen. Die ältere Dame ist fein und anmuthsvoll, ja noch schön; die Tochter hat eine große Aehnlichkeit mit Jenny Lind, sowie einen Ausdruck unsäglicher Güte in ihrem blonden Gesicht; sie ist ein allerliebstes junges Weib, und ihr kleines Kind gehört zu den liebenswürdigsten Kindlein, die nicht blos Mutter und Großmutter, sondern auch jeder Gast als ein Ausnahmsgeschöpf betrachten muß, von gütigen Mächten bereits in der Wiege mit ungewöhnlicher Anmuth ausgestattet. Als ich heute Morgen die junge Mutter mit ihrem kleinen Kind auf dem Arm dastehen und so von den Armen ihrer Mutter umschlossen sah, die kleine Gruppe still in dem sonnbeglänzten Zimmer stehend, alle drei glücklich in gegenseitiger Liebe ausruhend, da mußte ich denken: Warum suche ich den Tempel der Sonne hoch über der Erde leuchtend? Ist nicht jede Sonnenblume ein Tempel, schöner als der von Peru und der Tempel Salomos? Und diese Menschen, die im Geiste und in der Wahrheit lieben und anbeten, sind sie nicht die rechten Sonnenblumen, der Tempel der Sonne auf Erden? . . .

Die männliche Bevölkerung dieses Hauses besteht gegenwärtig aus dem jungen Sohne und dem Mann der jungen Frau.

Den 6. Oct.

Ich komme soeben von der Kirche zurück. Der Geistliche hielt eine strenge Strafpredigt an die Herrn des Westens. Er hatte alle seine Hoffnungen auf die Frauenzimmer gesetzt, und pries ihre Thätigkeit im

westlichen Land. Auf diese weniger billige und weniger wohl überlegte Strafpredigt kam das Nachtmahl, still, heilig, heiligend, seinen edlen Wein in die schwachen, gebrechlichen Gefäße ergießend, unter Worten, die nicht Menschenworte sind, mit Kraft, die nicht Menschenkraft ist. Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Sonntagsschule, und schöne junge Frauenzimmer unterrichteten hier arme Kinder. Und wie mütterlich sie das thaten, wie gut, besonders meine junge Wirthin, Mrs. Dean, die ich nur mit innigstem Vergnügen bei der Ausübung ihres Mutterberufs betrachten konnte.

Das Wetter war sonnenhell, obschon kalt, und ich wünschte den Nachmittag zu irgend einer Ausfahrt auf dem schönen See und zur Betrachtung seiner Ufer zu verwenden. Aber „es ist Sonntag!" antwortete man mir lächelnd, und am Sonntag darf man sich hier nicht einmal in Gottes schöner Natur erheitern. Dagegen in der Kirche schlafen, das darf man.

Den 7. Oct.

Ich hatte von einer andern blühenden norwegischen Niederlassung in einer Gegend Namens Koskonong, ungefähr 24 englische Meilen von Madison erzählen gehört, und als ich meinen Wunsch äußerte, sie zu besuchen, erbot sich eine freundliche junge Madame Collin, mich mit ihren Pferden und in ihrem Wagen dahin zu führen.

Am folgenden Tag begaben wir uns in einem kleinen offenen Wagen auf den Weg mit einem norwegischen Jungen als Kutscher. Das Wetter war mild und sonnig, und der Wagen rollte leicht dahin über das Land, das hier Hochland war und harten Boden und natürliche gute Wege hatte. Der ganze erste Theil des Weges führte durch neues, oft gänzlich wildes, un-

bebautes Land, das aber überall einem englischen Park mit grasbewachsenen Höhen und Thälern (das Gras hoch, schwankend und goldgelb) und mit dünnen Eichenwäldern glich. Die Bäume waren nicht hoch; der Boden unter ihnen so frei von Gebüschen, als hätte man sie sorgfältig umgehauen. Man schreibt dieß dem Brauch der Indianer zu, die Jahr für Jahr auf den grasbewachsenen Marken Feuer anzünden, wodurch die junge Vegetation von Gebüschen und Bäumen ausgerottet wird; und noch vor wenigen Jahren hatten die Indianer diese Gegend inne. Weiter vorwärts, unterwegs, war das Land etwas mehr angebaut. Man sah da und dort ein grob gezimmertes Blockhaus mit Maisfeldern umher, wie auch neugesäten Waizen. Darauf kamen wir an eine große, wogende Prärie, „Liberty Prärie" genannt, die kein Ende nehmen zu wollen schien. Unsere Pferde waren müde, und das Dunkel begann hereinzubrechen. Erst ganz spät und in der Finsterniß kamen wir nach Koskonong, und unser junger norwegischer Kutscher, der von diesem Ort war, führte uns ins Haus des norwegischen Pfarrers. Auch dieß war blos ein kleines Blockhaus.

Der norwegische Pfarrer, Herr Preuß, war erst seit einigen Monaten aus Norwegen angelangt. In der Küche, wo Feuer glänzte, stand sein hübsches Weibchen und kochte Grütze, als ich eintrat und sie auf schwedisch begrüßte. Sie war zuerst verblüfft und erschrocken über den späten Besuch, denn ihr Mann befand sich auf einer Amtsreise, und sie wohnte allein hier mit ihrem kleinen Bruder und einer alten Magd. Aber mit ächt nordischer Gastfreundschaft und Wohlwollen empfing sie uns dann, und wollte Alles in der Welt thun, um uns gut zu traktiren und zu beherbergen. Da das Haus klein war und die Mittel gering schienen, fuhr die gute Frau Collin nebst ihrer jungen Schwester zu einem amerikanischen Farmer, der etwas

weiter wegwohnte. Ich blieb bei der kleinen Norwegerin über Nacht. Sie war erst 19 Jahre alt, hatte Heimweh nach ihrer Mutter, ihrem Vaterland und seinen Bergen, und gefiel sich in dem fremden Lande und den neuen Verhältnissen, an die sie nicht gewöhnt war, schlecht. Sie war schön, fein und anmuthsvoll; ihr ganzes Aussehen, ihre Kleider, die an der Wand hängende Guitarre, Alles zeugte davon, daß sie in einem Kreis ganz anderer Art, als die Bauern in Blockhäusern in der Wildniß bildeten, gelebt hatte. Das Haus war nicht gut versehen. Es tropfte durch das Dach, und ihr Mann, mit dem sie sich ganz kürzlich erst in Norwegen vermählt und den sie aus Liebe nach der neuen Welt begleitet hatte, war jetzt auf mehrere Tage fort; sie hatte weit und breit in dem neuen Welttheil keinen Freund und Bekannten. Kein Wunder, wenn sie noch nichts Gutes oder Schönes sehen konnte in diesem „unheimlichen Amerika." Aber ein so hübsches und gutes Wesen wie sie wird nicht lange allein bleiben unter der warmherzigen Bevölkerung hier zu Land.

Ihr neunjähriger kleiner Bruder war ein schöner Knabe mit prächtigen blauen Augen und frischem Muth (obschon er gegenwärtig an einem der gewöhnlichen langsamen Fieber des Landes litt) und er glaubte, er würde einmal noch Bischof werden wie sein Altvater in Norwegen, Bischof Nordahl Brun. Denn diese beiden Geschwister waren wirklich Enkel des berühmten Dichters und Bischofs Nordahl Brun, welchem Norwegen seine nationalsten Lieder zu verdanken hat. Sie waren auf der gewöhnlichen Straße westlicher Auswanderung, dem Erie-Kanal (von New-York her) gekommen, und sodann mit Dampfbooten über die Binnenseen gefahren. Sie klagten über Unsauberkeit und widrigen Aufenthalt auf den Kanalbooten, und

daß die Leute so streng gegen den kleinen Jungen gewesen, ihn aus seinem Bett getrieben und oft mißhandelt haben.

Die junge Frau bewirthete mich mit ausgesucht gutem Thee, und gab mir ein gutes Bett in ihrem Zimmer. Aber ein schreckliches Donnerwetter, das die ganze Nacht währte, nebst strömendem Regen störte den Schlaf, insbesondre auch den meiner kleinen Wirthin, die Angst hatte und über das Leben in diesem „unheimlichen Land" seufzte.

Am Morgen glänzte die Sonne; die Luft war angenehm und mild; und nach dem Frühstücke mit der jungen Frau, wobei ich alles das Meinige that um ihr bessere Gedanken von dem Land und besseren Muth beizubringen, ging ich hinaus auf die Wanderung. Das Pfarrhaus lag bei all seiner Einfachheit sehr hübsch auf einem von jungen Eichen umgebenen Hügel. Bei einiger Pflege kann der Hof schön und angenehm werden. Ich spazierte auf der Straße entlang. Das Land öffnete sich sonnbeglänzt vor mir gleich einem ungeheuren englischen Park, mit den schönsten Wiesen im Hintergrund, der von weichem Laubwald bekränzt war, welcher jetzt in den Farben des Herbstes prangte. Da und dort sah ich kleine Höfe an den Rändern des Waldes, meist Blockhäuser, aber auch das eine und andere bessere Haus, nebst einigen kleinen Hütten von grauem Stein. Ich sah Leute auf den Feldern mit der Kornärndte beschäftigt. Ich redete sie auf norwegisch an, und sie antworteten fröhlich auf die Anrede. Ich fragte viele, sowohl Männer als Weiber, ob sie zufrieden seien, ob sie es hier besser haben als in dem alten Norwegen? Sie antworteten beinah alle: „Ja! wir haben es hier besser. Wir arbeiten weniger hart; und wir haben reichlicher zu leben!" Nur ein alter Bauer sagte: „Es hat seine

Schwierigkeiten hier wie dort. In dem alten Land ist die Gesundheit besser als hier."

Mit Frau Preuß besuchte ich auch einige norwegische Bauernhäuser. Es kann sein, daß ich nicht in die besten gerieth. Aber gewiß ist, daß der Mangel an Sauberkeit und Ordnung darin stark mit dem Zustand in amerikanischen, selbst armen Hütten contrastirte. Aber die Norweger legen ihre Häuser klug an, gewöhnlich an einem kleinen Fluß oder Bach, und verstehen gut Erde zu wählen. Sie kommen als alte und wohlerfahrene Ackerbauer hieher, und verstehen es das Land zu bebauen. Sie helfen einander in der Arbeit, leben sparsam, und suchen keine Vergnügungen. Das Land schien mir überall reich und idyllisch schön zu sein. Berge sah man keine; nur wogende, laubwaldgekrönte Höhen. Ungefähr 700 norwegische Colonisten sind in dieser Gegend ansäßig, alle in kleinen Höfen, die oft weit von einander abliegen. Sie haben zwei Kirchen oder Versammlungshäuser in Koskonong.

Man schätzt die Anzahl norwegischer Einwanderer, die jetzt in Wiskonsin wohnen, auf 30—40000, aber Niemand weiß die Sache genau. Mit jedem Jahr kommen neue Einwanderer und lassen sich oft in Gegenden nieder, die weit von den andern Colonisten abliegen. Sie nennen ihre Kolonie ein „Settlament" nach dem englischen Wort „Settlement." Ich hatte hier von einem solchen, Namens „Luthersthal" näher bei der Grenze von Illinois, als von einer großen und ganz besonders blühenden Niederlassung gehört, die unter der Leitung eines guten und thätigen Priesters, eines Herrn Claussen stehe. (Hätte ich nur Zeit, so würde ich dahin reisen.)

Von einem Theil dieser norwegischen Bevölkerung wird gesagt, daß sie sich schwer zur Kirche und bürgerlichen Ordnung gewöhnen lasse, daß sie störrisch

und unlenksam sei. Aber sie bebauen den Boden wohl; sie bereiten für ein besseres Geschlecht die Bahn, und ihre Kinder werden, wenn sie in die amerikanischen Schulen kommen, und von da aus in besseren amerikanischen Häusern in Dienst treten, als die besten Diener gerühmt, treu, arbeitsam und voll Hingebung, jedoch schwer an vollkommene Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen. Der größere Theil des Gesindes in den Städten dieser jungen Mississippi-Staaten kommt aus den über das Land hin zerstreuten norwegischen Kolonieen. Im Allgemeinen scheinen sich die Norweger hier besser durchzuschlagen, als die Schweden. In Madison kommt eine norwegische Zeitung heraus, die sich „der Freund der Norweger" nennt, und wovon ich einige Exemplare bekommen habe.

Nach einem reichlichen Frühstück, bei welchem unsere junge Wirthin auf meine Bitten uns auch mit Gesängen aus ihrem Heimathland bewirthete, die mit reiner, anmuthsvoller Stimme zur Guitarre gesungen wurden, verabschiedeten wir uns von der liebenswürdigen jungen Frau, welche in der guten Frau Collin eine gute Freundin, und durch sie noch mehrere andere Freunde in Madison erhält.

Unter Regenschauern reisten wir nach Hause, blieben da und dort auf dem Weg stehen, um mit der norwegischen Bevölkerung draußen auf den Feldern zu sprechen, und kamen bei dem allerhübschesten Sonnenuntergang über die schöne Binnensee-Gegend und die Stadt in Madison an. Der häufige Sonnenschein in Amerika macht es leichter und angenehmer, dort zu reisen, als anderswo. Man kann auf schönes Wetter rechnen. Kommt ein Gußregen, so währt er nicht lang, und die Sonne erscheint bald wieder.

In Madison habe ich viele Leute gesehen, worunter einige langweilige Frager (ich rechne diese unter die Böcke) mit den gewöhnlichen Fragen: „Wie gefällt es Ihnen in den

Vereinigten Staaten? Wie in Madison? Wie im Westen? Wie finden Sie die Wege? Kennen Sie Jenny Lind persönlich?" u. s. w. Auch einige interessante, ungewöhnlich angenehme Menschen (ich zähle sie unter die Schafe), die selbst genug zu sagen wußten, um nicht von Fragen leben zu müssen, und mit denen ich einige höchst interessante, kurze Gespräche hatte. Unter ihnen muß ich den Kanzler der Universität von Wisconsin, Herrn Lathrop erwähnen, einen angenehmen und auch geistreichen Mann, voll von Leben, mit einem klaren, aufgeweckten Blick über die Aufgabe des jungen Staats in der Staatengruppe der Vereinigten Staaten, und über ihre gemeinsame Aufgabe in der Weltgeschichte. Und viel Vergnügen habe ich von diesem Gespräche und von der Lectüre der Rede, die er kurz zuvor auf dem Kapitol dahier bei seiner Einweihung als Kanzler der Universität hielt. Diese, sowie eine andre bei derselben Gelegenheit von einem der Direktoren des Erziehungscomités, Mr. Hyatt Smith, gehaltene Rede zeugen von einem großen Bewußtsein der socialen Verhältnisse im Allgemeinen und der neuen Welt insbesondere, der Vorzeit, wie der Jetztzeit, und der Jetztzeit wie der Zukunft, und sind im edelsten Tone gehalten.

Ich habe früher als Kennzeichen der Reden in der neuen Welt, wodurch sie sich von europäischen Reden unterscheiden, erwähnen hören, daß sie einen größern Kreis von Gegenständen und Ansichten einnehmen und gewöhnlich darauf ausgehen, die ganze Welt, Vorzeit, Jetztzeit und Zukunft und das ganze Menschengeschlecht zu umfassen. Sie durchfahren große Räume, stellen die Gegenstände in große Gruppen, und geben große Ansichten über deren Verhalten zu dem „göttlichen Gesetz des Fortschritts." Ich wollte als charakteristisch hinzufügen, daß sie das Alles auf der Eisenbahn oder mit der Raschheit der Eisenbahn

thun, welche nah und fern gelegene Gegenstände mit unglaublicher Schnelligkeit verbindet, und den größtmöglichen Gegensatz gegen die deutsche Umständlichkeit bildet, die niemals ans Ziel gelangt. Ich finde diesen Charakter in hohem Grad in diesen Reden, die im Prärienland des Westens, im jüngsten Staat der Union gehalten wurden.

Der Kanzler findet, daß alle materielle Entwicklung auf Erden, die durch Kunst und Wissenschaft zu Stand gekommen ist, schließlich die Wirkung hat, die Seele auf sich selbst zurückzuwerfen. Die Ausübung ihrer Kraft während der Arbeit, um sich der physischen Welt zu bemächtigen, stärkt und belebt sie zu neuen Eroberungen in der Welt des Geistes. Und eine vollkommene Kenntniß der Gesetze derselben bereitet uns wieder zu einer vollkommenen Gewalt über die Welt außer uns.

„Die Geschichte der Philosophie," sagt Lathrop, „zeugt von diesem gegenseitigen vertraulichen Verhältniß zwischen den Wissenschaften der Materie und des Geistes. Die geistigen Tendenzen des Menschengeschlechts sind niemals hervorragender gewesen, als just in diesem Zeitalter, welches gleichwohl das mechanische und materielle, das eiserne Zeitalter der Welt genannt wird.

Die Resultate der metaphysischen Arbeiten früherer Zeitalter, seitdem die Ermahnung „Kenne Dich selbst" dem Denker Regionen endloser Forschungen eröffnet hat, werden, mit den Errungenschaften unserer Zeiten bereichert, im Sonnenschein unserer klar gewordenen Begriffe beleuchtet werden.

„Aber laßt uns nicht länger im Vorhof verweilen, laßt uns in den innern Tempel treten. Das Streben nach physischen, mathematischen, metaphysischen Wahrheiten erhält im Ganzen seinen vornehmsten Werth durch sein Verhältniß zu dem socialen Princip im

Menschen. Auf diesem beruht der Werth des Individuums als fühlendes Wesen und als Mitglied des Universums.

„In allen Fragen, die sich auf den menschlichen Fortschritt beziehen, muß daher der Schwerpunkt der Frage das sociale Fortschreiten des Menschen betreffen.

„Diese Frage hat zwei Gesichtspunkte — Betrachtung des Menschen zuerst als eines Theils von Gottes allmächtigem Reich, und dann als eines Mitglieds der politischen oder nationalen Staatsgesellschaft. Die Constitutionen und Gesetze, die zu dem ersten Gesichtspunkt gehören, sind moralisch geistige Constitutionen und Gesetze; diejenigen, die ihn unter dem letzteren Gesichtspunkt angehen, sind politische Constitutionen und Gesetze.

„Wenn wir verflossene Zeitalter fragen, welche historische Rechenschaft sie über die Entwicklung der moralischen Anstalten zu geben haben, durch welche Gott den Menschen einladet und in den Stand setzt, die sittliche Wiedergeburt seines Geschlechts auszuarbeiten, und sich für das geistige Leben vorzubereiten, das auf seine Prüfungszeit dahier folgen soll, für den Dienst in dem höheren Staat und die Seligkeit in diesem herrlichen innern Tempel, zu welchem diese physische Scene, mit all ihren tausendfach geoffenbarten und noch verborgenen Mysterien, blos der Vorhof und das Vorzimmer ist:

„Dann weisen sie uns zu den philosophischen Schulen, diese Laboratorien ethischer Wahrheiten, zu den Constitutionen der Hebräer, die in ihrem Ursprung göttlich waren, und zu den herrlichen Anstalten der christlichen Offenbarung. Und während der letzten Zeitfolge, unter dem Gesetz des Fortschritts verweisen sie uns auf die kanonischen Schriften der Väter, auf die Reformation in Deutschland und England, auf den Protest der Puritaner, auf den Fels von Ply-

mouth, auf die tausenderlei Institutionen und Associationen in unsern Tagen, die sich in Folge der Arbeiten der Evangelisten und der Lehren der Prediger entwickeln, alle darauf ausgehend in der Welt den christlichen Glauben, als den universellen, zu verbreiten, und seinen Geist immer allgemeiner, vernünftiger und segensreicher zu machen.

„Fragen wir auch die Zeiten, was sie gethan haben, um die wahre Theorie politischer Organisation zu entwickeln, um den Mechanismus des socialen Systems zu vollenden, um praktische Weisheit seinen Wirkungen zu verleihen, so daß der Staat seine höchste Pflicht gegen die Bürger erfüllen kann, um derenwillen er da ist, und deren Treue er in Anspruch nimmt, so verweisen sie uns auf den Rath der Amphiktyonen, auf Solons und Lykurgs Gesetze, auf die römischen Gesetztafeln, auf das bürgerliche Gesetz, auf die Magna Charta und auf die amerikanischen Constitutionen, diese kostbaren Denkzeichen der Intelligenz, die mit ihren Inschriften am Wege des Fortschritts der bürgerlichen Gesellschaft entlang stehen. Sie verweisen in starkem Contrast auf den Krieg der Anarchie mit der wohlthätigen Regierung socialer Ordnung, — auf den blinden Despotismus älterer Regierungen nebst den widersprechenden und ausgleichenden Kräften in den constitutionellen Monarchieen unserer Tage, auf die wilden, formlosen Demokratieen der Vorzeit — diese ersten Experimente der jungen Freiheit — im Contrast gegen die geschriebenen Constitutionen, dieses sichere Treiben in den neuen repräsentativen Republiken.

„Wie klar ist es nicht, daß unser Zeitalter eine Zeit von „Resultaten" ist, deren Ursachen weit zurückliegen im Strom der Zeit?"

Ich habe so viel von dieser Rede angeführt, weil ich denke, daß Du darin ein gutes Probestück von der Tendenz und Strebsamkeit des Denkens hier im Lande

bekommst, und zumal im Westland, wo die Gesellschaft sich ganz augenscheinlich in höherem Grade als weltbürgerlich und universell fühlt, weil sie aus allen Völkern der Welt gebildet ist, die durch Auswanderung hieherströmen, und vielleicht auch weil die ungeheuren Aussichten hier im Prärieenland die Seele einen großartigeren Flug nehmen lassen.

Von seiner großen Eisenbahnfahrt durch die Welt und Weltgeschichte kommt Lathrop endlich in seiner Rede an die Pflicht, welche die Pfleger von Wisconsins jungem Staat zu erfüllen haben, damit derselbe seinem großen Beruf als Heimath verschiedener Völker, Angelsachsen, Celten, Germanen, Scandinavier, die sämmtlich sein Leben mit neuen Lebenselementen bereichern, zu erfüllen vermöge.

„Freie Schulen, allgemeine Erziehung haben sich überall in den Vereinigten Staaten als das große entwickelnde und emporhebende Princip erwiesen. Die amerikanische Seele hat diese Idee erfaßt und wird sie nicht fahren lassen, daß das Eigenthum des ganzen Staats, das allgemeine oder private, für die heilige Pflicht verantwortlich sei für die Erziehungsmittel jedes einzelnen Kindes im Staat zu sorgen.

„Ohne Annahme dieses Systems ist die politische Gleichheit, mit der wir prahlen, nur ein Traum, eine angenehme Illusion. Die Kenntnisse sind der wahre Gleichmacher; sie bilden die wahre Demokratie. Sie gleichen nach oben aus, und nicht nach unten."

Indem der Redner die Erziehung bevorwortet, welche die Universität geben soll, macht er darauf aufmerksam, daß der Standpunkt der Erziehung gehoben werden müsse, daß der Mangel an geschickten Erziehern ein allgemein beklagter Mangel sei. Darum soll eine Normalschule zur Vorbereitung geschickter Lehrer der Universität angehören.

Und die Bibliothek wird zum Zweck haben Alles

zu enthalten, was von der Literatur jeden Landes und Zeitalters zu besitzen der Mühe lohnt, — „die Summe des menschlichen Gedankens, der Erfahrung der Gesellschaft."

„Wisconsin, der jüngste der Staaten der Union, geboren unter den vortheilhaftesten Umständen um die Erfahrungen aller älteren Schwesterstaaten benützen zu können, reich an neuen Volksstämmen, reich durch seine reiche Erde und seine glückliche Lage zwischen den großen Binnenseeen und dem großen Fluß, der Pulsader des Welthandels, — Wisconsin muß Minerva gleich im Leben voranstehen und die Initiative ergreifen bei dem Fortschritt der Völker im socialen Leben."

Das ist doch frisches Leben, meine Agathe! Und frisch muß es sich empfinden Führer in einem solchen jungen Staat zu sein. Die Führer hier sind gleichwohl nicht weiter gekommen als bis zur Schule und der Erziehung in Schulen, was sie als das Aeußerste zur Förderung des Volkes auf dem guten Wege betrachten. Und weiter ist der amerikanische Gedanke überhaupt nicht gekommen.

Aber er muß noch weitergehen, wenn er zu den Quellen kommen soll, den Quellen des Lebens, aus welchen Völker und Staaten erneutes, junges Leben trinken können.

Wisconsins Staat ist blos zwei Jahre alt. Ein schönes hoffnungsreiches „Baby" des Westens ... meinst du nicht auch? Vor 17 Jahren war der Staat erst ein Territorium; und vor 3 oder 4 Jahren wurde hier der letzte große Kampf mit den Indianern im Land und ihrem tapfern Anführer, dem „schwarzen Habicht" ausgefochten. Er und seine Leute wurden zuletzt auf diesen Prärien gefangen genommen, und als Siegeszeichen nach New-York geführt. Jetzt finden sich keine Indianer mehr in Wisconsin. Die weiße Bevölkerung daselbst nimmt schnell zu. Wisconsin hat

keine Berge, sondern überall anbaufähige Erde, zum größeren Theil sehr gut von Strömen und Seen durchschnitten. Es ist ein Staat für Ackerbau und Viehzucht. Aber der Boden in mehreren Gegenden (und besonders hier um Madison her) wo er von der föderalen Regierung als Einkommensquelle für die Staatsuniversität angeschlagen ist, ist bereits sehr theuer. Von Spekulanten zum Regierungspreis ($1^1/_4$ Dollar für den Morgen) angekauft, wird er nicht unter 10 — 12 Dollars wieder verkauft.

„Und wer wird Ihnen dieß bezahlen?" fragte ich Gh. Lathrop. „Ihre Landsleute!" antwortete er munter, „Ihre Landsleute, die hieher kommen und deren Söhne frei auf unserer Universität lernen werden."

Mit Gh. Lathrop und seiner heitern, geistreichen Frau besuchte ich dieser Tage das Universitäts-Gebäude, das jetzt bald fertig ist. Es liegt auf einer Höhe, „Collegiums-Hügel" genannt, mit freier, schöner Aussicht; es ist ein großes Gebäude ohne unnöthige äußere Pracht, wie das Girard-Collegium in Philadelphia, aber mit viel Platz und Räumlichkeit im Innern. Die Menge der Fenster fiel mir auf. Die untergehende Sonne beleuchtete sie. Im Ganzen ist dieß ein Sonnentempel auf den Prärien des Westens, und wenn er seine Aufgabe erfüllt, ein Tempel des Lichts im Geist und der Wahrheit; mehr als die Tempel Perus!

Es sind erst wenige Jahre, seit die Indianer um diese hübschen Seen her wohnten. Und sie kommen noch jährlich im Herbst hieher, besuchen ihre früheren Grabplätze und erheben da ihre Klagerufe.

Blue Mound (Blauer Erdhügel) den 8. Oct.

Ich schreibe Dir jetzt aus einem kleinen Blockhaus mitten im Prärienland zwischen Madison und Galena. Das Blockhaus gehört zu einer Farm und ist zugleich ein Posthaus und eine Art ländlicher Gasthof. Mr. Dean, Schwiegersohn meiner guten Wirthin in Madison, hatte die Artigkeit mich selbst in einem offenen Wägelchen hieher zu führen, damit ich die Reise angenehmer machen könnte als in der Postchaise, welche bei Nacht diesen Weg macht.

„Blue Mound" ist eine der höchsten Höhen in Wisconsin, und hat seinen Namen von seiner hübschen dunkelblauen Farbe, da man ihn schon von der Ferne sieht. Er ist gleichsam in einen zarten dunkelblauen Schleier eingehüllt, und man erblickt ihn auf mehrere Meilen Entfernung glänzend gegen den blaßblauen Himmel empor. Er gleicht dem Kinne-Kulle bei uns, hat aber eine steilere Höhe. Er ist wie der Kinne-Kulle von Wiesen und Wald bedeckt.

Da angekommen war ich so entzückt über die große herrliche Aussicht auf das Prärienland rund umher, daß ich ein Paar Tage hier zu verweilen beschloß, um in Frieden und Einsamkeit der Prärie und den Sonnenblumen Gesellschaft zu leisten. Im Haus war ein einziges Gaststübchen, und dieß eine Bodenkammer vor einem großen Boden, wo ein halb Dutzend Arbeiter ihre Nachtherberge hatten. Aber man versicherte mich, daß diese sehr still und bescheiden seien, und man gab mir einen Holzsplitter, womit ich die Klinke an meiner Thüre, die kein Schloß hatte, von innen befestigen könnte. Das Zimmer war reinlich und hell, obschon sehr niedrig und schlecht façonnirt, und ich war froh

hier meinen Wohnsitz nehmen zu können. Die Treppe hinauf ist halsbrecherisch.

Gestern lebte ich beinah den ganzen Tag ganz allein draußen auf der Prärie, bald über die Felder hinwandelnd und auf die unendlichen Räume hinausblickend, wobei meine Seele und mein Leib sich gleichsam erweitern und fliegen wollen; bald mitten unter Sonnenblumen und Astern an einem niedern Hügel mit einigem Gebüsch daraus sitzend und Emerson lesend, diesen wunderlichen Ariel, rein, erfrischend, aber flüchtig und in seinen Philosophemen sich verflüchtigend, wie der Wind, der über die Prärien hinfegt und den elektrischen Telegraphenfäden melodische Töne entlockt, die in demselben Augenblick klingen und verklingen. Seine Philosophie gleicht oft diesem Winde. Er selbst ist um ein Gutes mehr und besser. Seine Persönlichkeit ist es, die diesen unvollkommenen Akkorden den wunderbar bezaubernden Ton gibt.

Wie groß ist der Eindruck dieser unendlichen Felder mit ihrer Einsamkeit und Stille! In Wahrheit sie machen die Seele sich erweitern und wachsen und mit tiefen Zügen athmen. Der große Westen! Ja wohl! Aber welche Einsamkeit! Ich sah keine Wohnungen (außer dem Höfchen, wo ich wohne) keine Menschen, keine Thiere; nichts als Himmel und die blumengeschmückte Erde. Der Tag war schön und warm, und die Sonne schritt hell über die Erde hin bis gegen Abend, wo sie sich allmählig in lichte Wolken von Sonnenrauch verbarg, der beim Untergang den Gürtel bildete, durch welchen die Erdkugel in mattem Glanz leuchtete, so daß sie aussah wie ein großes Pantheon mit goldener Kuppel, das am Horizont über dem unermeßlichen Feld steht.

Morgen oder übermorgen begebe ich mich von hier weg, und am Montag hoffe ich am Mississippi zu sein. Jetzt will ich ein Paar Worte an die junge Mrs.

Dean schreiben, meine liebliche Sonnenblume in Madison. Ich muß Dir sagen, daß die Köchin in ihrem Haus, eine herrliche, tüchtige Norwegerin, durchaus keinen Lohn als Dank für ihre Mühe von mir annehmen wollte.

Blockhaus, den 9. Oct.

Heute früh war es trüb und ich fürchtete Regen. Aber ich ging doch aus à la bonne aventure. So auf eigene Faust, das ist mein Vergnügen. Ich folgte einem kleinen Weg, der sich durch niedriges Buschwerk über die Prärie hinschlängelte. Dort traf ich kleine Kinder mit kleinen Speisekörben, die zur Schule wanderten. Ich folgte ihnen, und kam so an ein kleines Blockhaus von äußerst dürftigem Ansehen; es war das Schulhaus. Das Schulzimmer war eine Stube mit einigen Bänken darin. Die Kinder, ein Dutzend an der Zahl, waren lumpig gekleidet, ächte Jungen der Wildniß. Aber sie schienen lernbegierig genug, und an den Bretterwänden der Stube hingen Landkarten, auf denen die kleinen Schüler mir ganz artig die Länder bezeichneten, die ich nannte; und in dem armen Schulhaus waren Lehrbücher, wie die „National-Geographie" von Goodrich, die „Quarto Geographie" von Smith, welche Aussichten über die ganze Welt geben; und in dem gewöhnlichen Lehrbuch sah ich Perlen aus der Literatur aller Länder, vornämlich Englands und Amerikas. Der Schulmeister war ein hübscher junger Mann. Er bezog einen monatlichen Gehalt von 15 Dollars.

Ich ging weiter; die Sonne schien fortwährend, der Tag wurde herrlich; und ich hatte wieder einen schönen Tag auf der Prärie.

Der Wirth und die Wirthin in meinem Blockhaus sind von holländischer Abkunft und nicht ohne Bildung.

Die Kost ist einfach, aber gut — (ich bekam hier gute Milch und Kartoffeln nach Wunsch), ohne Gewürz und Fett. Und die Kartoffel ist hier zu Land meine beste Speise nebst guter Butter und Brod. Alles ist sauber im Hause, aber die Möbel und Bequemlichkeiten stehen nicht über denjenigen, die man in einem gewöhnlichen schwedischen Bauernhaus findet. Am Tisch sitze ich mit den Mägden und Knechten des Hauses, die, wenn sie von der Arbeit hereinkommen, nicht allzu sauber sind, und mit Tausenden von Fliegen.

Je weiter ich im Westen komme, um so früher finde ich die Essensstunde am Tag. Was sagst Du von einem Frühstück Morgens um 6, von einem Mittagessen um 12, und von einem Thee Abends um halb 7? Mir gefällt es nicht übel. Tausendmal besser als die fashionablen Essensstunden in New-York und Boston.

Es ist Abend. Es hat zu regnen und zu blasen angefangen; und Regen und Wind machen es nicht angenehm, am Fenster zu stehen, das ich der erstickenden Hitze wegen offen halten muß, einer Hitze, die von einer eisernen Röhre herrührt, welche durch das Zimmer aus einem eisernen Ofen im Zimmer unter demselben geht. Ich beginne mich hier weniger selig zu fühlen und freue mich morgen nach Galena abzufahren. Was meine 6 Nachbarn betrifft, so höre ich nicht einen Laut von ihnen. So schweigsam und still sind sie. Die Blockhäuser sind im Allgemeinen warm, erzeugen aber viel Staub, wie ich von Vielen gehört habe und selbst bezeugen kann.

Galena, den 11. Oct.

Hier hast Du mich jetzt, einige wenige Meilen von dem großen Missisippi, in einem malerisch gelegenen Städtchen auf den gebrochnen Höhen um ein Flüßchen, der Feve-Fluß genannt, der sich in manigfaltigen Krümmungen zwischen ihnen hinschlingt. Die Stadt lebt von Bleigruben (die sich in dieser Hochlandsgegend überall vorfinden,) davon daß sie das finstere, schwere Metall aus der Erde herauszieht, in Oefen schmilzt und zum Handel ausführt. Ein bleigrauer Himmel hängt zufällig über der Stadt, und auf den Straßen sah ich Frauen in grauen Mänteln und alten Hüten einhertrippeln, sehr ähnlich den armen Frauen in grauen Mänteln und Hüten auf Stockholms Straßen in dem herbstgrauen Wetter; auch Herrn oder Halbherrn in lumpigen Röcken, jedoch dadurch weniger genirt, als sie es bei uns sein würden. Es sieht grauenhaft graulich aus! Und es ist kalt wie bei uns im November. Gestern war es anders. Gestern war der herrlichste Sommertag. Es war regnerisch, als ich bei Tagesanbruch „Blue Mound" verließ, aber das Wetter hellte sich bald auf und der Wind jagte die Wolken über die unermeßlichen Felder, und das Spiel der Schatten und Lichter darüber, die herrlichen Aussichten — ich kann gar nicht sagen, wie genußreich diese Tagfahrt für mich war. Der Weg über das hohe Prärienland war hart und eben, wie die Wege bei uns im Sommer. Die Diligence, in der ich meistens allein saß, rollte leicht über die Felder hin. Ich meinte darüber wegzufliegen, während ich mich mit jedem Augenblick dem Riesenstrom, dem Ziel meiner westlichen Reise näherte. Der Wind war warm, wie bei uns im Juli

Und diese Aussichten des Westens, die um so größer sind, je mehr man sich dem großen Strom nähert, sie machen einen unaussprechlichen Eindruck. Ich erinnere mich nicht von Naturgegenständen einen ähnlichen empfangen zu haben.

Gegen Abend wurden die Wege schlechter, und recht müde kam ich spät am Abend in einem Städtchen an, Waterville (wenn ich mich des Namens recht erinnere). Es war sehr dunkel, obschon der Himmel sternhell war. Ich war hungrig und müde, und wünschte im Hotel zu übernachten, theils um auszuruhen, theils um die Reise beim Tageslicht fortsetzen und die riesengroßen Felder sehen zu können. Aber das Hotel war von Herrn eingenommen, die just zu einem Convent über Erziehungsfragen versammelt waren und gerade ihre Sitzung hielten. Es gab kein Zimmer für mich. Und als ich von meiner Müdigkeit sprach, von meiner Furcht, bei Nacht auf Wegen zu reisen, die oft gar keine Wege sind, und auf welchen die Diligence sechsmal in der Woche umwirft, da antwortete der Wirth des Hotels mit Erzählungen von der großen und wichtigen Versammlung, die hier in der Stadt gehalten wurde, und von den merkwürdigen Männern, die zu diesem Behuf zusammengetreten waren und in seinem Haus wohnten. Er that so wichtig und nahm den Mund so voll von dem großen Erziehungsconvent, der in seiner Stadt tagte, und dessen Mitglieder in seinem Haus wohnten, daß er weder Ohr noch Herz für die arme, müde, reisende Dame hatte, die um ein kleines Stübchen bat, um zu übernachten. Dieß Hotel, sagte er, sei eigentlich kein Hotel für Damen, sondern blos für Herrn. Es gebe zwar noch ein anderes Hotel in der Stadt, und er erbot sich, mich dahin begleiten zu lassen. Aber auch dieses, meinte er, werde von den merkwürdigen Mitgliedern des großen Convents angefüllt sein, und ich müsse in allen

Fällen bei Nacht reisen, da die Diligence nach Galena zu keiner andern Zeit gehe. In der heutigen Nacht könne ich auf den besten und sichersten Kutscher rechnen, die Nacht sei schön, und ich werde ganz sicher und wohlbehalten in Galena ankommen. Da die merkwürdige Sitzung des großen Convents bis tief in die Nacht währen konnte und die Diligence augenblicklich abreisen mußte, so hatte ich keine Hoffnung mit einem der merkwürdigen Herrn zu sprechen, um Rath oder Unterstützung von der amerikanischen Artigkeit und Gastfreundschaft zu begehren, welche beide Eigenschaften dem Wirth des Hotels gänzlich abgingen. Ich mußte reisen.

„Mein guter Freund," sagte ich bittend zum Postillon, „ich bin eine fremde Reisende aus fernem Land und ganz allein; versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht umwerfen wollen!" „Das kann ich Ihnen nicht versprechen, Madame," antwortete er, „aber ich verspreche, daß ich mein Bestes thun will, um Sie sicher weiter zu fahren." Dieß war eine verständige Antwort, und sie wurde mit einer Stimme ausgesprochen, die mir Vertrauen einflößte. Ich setzte mich in die Diligence und verließ den ersten ungastlichen, unfreundlichen Ort, den ich in Amerika gefunden hatte. Drei bis vier Herrn saßen in der Diligence mit mir, die ich das einzige Frauenzimmer war. Aber ihre Stimmen und ihre Fragen sagten mir, daß sie jung waren und einer ungebildeten Klasse angehören. „Sind Sie ängstlich, Miß Bremer? „Haben Sie Furcht, Madame?" waren Ausrufungen, womit sie mich sogleich in einer gutmüthigen und muntern, aber rohen Weise überhäuften. Ich beantworte ihre Fragen mit einem einsilbigen „Nein!" und dann ließen sie mich in Ruhe. Aber ich war nicht ohne Unruhe wegen der nächtlichen Fahrt. Ich hatte von Diligencen erzählen gehört, die

neuerdings umgeworfen wurden, von einem Frauenzimmer, das den Arm gebrochen, von einem andern, das einen so heftigen Stoß in die Seite bekam, daß sie noch krank davon in Galena lag, von einem Herrn, der so hart mit dem Kopf aufgefallen war, daß er auf mehrere Stunden das Gedächtniß ganz verloren hatte, und von allerlei ähnlichen Ereignissen.

Mehrere der jungen Herrn waren einander unbekannt, machten aber bald Bekanntschaft. Einer von ihnen sollte irgendwo näher beim Missisippi Schulmeister werden. Er hatte eine jämmerliche Stimme und seine Aussprache war breit und blöckend. Einer der andern Herrn fragte ihn, ob er ein gewisses mathematisches Problem mit dem Wasser lösen könne. Der Schulmeister schien hierüber ganz aus dem Concept zu kommen, und sein neuer Lehrer begann ihm jetzt weit und breit das Experiment auf eine Art zu beschreiben, welche sicherlich Fabian Wrede sehr belustigt haben würde. Der Schulmeister machte verschiedene Fragen, die bewiesen, daß er in diesen Wasserkünsten nicht daheim war, und als er bald darauf die Diligence verließ, rief sein Lehrer: „Welch ein Dummkopf von einem Schulmeister!“ Und Alle brachen in ein Gelächter aus. Sie waren offenbar alle zusammen etwas einfältig, aber harmlos und gutmüthig. Sie begannen Negerlieder zu singen, und sangen recht frisch und charakteristisch „O Susanna!“ „Dandy Jim von Carolina“ u. s. w. Hierauf schliefen sie. Die Nacht war schön und hell, der Weg nicht schlecht, der Kutscher offenbar brav und vorsichtig. Nur einmal blieben wir in einem Dickicht hängen und die jungen Männer mußten heraus und den Weg bahnen. Um halb ein Uhr des Nachts kamen wir glücklich in Galena an, wo alle Welt tief zu schlafen schien. Auch im Hotel war Alles still und dunkel.

Der Portier des „Amerika-Hauses,“ ein alter Herr mit stark markirter, englischer Physiognomie, bu-

schigen Augbrauen, starker Nase und ditto Kinn, humoristischer Laune und etwas gentlemännisch in Aussehen und Wesen, kam mit einer Laterne in der Hand und empfing sehr artig mich und meine Effekten. Er wies mich in ein freundliches Stübchen. Aber als ich die Thüre verschließen wollte, fand ich, daß das Doppelschloß sich nicht verschließen ließ. Ich rief meinen alten Gentleman und zeigte ihm meine Schwierigkeit. Er machte mir ein Zeichen, daß ich blos mein Kofferchen vor die Thüre zu stellen habe; dieß sei Alles, was ich für meine Sicherheit bedürfe. Aber da ich dieß nicht genügend erachtete, so beschäftigte er sich mit dem Schloß, bis es auf einmal zusprang. Jetzt war es gut. Aber nun sollte er es wieder öffnen, um hinauszugehen, und da ging es nicht auf. Er riß und riß, es bewegte sich nicht im geringsten. Ich und der alte Herr waren ins Zimmer eingeschlossen; denn ein anderer Ausgang fand sich nicht. Bei dieser Entdeckung machte er eine so lustige Grimasse, daß ich nicht umhin konnte, herzlich zu lachen, und nachdem er einige Minuten lang seine Künste und Kräfte vergebens erschöpft, um die Thüre aufzumachen, versuchte ich die meinigen. Ich untersuchte das Schloß genau und entdeckte bald eine kleine Feder, auf welche ich drückte; bald sprang das Schloß auf, und ich entließ meinen alten Gentleman, der beinahe so froh schien wie ich, gut von dem nächtlichen Abenteuer loszukommen, aus dem Käfig.

Später.

Ich wurde in meinem Schreiben von einigen Besuchen unterbrochen, mußte in den Damensalon hinausgehen, wo ein schönes, junges Frauenzimmer saß und falsch sang, so daß es mir durch die Seele schnitt; und sie wollte nicht aufhören! Ein junger Herr, der

neben ihr saß und die Blätter umkehrte, muß ganz ohne Ohr oder bis über die Ohren verliebt gewesen sein.

Von einem Ehepaar, das ich in meinem Zimmer empfing, und das jetzt aus der Wildniß jenseits des Missisippi zurückkam, erhielt ich interessante Aufschlüsse über die sogenannten „Squatters," eine Art Volk von der weißen Race, das einen Theil der ersten Bebauer des Festlands ausmacht. Sie lassen sich da und dort in der Wildniß nieder, kultiviren die Erde und die Freiheit, wollen aber von keinem andern Kultus wissen. Sie bezahlen keine Steuer und wollen nichts von Gesetz oder Kirche hören. Sie leben in Familien, haben kein Staatsleben, sind aber äußerst friedfertig und begehen keinerlei Arten von Gesetzesverletzung. Alles was sie wünschen ist, daß man sie im Frieden lasse, und daß sie frei ihre Ellenbogen bewegen können. Mit den Indianern stellen sie sich gut. Nicht so gut mit civilisirten Weißen. Wenn diese mit ihren Schulen, Kirchen und Handelsbuden kommen, dann ziehen die Squatters fort, weiter fort in die Wildniß, um da, wie sie sagen, in Unschuld und Feiheit leben zu können. Das ganze Westland des Missisippi und bis zum stillen Meer soll stellenweise von diesen Squatters oder Erdeanbetern bewohnt sein, deren Ursprung ebenso unbekannt zu sein scheint, wie der Ursprung der Erdeesser in Südcarolina und Georgia. Auch ihre Lebensweise hat Aehnlichkeit. Aber die der Westländer zeigt mehr Kraft und Arbeitsamkeit. Die Erdeesser unterliegen dem Naturleben. Die Erdeanbeter sind Repräsentanten der Wildniß, und stehen als solche in starrer Opposition gegen die Civilisation.

Galena, den 12. Oct.

Wieder oben und wieder munter nach einer zweitägigen schweren Migräne, während welcher ich von einer kleinen, gutherzigen irländischen Magd im Hause aufs Beste verpflegt und bedient wurde. Ich hätte kaum in meinem eigenen Hause besser behandelt werden können. Und ohne ein kleines Denkzeichen konnte man von der garstigen Fahrt durch Wisconsin nicht wegkommen. Aber mit dieser ist auch der beschwerlichste Theil meiner westlichen Reise überstanden. Und ich habe meinen Leib und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne wohl behalten, und Alles ist im Ganzen so gut gegangen, und ich fühle mich so vollkommen wieder hergestellt und im Besitz meiner gewöhnlichen guten Gesundheit, daß ich blos herzlich zufrieden und dankbar sein kann.

Erst am Montag verlasse ich Galena, denn erst dann geht das gute Dampfboot Menomonie (so genannt nach einem Indianerstamm) von hier den Missisippi hinauf nach Sct. Paul. Ich will inzwischen meine Freiheit in diesem guten Hotel genießen und mich an den Wanderungen auf den pittoresken Höhen ringsumher erlaben.

Gute Nacht, Geliebte! Ich umarme Mama und Dich, und grüße herzlich alle gute Freunde in und außer dem Hause.

Sechsundzwanzigster Brief.

Am Mississippi, den 15. Oct. 1850.

Bei Sonnenuntergang, am lieblichsten, herrlichsten Abend kamen wir aus dem kleinen buchtenreichen Feve-Fluß auf den großen Mississippi, der spiegelklar und breit dahin fließt mit seinen niedrigen, üppig grünenden Inseln, zwischen weit in der Ferne blauenden Höhen, unter dem milden, hellblauen Himmel, wo der Neumond und der Abendstern aufgingen, in Klarheit emporsteigend, während die Sonne tiefer hinter dem Berge sank. Der indianische Sommer warf seine dünnen Rauchschleier über die Gegend. Man hätte glauben können, es sei ein Rauchopfer der dankbaren Erde, das am Abend zum milden Himmel emporstieg. Kein Windhauch bewegte sich; Alles war schweigsam und still in dem großen Schauspiel. Es war unbeschreiblich schön. Da krachte ein Schuß, eine Rauchsäule stieg auf von einem grünen Inselchen, und Heerden von Enten und wilden Gänsen flogen ringsumher dem verborgenen Jäger zu entfliehen, der, hoffe ich, diesen Abend ohne einen Braten blieb. Darauf war Alles wieder schweigsam und still, und Menomonie schoß in stiller beständiger Eile den herrlichen Fluß hinan.

Ich stand auf dem obersten Verdeck neben dem Kapitän Mr. Smith und einem Repräsentanten von Minnesota, Mr. Sibley, der in Begleitung von Frau und Kind von Washington nach Haus zurückkehrte und jetzt mit mir das schöne Schauspiel betrachtete.

War dieses wohl der Mississippi, der wilde Naturriese, den ich mir so gewaltsam, so trüb und so grausam gedacht hatte? Hier war sein Wasser klar, von frischer, hellgrüner Farbe, und in dem herrlichen

Rahmen der fernen, violettblauen Bergeshöhen lag er wie ein Himmelsspiegel, grünende, traubenreiche Inseln in seinem Schooß tragend. Der Missisippi war hier in seiner Jugend, noch im Zustand seiner Unschuld. Er ist noch nicht weit fort von seinen Quellen; keine Schaaren von Dampfbooten trüben seine Wasser (Menomonie und noch ein anderes kleines Boot sind die einzigen, die von Galena aus den Fluß aufwärts gehen), keine Städte werfen ihren Unrath hinein; nur reine Ströme ergießen ihre Wasser hinein, und Ureinwohner und Urwälder umgeben ihn noch. Später, weiter gegen das Weltmeer zu, wenn der Missisippi in's Staatsleben hineinkommt, Staatsmann wird, 1200 Dampfboote, und ich weiß nicht wie viel tausend Schuten tragen, sich Städten und Städtern widmen, sich mit dem Missouri vermählen muß, da ist es anders, da ist es vorbei mit Missisippis Schönheit und Unschuld.

Aber jetzt, jetzt war er schön, und dieser ganze Abend auf dem Missisippi war für mich wie ein Zauber.

Die Entdeckung des Missisippi durch Europäer hat zwei Epochen und in jeder von ihnen einen Roman, einander so ungleich wie Tag und Nacht, wie die sonnbeglänzte Idylle und die düstre Tragödie, wie der Missisippi hier in seinem Jugendleben, und der Missisippi unterhalb Saint Louis — wie Missisippi-Missouri. Der erste gehört dieser nördlichen Gegend an, der zweite der südlichen; der erstere hat den sanften Priester, Pater Marquette zum Helden, der letztere den spanischen Krieger Ferdinand de Soto.

Frankreich war im Wetteifer mit England der erste Eroberer von Amerikas Land. Französische Jesuiten waren die ersten, die durch die Wildniß nach Canada und zu den großen Seen des Westens drangen. Religiöser Enthusiasmus pflanzte die puritanische Kolonie auf Plymouths Klippe; religiöser Enthusiasmus pflanzte

das Kreuz nebst Frankreichs Lilien an den Ufern des Sct. Lorenzo, am Niagara und bis nach Sct. Marie auf, unter den wilden Indianern am Superior-See. Der edle, ritterliche, von brennendem Eifer erfüllte Champlain hatte gesagt: „Die Rettung einer Seele gilt mir mehr als die Eroberung eines Königreichs."

In dieser Zeit zogen Loyolas Jünger über die Welt aus, um sie dem Reich des Friedensfürsten zu erobern, und errichteten die Zeichen des Kreuzes in Japan, in China, in Indien, in Aethiopien, bei den Kaffern, in Californien, in Paraguay. Sie luden die Barbaren zum Frieden des Christenthums ein.

Die Priester, die in dieser Sendung westwärts in Amerikas Wildnisse von Canada her eindrangen, gehörten zu den edelsten ihrer Orden.

„Sie hatten," — schreibt Bankrost von ihnen — „Fehler, die dem ascetischen Aberglauben angehörten, aber den Schrecknissen eines Lebens in der Wildniß wußten sie mit einem unüberwindlichen passiven Muth und einem tiefen, innern Frieden zu begegnen. Fern von den Annehmlichkeiten des Lebens, fern von allen Gelegenheiten zu eitlem Ehrgeiz waren sie gleichsam todt für die Welt und hatten ihre Seelen in unerschütterlicher Ruhe. Die wenigen, die, obschon darniedergebeugt von den Mühen während der langen Mission alt wurden, brannten noch von dem Feuer des apostolischen Eifers. Die Geschichte von ihren Arbeiten steht in engem Zusammenhang mit dem Emporkommen jeder berühmten Stadt im französischen Amerika: nicht eine Spitze wurde umsegelt, nicht ein Fluß untersucht, ohne daß ein Jesuit den Weg führte."

Die Jesuiten Brebeuf, Daniel und der sanfte Lallemand folgten einer Schaar barfüßiger Huronen durch gefährliche Wälder hindurch nach ihrem Land. Sie gewannen das Ohr und die Liebe der Wilden.

Brebeuf „ein Muster jeder religiösen Tugend"

lebte 15 Jahre unter den Huronen, sie auf Christus taufend und friedliche Gewerbe lehrend. Liebevolle Handlungen, harte Selbstkasteiungen, Gebete bis tief in die Nacht hinein — das war sein Leben. Dabei wuchs blos seine Liebe zu dem Herrn, dem er diente, sein Durst nach Leiden im Dienst desselben. Er sehnte sich darnach, wie Andre sich nach Wollüsten des Lebens sehnen. Er that ein Gelübde, niemals der Gelegenheit zum Märtyrerthum auszuweichen, den Todesstreich nicht ohne Freude zu empfangen.

Ein solcher Glaube mußte Berge versetzen. Er that noch mehr, er versetzte Jesu Liebesleben in die Herzen blutdürstiger Wilden. Der große Krieger Ahasistari sagte:

„Ehe ihr in dieses Land kamt, wo ich zuweilen großen Gefahren entgegenging, habe ich zu mir gesagt: irgend ein mächtiger Geist wacht über meinem Leben!“ Und er bekannte seinen Glauben an Jesum, als den guten Geist, an den er bisher unbewußt geglaubt hatte. Und nachdem er die Taufe empfangen hatte, sagte er zu einem Trupp neugetaufter Indianer: laßt uns die ganze Welt durchsuchen, um Jesu Lehre zu empfangen.

Weiter und weiter drangen die Missionäre gegen Westen. Sie hörten da von großen kriegerischen Indianerstämmen sprechen, von den mächtigen Sioux, die an dem großen Fluß Messipi wohnten, von den Stämmen Erie und Chippewas und Pottowatomis u. s. w., die an großen Binnenseen lebten. Die Gefahren, die Mühen, die Wildnisse, die Wilden, Alles stand drohend ihnen entgegen und zog sie nur um so mehr an.

Feindselige Stämme überfielen den Stamm, der sie begleitete. Die wilden Mohawks nahmen den Missionär Jogues und mit ihm den edeln Häuptling Ahasistari gefangen. Ahasistari hätte sich verbergen können, aber als er Jogues gefangen sah, trat er zu ihm

vor und sagte: „Mein Bruder, ich gab Dir das Versprechen, daß ich Dein Schicksal im Leben und im Tod theilen wolle. Hier bin ich jetzt, um mein Versprechen zu halten.“

Die Grausamkeit der Wilden übte sich mehrere Tage und Nächte an ihnen. Als Jogues zwischen ihren Spalieren Gassen lief, sah er Erscheinungen der heiligen Jungfrau. Am Abend nach einem Tag der Qualen wurde eine Maisähre auf ihrem Stiel dem guten Pater zugeworfen, und siehe, auf dem breitesten Blatt saßen Tropfen von Thau, Wasser genug, um zwei neue Jünger des Christenthums zu taufen.

Ahasistari und zwei seiner Leute wurden verbrannt. Er ging dem Tode mit dem Stolz eines Indianers, mit der Ruhe eines Christen entgegen.

„Jogues erwartete dasselbe Schicksal, wurde aber verschont und freigegeben. Allein in den stattlichen Wäldern des Mohawk-Thales umherstreifend, zeichnete er Jesu Namen und das Zeichen des Kreuzes in die Rinde der Bäume und ergriff in Gottes Namen Besitz von diesen Ländern. Offen erhob er seine Stimme im Lobgesang, sich in seinen Sorgen mit dem Gedanken tröstend, daß doch ein Mensch in dieser unabsehbaren Gegend den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde anbete.

Er kam glücklich zu den Seinigen in Canada zurück, aber nur um zwei Jahre später in demselben Dienst neue Gefahren zu suchen. „Ich gehe um nicht mehr wiederzukommen,“ sagte er damals. Bald darauf wurde er von Mohawks-Indianern gefangen genommen, welche behaupteten, daß seine Zaubereien ihren Aerndten schaden. „Furchtsam von Natur, aber muthig durch seinen Eifer, ging er dem Todesstreich ruhig entgegen.“

Brebeuf, Anthony, Daniel und der sanfte Lallemand erlitten sämmtlich den Märtyrertod unter solchen

Qualen, wie nur Wilde sie zu ersinnen vermögen; sie erlitten ihn mit frommem Muth, wie nur die Liebe Christi ihn eingibt.

Die Dörfer und die Kolonien, welche die frommen Väter gegründet hatten, wurden verbrannt, die neugetauften Christen mit Feuer und Schwert getödtet. All die mehrjährigen Arbeiten der Jesuiten wurden vernichtet, und die Wildniß schien von Neuem auf ihren Spuren zu wachsen.

Man sollte glauben, so große Widerwärtigkeiten hätten sie zum Schwanken oder Weichen gebracht Allein sie wichen nicht einen einzigen Schritt. Sie gingen von Neuem vorwärts.

Während die wilden Nationen einander in grausamen Ueberrumplungen bekriegten und alle Wege durch die Wälder des Westens zu Todeswegen machten, wurde der Bischof von Quebec, Francis de Laval, vom Eifer verzehrt, die Lehre des Friedens bis zu den Ufern des großen Flusses zu tragen. Er wollte selbst gehen. Aber das Loos fiel auf René Mesnard. Alle Beweggründe persönlichen Interesses forderten diesen auf in Quebec zu bleiben, aber „mächtige Instinkte" ermunterten ihn sein Leben bei dem Unternehmen zu wagen. Er war alt, als er den Weg betrat, der vom Blut seiner Vorgänger noch geröthet war: „In 3 oder 4 Monaten könnt Ihr mich zu den Todten zählen," schrieb er unterwegs an einen Freund. Er ging um nie mehr wiederzukommen. Weit in den Wildnissen des Westens, während seine Begleiter sich eines Tags mit der Wegziehung eines Boots beschäftigten, ging er in einen Wald hinein und wurde seitdem nicht mehr gesehen. Sein Rosenkranz und Gebetbuch wurden einige Zeit nachher gefunden und von den Indianern als heilige Amulette betrachtet. Ein anderer Missionär fiel während des Kampfes zwischen feindlichen Stämmen unter den Pfeilen der Indianer.

Von den blutigen und grauſamen Scenen, welche hier den erſten Beſuch der europäiſchen Sendboten im Weſten bezeichnen, wendet man ſich mit einem Gefühl der Erquickung zu der idylliſchen, friedlichen Epiſode der Miſſionsfahrt des Jeſuiten Marquette. Mitten unter den wilden kriegeriſchen Indianerſtämmen gleicht ſie einem Sonnenſtrahl unter gewitterſchwangern Wolken.

Schon war der muthige Pater Alvuez zu den meiſten Indianerſtämmen um den Superiorſee gedrungen und hatte in zweijährigem Aufenthalt unter ihnen die Chippewas-Indianer das Paternoſter und Ave Maria gelehrt, hatte von den Sonneanbetern, den Potowattomies, Einladungen nach ihren Hütten empfangen, hatte die Friedenspfeife mit dem Stamm Illinois geraucht, der ihm von ſeinen großen, mit hohem Gras bewachſenen Feldern erzählte, wo Schaaren von wilden Rehen und Büffeln waideten; er hatte auch die ſtreitbaren, mächtigen Sioux getroffen, die von wildem Reis lebten, ihre Hütten mit Thierfellen bedeckten, ſtatt mit Rinde, und im Prärienland lebten nah dem großen Fluß, welchen ſie „Meſſipi“ nannten.

Marquette beſchloß den großen Fluß zu entdecken und zu befahren.

Er hatte die Trümmer der huroniſchen Nation um ſich geſammelt und mit ihnen ſich am Ufer des Michiganſees niedergelaſſen, wo es einen Reichthum an Fiſchen gab. Dort bauten ſie ſich Hütten und Pater Marquette lehrte die wilden Naturkinder Gott verehren und im Frieden von friedlicher Handthierung leben.

Von da wollte Marquette, begleitet von dem Franzoſen Joliet, und mit einem jungen Indianer des Illinois-Stamms als Wegweiſer auf ſeine Entdeckungsreiſe ausziehen. Der franzöſiſche Intendant in Canada, Talon, begünſtigte Marquettes Unternehmen, da er zu erforſchen wünſchte, ob Frankreichs Banner auf dem großen Fluß nach den Küſten des ſtillen Meeres ge-

bracht, oder zur Seite des spanischen am mexikanischen Meerbusen aufgepflanzt werden könne.

Marquette suchte auf seiner Fahrt die Ehre eines andern Herrschers: „Ich will freudig meinem Leben entsagen um Seelen zu erretten," antwortete er einigen Boten vom Potowattomies-Stamm, die ihn mit den Worten warnten: „Diese fernwohnenden Völker verschonen keinen Fremdling; ihre gegenseitigen Streitigkeiten erfüllen die Ufer mit Kriegern und der große Fluß ist voll von Unthieren, die sowohl Menschen als Boote verschlingen, und die große Hitze allda ist mörderisch." Auf Marquettes Bitte vereinigten sich die Kinder der Wildniß im Gebet mit ihm.

Marquette kam zum Foxstrom, wo die Indianerstämme Kickapoos, Mascoutins und Miamis zusammen auf einer schönen von Prärien und prachtvollen Hainen umgebenen Höhe wohnten, und wo Pater Alvuez bereits ein Kreuz errichtet hatte, das die Wilden mit hübschen Häuten und prunkenden Gürteln behingen, als Dankopfer für ihren Gott „den großen Mianitu." Die Aeltesten traten in einem Rath zusammen, die Pilger zu empfangen. „Mein Begleiter," sagte Marquette, ist ein Abgesandter Frankreichs, um neue Länder zu entdecken; ich bin ein Abgesandter Gottes, um sie mit seinem Evangelium zu erleuchten." Und indem er ihnen Geschenke bot, erbat er sich zwei Wegweiser für den morgigen Tag. Die wilden Männer antworteten wohlwollend und schenkten ihm einen Teppich, um ihm als Bett zu dienen auf der langen Reise.

„Siehe da" — ich folge jetzt dem Geschichtschreiber Bankrost, denn ich kann nichts besseres thun — „siehe da, am 10. Juni des Jahrs 1673, den reinherzigen, demüthigen, anspruchslosen, weltberühmten Pater Marquette, mit seinem Begleiter Joliet, fünf Franzosen und zwei Algonquins als Wegweisern, die zwei Kähne über die schmale Landzunge trugen, welche den Foxstrom von dem Fluß

Wisconsin trennt. Sie erreichen das Wasser: sie stehen am Wisconsin, und während sie ein besonderes Gebet zu der heiligen Jungfrau emporsenden, verlassen sie die Ströme, die auf ihrem Lauf ihre Grüße nach Quebecs Schloß bringen konnten. „Die Wegweiser kehrten um," sagt der milde Marquette, „und ließen uns allein in dem unbekannten Land, in den Händen der Vorsehung."

„Frankreich und das Christenthum standen im Missisippithal.

„Die Pilger fuhren hinaus auf den breiten Wisconsin und segelten westwärts allein den Strom hinauf zwischen wachsenden Prärien und Waldabhängen, ohne ein menschliches Wesen oder die gewöhnlichen Thiere der Wälder zu sehen. Kein Getön unterbrach die feierliche Stille, außer dem Geplätscher des Wassers um die Boote und dem Gebrüll des Büffels weit innen im Wald. Nach sieben Tagen „kamen sie glücklich in den großen Fluß mit einer Freude, die sich nicht beschreiben läßt," und die zwei Birkenboote schwammen, ihre heitern Segel vor den unbekannten Winden in einem neuen Himmelsstrich erhebend, den ruhigen Meerfluß hinab, über den klaren, breiten Sandgrund, den Aufenthalt unzähliger Schwärme von Wasservögeln; sie glitten an kleinen Inseln vorbei, die aus dem Schooß des Stroms mit reichen Laubmassen emporzuschwellen schienen, und fuhren so zwischen den weiten Feldern des Illinois und Jowas, die von majestätischen Wäldern begrenzt oder mit Baumgruppen übersät waren, die mit den unendlichen Prärieräumen abwechselten."

„Ungefähr sechzig Meilen unterhalb der Mündung des Wisconsin wurden im Sand am westlichen Ufer des Flusses Spuren von Menschen entdeckt. Ein kleiner Fußsteig führte durch eine schöne Prärie; und die Kähne sammt ihren Begleitern zurücklassend, beschloßen Marquette und Joliet allein eine Begegnung mit den

Wilden zu wagen. Nachdem sie sechs Meilen ins Land hinein gewandert, sahen sie am Ufer eines Stroms ein Dorf, und etwas weiter weg zwei andere an Abhängen. Der Strom wurde Mou—ie-gou—e-na oder Moingona (später des Moines) genannt. Marquette und Joliet waren die ersten weißen Männer, die Jowas Erde betreten hatten. Sie befahlen sich Gott und erhoben einen lauten Ruf. Die Indianer hören es. Vier alte Männer treten langsam gegen sie vor, die Friedenspfeife tragend, glänzend von vielfarbigen Federn. „Wir sind Illinois!" sagten sie, was verdolmetscht ist, „wir sind Männer!" Ein alter Häuptling empfing sie in seiner Hütte und sagte, seine Hände erhebend: „Wie schön ist nicht die Sonne, Franzmann, da Du kommst uns zu besuchen! Unser ganzes Dorf erwartet Dich und Du sollst im Frieden wohnen in unsern Hütten." In ihrem großen Rath verkündigte Marquette die Lehre von dem einzigen wahren Gott, ihrem Schöpfer. Er sprach auch von dem großen Häuptling der Franzosen in Canada, der die feindlichen indianischen Nationen bestraft und Frieden befohlen habe; und er fragte sie um den Missisippi und die Volksstämme an seinen Ufern.

„Den Boten, welche verkündigten, daß die Irokesen besiegt worden, wurde ein prächtiges Gastmahl von Homouny und Fischen, sowie ausgewähltem Wildpret aus den Prärien bereitet.

„Nach sechstägigem Fest unter diesen Wilden fuhr die kleine Entdeckergruppe weiter. „Ich fürchtete den Tod nicht," sagte Marquette, „ich würde es als das höchste Glück betrachtet haben, zur Ehre Gottes sterben zu dürfen."

„Sie zogen an den lothrechten Klippen vorbei, welche Ungeheuern glichen; sie hörten in der Ferne das Getöse von den Wassern des Missouri, den sie bis jetzt blos unter dem algonquinischen Namen Pekita-

noni kannten; und als sie zur schönsten Vereinigung zweier Flüsse in der Welt kamen, zu derjenigen, wo der schnelle Missouri gleich einem Eroberer in den ruhigen Mississippi hineinrauscht und ihn so zu sagen mit sich reißt gegen das Meer hinab, da beschloß Marquette in seinem Herzen eines Tags den mächtigen Strom hinauf bis zu seiner Quelle zu fahren, über die Landstrecke hinzugehen, welche die Weltmeere trennt, und das Evangelium allen Völkern in der neuen Welt zu verkündigen.

„Vierzig Meilen weiter unten kamen sie an den Mündungen des Ohio vorbei, der damals Wabash genannt wurde. An seinen Ufern wohnten die friedlichen Shawnees, die vor dem Ueberfall der Irokesen zitterten.

„Die dicken Schilfrohre begannen sich am Fluß entlang zu zeigen, so dicht und stark, daß der Büffel nicht hindurchbrechen konnte. Die Hitze der Julisonne und die Insekten wurden unerträglich.

„Die Prärien verschwanden. Dichte, hohe Wälder von weißem Holz bedeckten die Ufer bis zum Rand des Wassers. Hier ist das Land der Chickesaws-Indianer, und die Wilden haben Büchsen.

„Sie kamen an das Dorf Milihigamea in einer Gegend, die seit den Tagen Ferdinands de Soto nicht besucht worden war. „Jetzt, in Wahrheit, müssen wir die heilige Jungfrau um Hilfe anrufen," dachte Marquette, als er die Indianer mit Bogen und Pfeilen, Streitäxten und Keulen bewaffnet unter unaufhörlichem wildem Schlachtgesang seine Boote umschwärmen sah. Aber Marquette erhebt die Friedenspfeife, und bei ihrem Anblick wurden die Herzen der alten Krieger gerührt, sie halten den Eifer der jungen zurück; sie werfen Bogen und Pfeile in ihre Kähne und geben den Fremdlingen einen friedlichen Willkomm.

„Die Reisenden segeln weiter zur Mündung des Arkansas-Flusses. Da sind sie in den milden Regionen, die beinahe keinen Winter, nur eine Regenzeit haben. Hier sind sie in der Nähe des mexikanischen Meerbusens und machen Bekanntschaft mit Indianerstämmen, die durch Handel mit den Spaniern europäische Waffen bekommen haben.

„Also nachdem er zu den wilden Völkern von Gott und den Mysterien des katholischen Glaubens gesprochen, wie auch sich versichert hatte, daß „Floridas Vater" seinen Auslauf nicht in den Ocean östlich von Florida, und eben so wenig in die Californiabucht nehme, verließ Marquette nebst Joliet „Akansea," und segelte wieder den Missisippi hinauf.

„In der Breite des 28. Grades drangen sie in den Illinois-Strom ein und entdeckten ein Land, unvergleichbar durch die Fruchtbarkeit seiner schönen Prärien, die von Büffeln und Rehen wimmeln, sowie durch die hübschen, schönen Ströme und die Menge wilder Schwäne, Papageien und Truthähne an denselben. Die Illinois-Indianer luden Vater Marquette ein, zu kommen und unter ihnen zu wohnen. Einer von ihren Häuptlingen begleitete nebst einem jungen Mann den Franzmann über Chicago nach dem Michigansee; und vor Ende September waren sie alle glücklich zurück in der Kolonie an Green bay.

„Joliet kehrte nach Quebec zurück, um die gemachten Entdeckungen zu verkündigen, durch deren Berühmtheit Talon den Ehrgeiz Colberts stachelte.

Der anspruchslose Marquette blieb da, um den Miamis-Indianern, die im nördlichen Illinois rings um Chicago wohnten, das Evangelium zu predigen.

„Zwei Jahre später, indem er von Chicago nach Makinaw segelte, drang er in einen kleinen Strom in Michigan. Dort errichtete er am Ufer einen Altar und als die Messe nach dem Ritual der katholischen Kirche.

Darauf bat er die Männer, welche das Boot führten, ihn auf eine halbe Stunde allein zu lassen.

„Nach Verfluß dieser halben Stunde gingen sie, ihn zu suchen, und fanden ihn schlafend, aber um nicht mehr zu erwachen. Der gute Missionär, der Entdecker einer Welt, war zwischen dem Altar und dem Ufer eines Flusses, der jetzt seinen Namen trägt, entschlafen. An seiner Mündung gruben die Bootsleute sein Grab in den Sand. Seit dieser Zeit pflegten Waldausrotter in Gefahren seinen Namen anzurufen. Die Völker des Westens werden ihm ein Denkmal erbauen."

So der Bericht von Vater Marquette.

Ein kleines Menschenleben, aber wie voll, wie schön, wie fertig und vollkommen!

Siehst Du nicht einen Strahl himmlischen Lichtes durch das nebelverhüllte, blutbesprengte Missisippithal leuchten?! — Weiter hinab am Missisippi will ich Dir von Ferdinand de Soto erzählen.

Den 15. Octbr. Auf dem Missisippi.

Frisch und kalt, aber die stattlichen Höhen, die sich immer höher auf beiden Seiten des Flusses erheben, von Eichwäldern bedeckt und in zierlichem Gelbbraun glänzend gegen den Herbsthimmel hin, und dazwischen Prärien mit unendlichen Aussichten, geben ein beständig schönes und wechselndes Schauspiel. Und dann ist Alles so jung, so neu, Alles noch jungfräulicher Boden. Da und dort am Fuß der hohen Ufer des Flusses hat ein Kolonist sein kleines Blockhaus erbaut und einen kleinen Acker urbar gemacht, den er neuerdings mit Mais bepflanzt Die Luft ist grau, aber ganz ruhig. Wir fahren sehr langsam, denn das Wasser ist niedrig um diese Jahreszeit, und der Fluß hat viele Untiefen; er ist zuweilen schmal genug, oft aber auch

sehr breit, mit einer Menge größerer sowohl als kleinerer Inseln. Diese sind voll von wilden Weinreben, die sich in Gewinden zwischen den zum großen Theil abgelaubten Bäumen hinziehen. Aber die Weinrebe ist noch grün. Wir fahren zwischen dem Wisconsin (zur Rechten) und dem Jowa (zur Linken). Kaum erst fuhren wir an der Mündung des Flusses Wisconsin vorbei, wo Pater Marquette in den Missisippi hinaussegelte. Wie gut verstehe ich seine Gefühle bei der Entdeckung dieses großen Flusses! Ich fühle mich hier 200 Jahre später beinahe so glücklich wie er, denn auch ich bin allein und auf einer Entdeckungsreise begriffen, obschon von anderer Art. Der Auslauf des Wisconsin in den Missisippi zwischen den Ufern hin, die mit laubigem Gebüsch und Bäumen bewachsen sind, gleicht einer schönen Idylle. Morgen kommen wir in wildere Gegenden und unter Indianer. Möchte nur das Wetter nicht allzu rauh werden!

Am Abend.

Es sieht aus, als wollte es sich aufhellen. Die Sonne ist unter, der Mond ist aufgegangen, und der Mond scheint auf die Wolken zu wirken, so daß sie sich zerstreuen. Bei Sonnenuntergang legte Menomonie am Land an, um Holz einzunehmen. Es war am Ufer des Jowa. Ich stieg mit Mr. Sibley ans Land. Dort lag ein neues Blockhaus unter der Höhe, fünfzig Schritte vom Ufer. Wir gingen hinein. Wir trafen da eine schöne junge Frau mit einem tüchtigen kleinen Jungen, „a baby“ auf dem Arm. Ihr Mann war draußen im Wald. Sie waren erst seit einigen Monaten hier, waren aber wohl zufrieden und hofften gut auszukommen. Zwei fette Kühe mit Schellen gingen waidend auf dem durch keine Zäune eingegrenzten Feld

um die Hütte her. Im Hause war Alles ordentlich, sauber und zeugte von einem gewissen Comfort. Ich sah einige Bücher auf den Schränken. Es waren die Bibel, ein Gebetbuch und amerikanische Lesebücher, ausgewählte Stücke der amerikanischen und englischen Literatur in Versen und Prosa enthaltend.

Die junge Frau sprach verständig und ruhig von ihrem Leben und ihrer Lage als Kolonisten im Westen. Als wir das Haus verließen, und ich sie mit ihrem schönen Kind auf dem Arm an der Thüre stehen sah, bildete ihre Gestalt im Rahmen der Stube, in der milden Beleuchtung vom westlichen Himmel, ein schönes Bild vom neuen Leben des Westens.

Die kräftig ernste junge Mutter, die das Kind trägt; die von dem Mann gebaute kleine Wohnung, welche die edelsten Schätze der Liebe und des Gedankens in sich birgt — siehe da die Pflanzenschößlinge, die allmälig die Wildniß erfüllen und sie gleich einer Lilie aufblühen machen werden.

Den 16. Octbr.

Ein herrlicher, sommerwarmer Morgen! Es hat heute Nacht geregnet. Am Morgen klärte es sich auf. Die dichte, dunkle Wolkenmasse wurde von zuckenden Sonnenstrahlen durchbrochen und zerrissen. Und das war ein Spiel von kühnen Schatten und himmlischen Lichtern unter den immer kühneren, steileren, pittoreskeren Höhen. Das war ein Leben! Und ich war allein, mit Amerika, meiner geliebten, meiner großen, schönen Schwester, der Sibylle, zu deren Füßen ich lauschend sitze, mit liebevollen Blicken zu ihr hinaufschauend. O! . . . was sie mir alles sagte an diesem Tag, diesem an Inspirationen reichen Morgen, während sie durch Thränen das Licht des Himmels trank und die

dunkeln Schatten wie Schleier von ihrem Antlitz zurückwarf, um es desto voller von göttlichem Lichte bestrahlen zu lassen! Diesen Morgen vergesse ich nie.

Sie kamen wieder und wieder die dunkeln Wolken, Nacht über die tiefen Klüfte breitend; aber sie mußte weichen, sie mußte der Sonne Raum geben, die zuletzt allein siegreich herrschte und im Glanz des schönsten Sommertags über dem Missisippi und seiner Welt leuchtete. Und das innere Licht in mir sprach mit dem äußern. Es war herrlich

Die Höhe der Ufer wurde ebenfalls immer ungewöhnlicher und phantastischer durchbrochen und stellte die überraschendsten Gebilde dar. Die Hälfte der Höhen — ungefähr 4—500 Fuß über dem Fluß — war von goldnen Laubwäldern bedeckt, aus denen sich plötzlich nackte, ruinenartige Klippen emporrichteten, rothbraune Wälle, Thürme, halb niedergerissene Mauern, — wie von prächtigen Burgen und Schlössern der Vorzeit. Die Burgruinen des Rheinstroms sind Kleinigkeiten gegen diese gigantischen Ueberreste aus der Urzeit, wo noch kein Mensch sich vorfand, wo die Titanen der Urnatur, Megatherien, Mastodons und Missourien sich aus den Fluthen emporhoben und allein auf der Erde wandelten.

Es war schwer, sich bei mehreren dieser kühnen Pyramiden und gebrochenen Façaden zu überzeugen, daß sie keine Werke der Menschenhand gewesen, so regelmäßig, so architektonisch waren die kolossalen Bildungen. An ein paar Orten sah ich ein von Menschenhand erbautes Häuschen auf der Klippe; es sah aus wie ein Vogelnest auf einem hohen Dach. Aber das freute mich, weil es verkündete, daß diese prachtvolle Gegend bald Einwanderer bekommt und der Naturtempel Verehrer in dem begreifenden, dankbaren Menschengemüth. Die Gegend auf der andern Seite dieser steilen Klippen ist Hochland, ein herrliches, fruchtbares

Prärienland, ein Land für viele Millionen Menschen; Amerikaner werden auf diesen Höhen schöne gastfreie Häuser erbauen, werden hier arbeiten, beten, lieben, genießen. Eine veredelte Menschheit wird auf diesen Höhen wohnen.

Unten im Fluß, zu den Füßen der Bergriesen, wurden die grünen Inselchen immer zahlreicher; alle hatten denselben Charakter, alle waren liebliche Oasen, umschlungen von Weinranken. Die wilden Trauben sind klein und sauer; aber man sagt, sie werden nach der Kälte süß. Es ist merkwürdig, wie hübsch überall in Amerika die Weinrebe ist. Amerika ist ein wahres Weinland. Ich sah hier die Prophezeiung von der Zeit und dem Land, „wo man in gutem Frieden unter seinem eigenen Weinstock sitzen, wo Wolf und Lamm zusammen spielen werden," und wo die Wüste wie eine Lilie blühen wird — Alles im Namen des Friedensfürsten.

Diese Höhen haben ungeachtet ihrer Verschiedenheit in den Formen und den Felsruinen, die sie tragen, eine Aehnlichkeit: sie sind beinahe alle von derselben Höhe und übersteigen nicht 8 — 900 Fuß; gute Republikaner alle zusammen.

Gestern Abend just beim Sonnenuntergang sah ich die erste Spur der Indianer in einem indianischen Grab. Es war ein kistenartig runder Sarg, auf ein Paar Bretter gelegt, die von vier Stützen unter einem herbstgelben Baum getragen wurden. So setzen die Indianer ihre Todten bei, bis alles Fleisch von den Beinen verwest ist; dann begraben sie diese in der Erde oder in Löchern, unter Ceremonien, Tänzen und Gesängen. Ein Sarg unter dem herbstgelben Baum, in der blassen Abendsonne war also das erste Zeichen, was ich von diesem armen, absterbenden Volke gewahr wurde.

Bald darauf sah ich indianische Hütten an den

Ufern. Sie werden von den Indianern hier Tepees (Wohnungen) und auf Englisch „lodges“ genannt, sind zeltförmige Hütten, mit Büffelfellen bedeckt, die um lange Stangen herumhängen, welche kreisförmig in der Erde stecken und sich in der Spitze vereinigen, wo der Rauch durch eine Oeffnung hinausgeht, — sie erinnern an die Hütten unserer Lappen, sind aber im größeren Styl gebaut. Eine niedrige Oeffnung mit einer Art Vorthüre befindet sich in jedem Zelt, welches, wenn man so will, mit dem Zipfel einer Büffelhaut bedeckt ist. Durch so geöffnete Thüren sah ich das Feuer in mehreren Hütten auf dem Boden brennen. Es sah friedlich aus. Kleine wilde Kinder sprangen am Ufer hin. Es ist der schönste, mondhelle Abend.

Den 17. Oct.

Sonnenhell, aber kalt. Wir haben auf dem ganzen Wege links indianisches Territorium, d. h. das Territorium von Minnesota, und wir sehen Indianer auf den Ufern in größern oder kleinern Lagern. Die Männer stehen oder gehen in rothe oder weißgelbe Filze eingehüllt. Die Weiber beschäftigen sich mit den Feuern außer oder innerhalb der Zelte, oder tragen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken in dem gelben Filz, der sie ebenfalls umhüllt. Alle sind baarhäuptig, mit schwarzem, struppig herabhängendem, ziegenartigem Haar, das zuweilen geflochten ist. Eine Menge Kinder, besonders Knaben, sprangen lärmend am Ufer herum. Wir fahren sehr langsam, bleiben mitunter etwas stecken, und suchen unsern Weg zwischen Inseln hin. Mittlerweile zeigen sich kleine Kähne mit Indianern, schnell und gleichsam scheu da und dort längs dem Ufer und den Inseln, wo die Leute unter den Büschen etwas zu suchen scheinen.

Nach meiner Ansicht sind es meistens Weiber in den Booten, aber es ist nicht so leicht einen Mann von einem Weib zu unterscheiden, da sie in ihre Filze eingehüllt mit entblößtem Haupt und buschigem Haar dasitzen. Es sind wilde Beeren und Pflanzen, die sie unter den Gebüschen sammeln. Wie wild und thierisch sie aussehen! Und wie wunderlich es ist, Menschen zu sehen, welche denjenigen, die wir täglich schauen und uns selbst so unähnlich sind!

Die Indianer, die wir hier sehen, gehören zu der Sioux (oder Dakotah) Nation, noch jetzt einer der mächtigsten Stämme im Land, welcher das Land um die Mississippiquellen (Minnesota) neben den Chippewas-Indianern bewohnt. Jede dieser beiden Nationen soll sich auf 25,000 Seelen belaufen. Die zwei Völker leben in beständiger Fehde mit einander, und neuerdings wurde nach einigen blutigen Ueberrumplungen ein großer Friedenscongreß beim Fort Snelling gehalten, wo die amerikanischen Behörden die blutgierigen Völkchen zwangen sehr gegen ihren Willen einander die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Mr. Sibley, der mehrere Jahre unter den Sioux gelebt, wie auch an ihren Jagden und ihrem täglichen Leben Theil genommen, hat mir einige eigenthümliche Züge aus dem Leben und Charakter dieses Volkes erzählt. Eine gewisse Großsinnigkeit verkündigt sich darin, aber auf dem Grund eines großen Hochmuths; und die Rachsucht ist wild und auf unedle Art grausam. Mr. Sibley liebt jedoch die Indianer, und soll selbst bei ihnen in großer Gunst stehen. Wenn wir an indianischen Dörfern vorbeifahren, erhebt er zuweilen eine Art wilden Geschreis, das vom Ufer her mit Jubel beantwortet wird.

Mitunter sehen wir ein kleines Blockhaus und daneben 2—3 indianische Tepees. Es ist ein Halbblut-Indianer, der im Hause wohnt, das heißt ein solcher,

dessen Vater ein Weißer und dessen Mutter eine Indianerin war, und seine Verwandten mütterlicher Seits, oder die Verwandten seiner indianischen Frau kommen und wohnen bei ihm. Er ist gewöhnlich ein Handelsmann und steht in Berührung mit Europäern.

Wir haben jetzt auch einige Indianer an Bord, eine Familie Winnebagoes, Mann, Frau und Tochter (ein 17jähriges Mädchen) und zwei junge Krieger aus dem Sioux-Stamm, mit hübschen Federn geschmückt, sowie mit Roth und Gelb und allen Farben, glaube ich, bemalt, so daß es köstlich aussieht. Sie befanden sich auf dem oberen Verdeck, wo auch ich mich der freien Aussicht wegen meistens aufhalte. Der Winnebagomann ist ebenfalls bemalt, und liegt auf dem Verdeck meistens auf dem Bauch, auf seine Ellenbogen gestützt und in seinen Fils eingehüllt. Die Frau sieht alt und abgelebt aus, ist aber munter und gesprächig. Das Mädchen ist groß, hat eine gute Farbe, aber plumpe Züge und einen breiten, gebeugten Rücken; sie ist sehr schüchtern und wendet sich ab, wenn man sie ansieht. Ich sah die drei ihr Mittagsmahl einnehmen, indem sie aus dem Sack ein Stück dunkles Fleisch hervorzogen (geräuchert, glaube ich) und abwechselnd ein Stück davon mit den Zähnen abrissen. Ich bot ihnen Kuchen und Obst an, was ich bei mir hatte. Die Frau riß sie mir lachend beinahe aus der Hand. Sie freute sich darüber, machte aber keine Miene zu danken. Die jungen Sioux-Krieger sehen wie eine Art großer, hübscher Hähne aus. Sie brüsten sich gewaltig, und schauen hoffärtig drein. Zuweilen aber hocken oder kauern sie sich nieder wie Affen und schwatzen unter sich mit sehr geläufiger Zunge, wie nur zwei Kaffeebasen schwatzen können. Alle Männer haben Habichtnasen, und ihre Mundwinkel sind abwärts gezogen, was ihrem Mund einen unangenehmen, höhnischen Ausdruck gibt. Nichts frappirt mich

bei ihnen so sehr wie ihre Augen, denn sie haben einen gewissen harten, unmenschlichen Ausdruck. Sie scheinen mir gleich denen wilder Thiere kalt und klar mit einem festen und harten, beinahe grausamen Blick. Man glaubt zu sehen, daß sie auf irgend einen Gegenstand, einen Raub weit weg im Walde lauern. Dem Blick fehlt es nicht an schneller Fassung und Munterkeit, aber es fehlt ihm an Gefühl. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen ihren Augen und denen des Negervolkes. Die ersteren sind ein kalter Tag, die letzteren sind eine warme Nacht.

Gestern Nacht fuhren wir im Mondschein durch den „Pepin-See" hin, eine Erweiterung des Missisippi, so groß, daß sie einen weiten See bildet, umgeben mit hohen, gegen das Wasser beinahe lothrecht abfallenden Höhen, worunter eine ganz besonders hervorstehende, die Wenona-Klippe genannt wird nach einer jungen Indianerin, die hier ihr Todtenlied sang, und sich sodann in die Tiefe hinabstürzte, da sie den Tod einer Verbindung mit einem Manne vorzog, den sie nicht liebte.

Gegen Abend spät bemerkte ich einen hochgewachsenen Indianer, der mit gekreuzten Armen in seinen Fils eingehüllt unter einem großen Baum stand. Er stand so unbeweglich da, daß er mit dem Baum zusammengewachsen schien, an dessen Stamm er seinen Rücken stützte. Er sah recht stattlich aus. Auf einmal fuhr er heftig zusammen und begann unter gellendem Geschrei am Ufer hinzuspringen, und jetzt sah ich weiter weg ein Lager von ungefähr 20 Tepees im Wald, nah am Fluß, wo Feuer brannten und es von Leuten zu wimmeln schien. Am Ufer entlang lag eine Menge kleiner Kähne und ich vermuthe, daß der Warnruf des Mannes diesen galt, denn als unser Dampfboot am Platz vorüber schwenkte, — das Lager befand sich in einer Bucht des Flusses — erregte es ein wahres

Erdbeben unter den kleinen Booten, die wie Nußschalen theils gegen einander, theils gegen das Ufer hin geschleudert wurden. Leute, die in den Booten saßen, sprangen auf das Ufer heraus, andere sprangen von den Zelten gegen die Boote hinab, das ganze Lager kam in Bewegung und man schrie und bellte, Menschen sowohl als Hunde, und man erhob gellende Rufe, die noch lange gehört wurden, nachdem Menomonie in brausender Schnelligkeit vorbeigeschossen war. Das Lager mit seinen Feuern, Zelten und Leuten war ein höchst wildes, lebendiges Schauspiel. An einem andern Ort sahen wir dieser Tage einen großen, hellrothen Stein auf einem Feld in der Nähe des Flusses. Man sagte mir, daß dieser Stein und alle großen Steine derselben Art den Indianern heilig seien, die darauf ihre Eide ablegen, um sie herum ihre Versammlungen halten und sie als von einer Gottheit bewohnt betrachten.

Heute Nachmittag werden wir nach Sct. Paul kommen, dem Ziel unserer Reise und der nördlichsten Stadt am Mississippi. Ich bedaure, daß ich so schnell vorankomme, ich wünschte, diese Fahrt den Mississippi hinauf könnte wenigstens noch acht Tage währen. Sie erfreut und interessirt mich unbeschreiblich. Diese neuen, so in jeder Beziehung neuen Ufer mit ihren beständig neuen Scenen, dieses wilde Volk mit seinen Lagern, seinen Feuern, Booten, seinen eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen — das Alles ist für mich eine beständige Erquickung. Dazu kommt, daß ich dieß Alles in Frieden und Freiheit genießen kann in Folge der vortrefflichen Einrichtung der amerikanischen Dampfboote. Sie sind gewöhnlich dreieckig; das mittlere Verdeck ist hauptsächlich von denjenigen Passagieren besetzt, die, um es bequem zu haben, mehr bezahlen als die andern. Rings um dieses Verdeck geht eine breite Gallerie oder Piazza, die von dem obern Verdeck über-

schattet ist, und vor der Piazza sind die Kajüten der Passagiere, Seite an Seite, rings um das ganze Schiff her. Jede Kajüte hat eine mit einem Fenster gegen die Gallerie versehene Thüre, so daß man jeden Augenblick hinausgehen oder von seinem Zimmer aus das Schauspiel an den Ufern betrachten kann; und dann noch eine Thüre gegenüber nach dem Salon zu. Der Salon auf dem Hintertheil des Schiffs gehört beständig den Frauenzimmern, und rings um diesen sind ihre Kajüten; der andere größere Salon, der zugleich der Speisesaal ist, ist das Versammlungszimmer der Herrn. Jedes Stübchen, „State room" genannt, hat gewöhnlich zwei Betten, das eine über dem andern. Aber wenn das Dampfboot nicht von Passagieren überfüllt ist, kann man leicht das ganze Zimmer für sich allein behalten. Diese Zimmer sind immer weiß bemalt, sauber, hell, freundlich; man kann auch den Tag über mit aller Behaglichkeit da sein. Der Tisch ist gewöhnlich gut und reichlich, die Reisekosten vergleichungsweise gering. So z. B. bezahle ich für die Reise von Galena nach Sct. Paul blos sechs Dollars, was mir in Vergleich mit all dem Guten, was ich genieße, und all dem Vergnügen, das ich habe, gar zu wenig vorkommt. Mein gemüthliches kleines „State room" habe ich ganz für mich allein, und die wenigen Standespersonen, die jetzt an Bord sind, gehören nicht zur fragenden Sorte; einer der Passagiere, Mr. Sibley, ist ein kenntnißreicher, freundlicher Mann, der mir sehr interessante Aufschlüsse über die Völker und die Verhältnisse in diesen Gegenden gibt. Es sind auch einige Auswanderer-Familien da, die sich an den Ufern der Flüsse Sct. Croix und Stillwater niederlassen wollen, und diese gehören nicht zu der sogenannten guten Gesellschaft, obschon sie unter ihr sitzen — einige von den Frauenzimmern rauchen aus Meerschaumpfeifen. Besonders sind es ein paar halberwachsene Mäd-

chen, die mir mitunter bedeutend im Wege stehen. Namentlich eine von ihnen, eine hochaufgewachsene, ungeformte Dirne, in einem hellrothen, ziegelfarbigen Kleid, und mit feuerrothem Haar, das quastenartig am Hals hinaussteht; dabei schielt sie noch, und so oft sie kommt, bleibt sie gerade vor mir mit gekreuzten Armen und offenem Munde stehen, um mich anzugaffen, wobei auch ihre Augen sich kreuzen, gleich als gaffte sie irgend ein ungewöhnliches Thier an; und mitunter kommt sie auf einmal mit irgend einer unnöthigen, unverständigen Frage an mich herangetappt. Ich betrachte diese Naturkinder als zu den mythologischen Wundern des großen Westens gehörig, als Töchter seiner Riesen und Jothune, und ich genire mich nicht, sie etwas kurz abzufertigen. Ach man mag mit noch so demokratischen Grundsätzen in diesen Welttheil kommen, man läuft immer Gefahr auf der Herumreise bis auf einen gewissen Grad Aristokrat zu werden. Bis auf einen gewissen Grad: mehr werde ich es nie, und wenn sich noch so viel Riesentöchter zeigen, daß sie mir die Aussicht ganz benehmen. Das ziegelfarbige, dummdreiste Mädchen hier würde — ich bin es vollkommen überzeugt — wenn man ihr einige wenige freundliche Worte der Erziehung sagte, andere Manieren und Sitten annehmen; und wenn ich länger bei ihr wäre, so dürften wir noch gute Freundinnen werden. Und da ist in einer dieser Auswandererfamilien eine alte — wiewohl nicht sehr alte Großmutter, so besorgt, so still, wirksam und geschäftig für alle die Ihrigen, so sichtlich gut und mütterlich in ihrer Natur, daß man ihr ihre Fragen und Unkenntniß in der Geographie gern zu gut halten müßte, wenn man selbst recht gut wäre. Aber das ist man nicht, wenn man durch die Façons der Riesentöchter um seinen Humor gebracht wird und gern Ruhe haben möchte.

Der Schiffskapitän, Mr. Smith, ist ein ausgezeich-

net artiger und angenehmer Mann; er ist am Bord mein Cavalier, und auf seinem Boot herrscht die beste Ordnung.

Wir sehen jetzt auf den Ufern keine Spuren von europäischer Kultur mehr, nur indianische Hütten und Feuer. Vom Pepinsee her sind die Ufer auf der ganzen Fahrt niedriger und die Natur weniger großartig geworden.

Siebenundzwanzigster Brief.

Sct. Paul, Minnesota. Den 25. Oct. 1850.

Ungefähr drei Meilen von Sct. Paul sahen wir ein großes indianisches Dorf, etwa zwanzig mit Fellen bedeckte Hütten, von denen Rauchsäulen emporstiegen. Mitten unter diesen Hütten lag ein Blockhaus. Es war die Wohnung, die sich ein christlicher Missionär mitten unter den Wilden erbaut und wo er eine Schule für die Kinder eingerichtet hat. In einem Halbkreis hinter dem Dorf waren auf den grünen Höhen eine Menge vierstützige Gerüste, auf denen Särge oder Kisten von Rinde aufgestellt waren. Weiße Fähnlein zeichnen das luftige Ruhelager der zuletzt Entschlafenen aus. Das Dorf, das Kapoſia heißt und zu den festen, indianischen Dörfern gehört, sah lebhaft aus, besonders durch das Gewimmel indianischer Weiber, Kinder und Hunde. Wir fuhren rasch weiter, denn der Missisippi war hier so klar und tief, wie der Götha Elf. Jetzt machte er eine plötzliche Biegung nach links, und wir sahen Sct. Paul vor uns, auf einer bedeutenden An-

höhe des östlichen Ufers stehend, im Hintergrund das blaue Himmelsgewölbe, unter sich in der Tiefe den großen Fluß, und vor sich nach rechts und links schöne Thalgründe mit grünenden, waldbewachsenen Höhen — eine recht stattliche und beherrschende Lage mit schönster Aussicht.

Wir legten am untern Theil der Stadt Sct. Paul an. Von da steigt man auf Treppen zu dem oberen hinauf, wie wir es auf den südlichen Bergen am Mosebacke in Stockholm thun. Der Uferstraße entlang saßen oder spazierten Indianer. Sie gingen in lange Filze eingehüllt und mit stolzen Schritten; einige waren recht stattliche Figuren. Dem Boot gegenüber saßen auf Treppen vor den Häusern einige junge Indianer, zierlich mit Federn und Bändern aufgeputzt, und rauchten aus einer langen Pfeife, die sie umhergehen ließen, so daß jeder nur einige wenige Züge that.

Wir hatten noch nicht lang am Ufer angelegt, als der Gouverneur von Minnesota, Mr. Alexander Ramsay, und seine schöne junge Frau an Bord kamen und mich als Gast in ihr Haus luden. Und da bin ich jetzt glücklich mit den friedlichen Menschen und mache mit ihnen Ausflüge in die Gegend. Die Stadt ist eines der jüngsten „Babies" des großen Westens, erst achtzehn Monate alt, ist aber in dieser Zeit zu einer Bevölkerung von 2000 Personen herangewachsen, und wird wohl binnen wenigen Jahren 20,000 zählen, denn die Lage ist herrlich sowohl in Bezug auf Schönheit und Gesundheit, als auch für den Handel. Hieher strömen die Fellwaaren der Indianer aus dem ganzen ungeheuren Land zwischen dem Mississippi und Missouri, der Westgrenze Minnesotas; die Wälder, die noch in ihrem ursprünglichen Reichthum prangen, und die fischreichen Seen und Ströme bieten unerschöpfliche Mittel dar, und zu ihrer Ausführung im Welthandel ist hier der große Mississippi da, der sie durch ganz

Centralamerika bis hinab nach New-Orleans trägt. Auch haben sich bereits mehrere Handelsleute hier ein bedeutendes Vermögen erworben; sie kommen immer zahlreicher hierher und man baut daher so schnell man nur kann.

Aber noch ist die Stadt in ihren Kinderjahren, und man hilft sich mit nothdürftigen Wohnungen. Das Wohnzimmer im Hause des Gouverneur Ramsay ist zugleich sein Amtszimmer, und Indianer, Arbeiter, Damen und Herren kommen unter einander herein. Mittlerweile baut Herr Ramsay für sich ein schönes geräumiges Haus, ein Stück außerhalb der Stadt auf einer Höhe mit schönen Bäumen und mit einer großen Aussicht über den Fluß. Würde ich am Mississippi wohnen, so möchte ich da wohnen. Es ist eine Hochlandsgegend, die überall schöne, wechselreiche Aussichten eröffnet. Und dann ist Alles ein so junges, ein so frisches Leben.

Es wimmelt von Indianern in der Stadt. Die Männer gehen meistentheils zierlich aufgeputzt und mit blanken Aexten, deren Schaft auch als Pfeifenrohr dient. Sie bemalen sich so gänzlich geschmacklos, daß es beinahe unglaublich ist. Mitunter ist das halbe Gesicht mit zinnoberrothen Strichen und Flecken bemalt und die andere Hälfte mit gelben ditto, mit allen möglichen Fantasieen in Grün, Blau und Schwarz, ohne daß ich die mindeste Rücksicht auf Schönheit dabei entdecken konnte. Da kommt ein Indianer, der sich einen großen rothen Fleck mitten auf die Nase gesetzt hat; da ein anderer, der seine ganze Stirn mit kleinen gelben und schwarzen Vierecken bemalt hat; dort ein Dritter mit kohlschwarzen Ringen um die Augen. Alle haben Adler- oder Hahnenfedern im Haar, meistentheils gefärbt, oder mit feuerrothen wollenen Quasten an den Enden. Das Haar ist auf der Stirn kurz ab-

geschnitten, hängt aber im Uebrigen buschig oder auch in Flechten um die Schultern der Männer sowohl als der Weiber. Die Weiber sind wenig bemalt, und dann mit besserem Geschmack als die Männer, gewöhnlich nur mit einem starkrothen, kleinen Fleck mitten auf der Wange, und die Haare auf der Stirn sind mit Purpur gefärbt. Sie gefallen mir besser als die Männer. Sie haben ein gutmüthiges Lächeln und oft einen sehr freundlichen Ausdruck; auch im Blick ihrer Augen ist etwas weit Menschlicheres als in den Blicken der Männer. Aber sie sind offenbar blos die Lastthiere der Männer. Da geht ein Indianer mit stolzen Schritten und das federgeschmückte Haupt hoch emporhaltend. Er trägt nichts als seine Pfeife und (wenn er auf einer langen Wanderung begriffen ist) vielleicht einen langen Stab in der Hand. Hinter ihm kommt mit gebeugtem Haupt, gekrümmtem Rücken die Frau, beinahe erliegend unter der Last, die sie auf dem Rücken trägt, und welche ihr ein um die Stirn gebundener Gürtel emporhalten hilft. Aus dem Pack auf ihrem Rücken guckt ein kleines, rundes Gesicht mit schönen dunkeln Augen vor; es ist ihr „Papoose," wie die Kinder hier genannt werden. Der kleine Körper ist in seinen Windeln mit dem Rücken an ein kleines Brett befestigt, das den Rücken aufrecht halten soll, und da lebt und ißt, schläft und wächst das Kind, fortwährend an das Brett befestigt. Wenn das Kind gehen kann, wird es von der Mutter noch lange in einem Wollfilz auf dem Rücken getragen. Beinahe alle Indianer, die ich hier sehe, gehören dem Siouxstamm an.

Vorgestern führten mich Gouverneur Ramsays an die „Sct. Anthony-Fälle." Sie sind einige Meilen von Sct. Paul. Diese Fälle verschließen den Mississippi für die Dampfschiffe und andere Fahrzeuge. Von ihnen bis nach New-Orleans sind es ungefähr 2,200 englische Meilen. Ein Stück weit über den Fällen

wird der Fluß wieder ein paar hundert Meilen lang schiffbar, doch blos für kleinere Fahrzeuge und nicht ohne Gefahr. Die Sct. Anthony-Fälle haben keine bedeutende Höhe, und kommen mir blos wie der Fall von einem großen Mühlendeiche vor. Sie fallen quer über ein Lager von Tafelsteinen, die sie zuweilen zerbrechen und in großen Blöcken weiter spielen. Die Gegend ringsum ist nicht großartig und auch nicht pittoresk. Doch ist der Fluß hier sehr breit, und möglicherweise erscheinen deßwegen die Fälle und die Höhe unbedeutender. An den Ufern entlang ist ein großer Reichthum von wildem Buschwerk zwischen Blöcken und Felsenwänden von Tafelsteinen, alles in ruinenartigen, aber nicht großen Gebilden. Fluß, Fall, Land, Aussichten, Alles hat hier mehr Breite und Weite als Größe.

Der Pater Hennepin, ein französischer Jesuit, war es, der zuerst als Gefangener der Indianer an diesen Fall kam. Die Indianer nannten die Fälle Irrara" oder die lachenden Wasser. Er taufte sie nach dem heiligen Antonius. Mir gefällt der, erste Name besser. Denn er ist charakteristisch für die Fälle, die mehr heiter als gefährlich aussehen und deren Getöse nichts sehr Düsteres hat.

Der Missisippi ist in seiner Jugend ein Fluß von fröhlicher Laune. Ich habe ein Gemälde von seiner Quelle (ein Geschenk des Mr. Scoolkraft), den kleinen See Itaska im nördlichen Theil von Minnesota. Der kleine See sieht wie ein klarer Himmelsspiegel aus mit dem Urwald als Rahmen. Nordische Fichten und Tannen, Ahorn und Ulmen und alle schönen Gewächse Amerikas in dieser Zone umgeben das Wasser, wie schützende Lauben die Wiege eines Kindes. Höher hinauf in dem weiten Hintergrund liegt Hochland, von den Franzosen „Hauteur des terres" genannt, einem hohen Plateau gleichend. Es ist von dichten Wäldern

bedeckt, mit Granitblöcken übersät und von üppigen Quelladern durchbrochen. Fünf von ihnen ergießen sich von verschiedenen Seiten in den kleinen See Itaska.

Wo der Missisippi als „Baby" dem Schooß des Itaska entspringt, ist er ein reißender und klarer, kleiner Strom, sechzehn Fuß breit und vier Zoll tief. Ueber Stock und Stein hinhüpfend erweitert er sich, neunzehn Meilen von seiner Quelle, in dem See Pemidyi, einem See mit krystallhellem Wasser und frei von Inseln. Hier begegnet ihm der Strom La Place aus dem Assawa-See. Fünfundvierzig Meilen weiter unten ergießt er sich in den Caß-See (dem Ende von Gouverneur Caß Expedition im Jahr 1820). Wenn der Missisippi aus diesem See kommt, ist er 172 Fuß breit und acht Fuß tief. So geht er fortwachsend, sich vertiefend, immer reichere Zuschüsse aus Quellen und Strömen erhaltend, bald in klaren, an unzähligen Fischarten reichen Seen ausruhend, bald zwischen Ufern hineilend, die mit wilden Rosen, Fliedern, Hagedorn, wildem Gesträuch, wilden Pflaumen und allen möglichen wilden Waldbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Braunbeeren bedeckt sind, durch Wälder von weißen Cedern, Föhren, Birken und Zuckerahorn, reich an Wildpret aller Art, an Bären, Elenthieren, Füchsen, Mardern, Bibern u. s. w., durch hohes und niedriges Prärienland, voll von perlenden Quellen (die sogenannte Undinen-Region), durch Gegenden, deren reiches Erdreich leicht üppige Ernten von Korn, Waizen, Kartoffeln u. s. w. ertragen könnte, auf einer Strecke von 3—400 englischen Meilen, wobei er lange Strecken schiffbar wird, bis er nach Sct. Anthony kommt. Kaum vorher hat er sich bedeutend erweitert und umfaßt mehrere größere und kleinere Inseln, die reich mit Bäumen und Weinranken bewachsen sind. Kurz über dem Fall ist er so seicht, daß man mit Pferden und Wagen darüber fahren

kann, was auch wir zu meiner großen Verwunderung thaten. Nicht weit unter dem Fall wird der Fluß wieder schiffbar, und die Dampfboote aus dem Süden gehen bis nach Mendota hinauf (einem Dorf am Ausfluß des Sct. Peter-Flusses in den Missisippi) etwas höher als Sct. Paul. Von da aus fährt man frei den Missisippi hinab bis zum mexikanischen Meerbusen. Der Sct. Anthony-Fall ist des Missisippi letztes Jugendabenteuer. 900 Meilen von der Länge des Flusses sind innerhalb des Territoriums von Minnesota, und der größte Theil davon in wildem, beinahe unbekanntem Land.

Aber ich kehre zu den Fällen und zu meinem Tag an denselben zurück.

Bald unter dem größten Fall, und von seinem Wasserstaub wie von Nebelgestalten umgeben, liegt ein Inselchen von pittoresken, ruinenartigen Steinlagern, mit reichem Laubwald gekrönt — der schönste, bedeutendste Punkt in dem ganzen Schauspiel. Man nennt es die „Kataraktеninsel" von dem Fall der „lachenden Wasser." Es wird auch Geisterinsel genannt von einem Ereigniß, das sich vor einigen Jahren hier zutrug, und das ich Dir erzählen will, weil es für das Leben der indianischen Weiber bezeichnend ist.

Vor einigen Jahren kam ein junger Jäger des Sioux-Stammes und schlug am Ufer des Missisippi, ein klein wenig über dem Sct. Anthony-Fall sein Tepee auf. Er hatte bloß *eine* Frau — (was bei diesen Herrn, die es zuweilen bis auf zwanzig Frauen treiben, sehr ungewöhnlich ist) sie hieß „Ampato Sapa." Sie lebten mehrere Jahre glücklich zusammen und hatten zwei Kinder, die um ihr Feuer herum spielten, und die sie voll Vergnügen „ihre Kleinen" nannten. Der Mann war ein glücklicher Jäger und mehrere Familien sammelten sich allmälig um ihn und errichteten ihre Tepees in der Nähe des seinigen. Da sie in ein nähe-

res Verhältniß zu dem glücklichen Jäger zu kommen wünschten, spiegelten sie ihm vor, er müsse mehrere Frauen haben, dadurch würde er sein Ansehen vergrößern und könne bald zum Häuptling des Stammes ernannt werden.

Der Mann ließ sich diesen Rath wohl behagen und nahm heimlich eine neue Frau.

Aber um sie in sein Tepee heimzuführen, ohne daß es seiner ersten Frau, der Mutter seiner Kinder, mißfiele, sagte er zu ihr:

„Du weißt, daß ich niemals ein anderes Weib so zärtlich lieben kann, wie ich Dich liebe. Aber ich habe gesehen, daß Du allein mit mir und den Kindern schwere Arbeit hast, deßhalb habe ich beschlossen, noch ein Weib zu nehmen, das Deine Gehilfin sein soll. Aber Du wirst immer die vornehmste in der Wohnung bleiben."

Die Frau wurde tief betrübt, als sie diese Worte hörte. Sie bat ihn ihrer früheren Liebe, ihres Glücks seit mehreren Jahren, ihrer Kinder zu gedenken. Sie bat ihn, dieses zweite Weib nicht in ihre Wohnung zu führen.

Aber am nächsten Abend führte der Mann die neue Frau in sein Tepee ein.

Am nächsten Morgen früh, schon in der Dämmerung erscholl ein Todtengesang am Mississippi. Eine junge Indianerin saß in einem kleinen Kahn mit zwei kleinen Kindern und steuerte das Schifflein den Fluß hinab gegen den Fall zu. Es war Ampato Sapa. Sie sang in betrübten Tönen vom Kummer ihres Herzens, von der Treulosigkeit ihres Mannes und von ihrem Entschluß zu sterben. Ihre Freunde hörten den Gesang und sahen ihre Absicht, aber zu spät, um der Ausführung zuvorzukommen.

Ihre Stimme wurde bald von dem Fall übertäubt. Am Absturz blieb das Boot einen Augenblick

stehen; im nächstfolgenden stürzte es hinab und verschwand in der schäumenden Tiefe. Die Mutter und die Kinder kamen nie mehr zum Vorschein.

Die Indianer glauben noch jetzt in der Morgendämmerung den Klaggesang zu hören, der von der Treulosigkeit und Härte des Mannes verkündete, und sie wollen die Mutter mit den an ihre Brust geschlossenen Kindern in den Nebelgestalten erblicken, die aus dem Fall um die Geisterinsel her emporsteigen.

Dieses Ereigniß ist blos ein einziges unter vielen derselben Art, die sich alljährlich bei den Indianern zutragen. Der Selbstmord ist nichts Seltenes unter ihren Weibern. Ein Herr, der dieß bestreiten wollte, sagte mir, in den zwei Jahren, die er in dieser Gegend zugebracht, habe er blos von eilf oder zwölf solcher Fälle gehört. Es ist genug, meine ich. Die Ursache des Selbstmords ist bei der Indianerin gewöhnlich entweder daß ihr Vater sie gegen ihren Willen und ihre Neigung verheirathen will, oder daß, wenn sie verheirathet ist, der Mann ein neues Weib nimmt. Der Selbstmord, eine für Kinder des Naturlebens so unnatürliche That, zeugt, scheint es mir, bedeutend für das rein Weibliche bei diesen armen Weibern und beweist, daß sie eines besseren Looses würdig sind. Da sie noch sehr jung sind, fragt man beim Abschluß der Ehe selten nach ihrer Neigung. Der Freier breitet vor dem Vater des Mädchens seine Büffel- und Biberhäute, vor ihrer Mutter einige glänzende Stücke Zeug und Schmuckwaaren aus, und das Mädchen ist verkauft. Widerstrebt sie, so droht ihr der Vater Ohren und Nase abzuschneiden, und sie, die ebenso hartnäckig ist, als er, kürzt den Prozeß dadurch ab, daß sie sich erhängt, denn dieß ist die Todesart, die gewöhnlich gewählt wird. Es scheint auch, als wirkte bei dem Selbstmord oft Rachsucht als Triebfeder mit, und man weiß, daß indianische Weiber mit den Männern an Grausamkeit gegen

Feinde und Kriegsgefangene wetteifern; aber ihr hartes Leben als Weiber ist nichtsdestoweniger beklagenswerth, und ihre Kraft, lieber zu sterben, als sich zu erniedrigen. beweist, daß diese Naturkinder hochsinniger sind, als viele Weiber auf den Höhen der Civilisation. Die Schönheiten des Waldes sind stolzer und edler, als manchmal die Schönheiten des Salons. Aber wahr ist, daß ihre Welt enge ist und ihnen nichts gibt, außer dem Mann, dem sie dienen müssen, und der schmalen Wohnung, wo er der Herr ist.

Auf einer größeren Insel im Missisippi, oberhalb des Falles tranken wir Thee in einem schönen Haus, wo ich Comforts aller Art und Bildung fand, Musik hörte, Bücher und Bilder sah, wie man sie an den Ufern des Hudson finden könnte; und was mir noch lieber war, ich fand in seinen Bewohnern Freunde. Das Haus war noch nicht alt auf der Insel, und die Insel sah auch in ihrem Herbstschmuck wie ein kleines Paradies aus, obschon noch in halbverwildertem Zustand.

Dir jedoch zu beschreiben, wie wir fuhren, wie wir in hohlen Baumstämmen, die von dem Strom in chaotischen Massen herumgeworfen wurden, über den Fluß spazierten, wie wir auf- und abkletterten über Stöcke, Steine, Abstürze und Abgründe hin, das will ich nicht versuchen, denn es ist unbeschreiblich. Ich hielt diesen Uebergang ganz einfach für unmöglich, bis meine Begleiter, sowohl Herren als Damen, mir bewiesen daß er für sie ein einfacher, alltäglicher Weg war. Hu! . . .

Der Tag war kalt und rauh, und daher auch die Fahrt mehr mühsam als vergnüglich.

Ich habe mehrere Wanderungen hier in der Umgegend gemacht, theils allein, theils mit dem freundlichen Gouverneur Ramsay, oder auch mit dem freundlichen jungen Priester dahier. Ich habe dabei mehrere kleine Farms besucht, die beinahe sämmtlich von Franzosen aus Canada bewohnt sind, welche sich hieher

geflüchtet haben. Sie preisen Alle das üppige Erdreich und seine Fruchtbarkeit. Sie waren recht angenehm in der Unterhaltung, scheinen hier wohl zu gedeihen, hatten viele Kinder; aber die Sauberkeit und Gemüthlichkeit, welche die Wohnungen der Angloamerikaner auszeichnet, fand ich in diesen Wohnungen nicht, eher das Gegentheil.

Ueberall wogt das Gras hoch und herbstgelb auf Höhen und Feldern. Hier gibt es keine Hände, um es abzumähen. Der Boden ist eine fette, schwarze Erde, außerordentlich gut für Kartoffeln und Korn, aber minder angenehm für Fußgänger mit weißen Strümpfen und Unterröcken. Ein feiner, schwarzer Staub beschmutzt Alles. Allerliebste Binnenseen liegen zwischen den Höhen wie klare Spiegel in romantischer Ruhe und Zierlichkeit. Es ist eine vollkommen idyllische Natur. Aber die Hirten und Hirtinnen fehlen hier noch. Blos der östliche Strand des Mississippi in Minnesota gehört noch den Weißen, und ihre Anzahl beläuft sich auf blos ungefähr 7000 Seelen. Der ganze westliche Theil von Minnesota, westlich vom Mississippi, ist noch indianisches Gebiet, hauptsächlich von den zwei großen Nationen Sioux (oder Dacotahs) und Chippewas, die in beständiger Fehde mit einander leben, sowie von einigen kleinen Indianerstämmen bewohnt. Man sagt, die Regierung denke darauf, bald auch diesen ganzen Theil des Landes zu kaufen, und die Indianerstämme seien geneigt, den Handel einzugehen und sich auf eine andere Seite des Missouriflusses, nach dem Steppenland Nebraska und den Felsbergen zurückzuziehen. Diese Indianerstämme sind durch die Berührung mit den Weißen bereits so tief gesunken, daß sie das Geld und den Branntwein höher schätzen als die Erde ihrer Väter, und bereit sind gleich Esau für ein Linsengericht ihr Erstgeburtsrecht zu verkaufen. Aber dieses grausame Volk, das Kinder

und alte Leute scalpirt und das Weib zum Lastthier herabwürdigt, mag immerhin in die Wüste hinausziehen und einem edleren Geschlecht Platz machen. Es ist darin im Grund blos eine höhere Gerechtigkeit zu erblicken.

Den 26. October.

Gestern ging ich mit meinen freundlichen Wirthsleuten nach dem Indianergebiet, in der Nähe des Fort Snelling, einer Festung, welche die Amerikaner hier gebaut, und wohin sie Militär, sowohl Fußvolk als Reiterei, verlegt haben, um die Indianer in Respect zu halten. Diese sind auch in bedeutender Angst vor den Amerikanern, welche sie „die langen Messer" nennen. Und die Weißen laufen hier jetzt keine Gefahr mehr. Aber unter sich selbst fahren die Indianerstämme in näherer oder weiterer Entfernung mit ihren grausamen Ueberfällen fort, trotz des Einschreitens der amerikanischen Regierung. Noch nicht lange hat eine Kriegerschaar des Siouxstammes ein Chippewas-Dorf, während die Männer auf der Jagd waren, überrumpelt und sechzehn Personen, meist Weiber und Kinder, getödtet und scalpirt. Der Gouverneur Ramsay ließ des Beispiels wegen die Anstifter dieser Unthat festnehmen und ins Gefängniß werfen. Sie gingen stolz und mit der Miene von Märtyrern einer edeln Sache dahin.

Ich war neugierig, die innere Einrichtung dieser Zelte oder Tepees zu sehen, deren Rauch und Feuer ich schon so oft erblickt hatte. Und da ich bald nachdem ich auf indianischem Gebiet angekommen war, vier sehr ansehnliche Tepees erblickte, so eilte ich, sie zu besuchen. Gouverneur Ramsay und ein Dolmetscher, der sein Haus nicht weit davon hatte, kamen mit mir. Ich richtete meine Schritte auf das größte der Zelte zu.

Drei magere Hunde waren mit Stricken an die Zeltpfosten gebunden. (Die Indianer essen ihre Hunde, wenn es ihnen an anderer Nahrung fehlt.) Wir öffneten den aus Fellen bestehenden Vorhang, der die Thüre vorstellte. Ich hatte Schmutz und Armuth zu sehen erwartet, und war jetzt ganz überrascht, eine Art von orientalischem, obschon grobem Luxus nebst großer Behaglichkeit zu erblicken.

Es brannte Feuer auf dem Boden in der Mitte des Zelts, das groß und wohl mit Büffelhäuten bedeckt war. Beim Feuer saßen zwei Männer mit Strichen und Figuren im Gesicht bemalt und schliffen Pfeifen von einer dunkelrothen Steinart. Rings um die Wände des Zelts saßen Weiber und Kinder auf Kissen, die zum Theil zierlich genäht und auf weiße Filze gelegt waren. Einige der Weiber waren mit einem hellrothen Fleck mitten auf der Wange geschminkt und auch der Haarscheitel war roth bemalt. Mit ihren lebhaften dunkeln Augen und ihren fliegenden Haaren sahen sie beim Schein der tanzenden Flammen des Feuers recht hübsch und munter aus. Dabei waren sie freundlich und schienen über meinen Besuch erfreut zu sein. Zwei von ihnen machten mir Platz, um mich zwischen sie zu setzen. Die alten Weiber lachten und schwatzten, und schienen sehr ungenirt. Die jungen waren ernster und schüchterner. Die Männer schauten gar nicht auf, nachdem sie uns zuerst angesehen hatten, sondern fuhren schweigend fort, ihre Pfeifen zu feilen. Ueber dem Feuer hing ein großer Kessel, mit einem Strick an die Sparren oben am Zelt befestigt. Es war Mittagsstunde. Ein junges Weib zu meiner Rechten fütterte ihren kleinen Papoose, der ungefähr drei Jahre alt schien und ebenfalls einen hellrothen Fleck auf jeder seiner halbkugelartigen rothen Wangen trug. „Hoxidan?“ sagte ich, auf das Kind deutend; dieses Wort bedeutet Knabe. „Winnona!“ antwortete sie mit

leiser, melancholischer Stimme, und dieß Wort bedeutet Mädchen. Jetzt war mein indianischer Sprachvorrath erschöpft. Ich verlangte durch Zeichen die Suppe kosten zu dürfen, welche sie und das Kind aßen. Sie gab mir bereitwillig ihre Schale und ihren Löffel. Es war eine Art Wassersuppe mit kleinen Bohnen darin, ohne Salz und ohne den geringsten Geschmack, soviel ich entdecken konnte. Später bot sie mir einen frischgebackenen Kuchen an, der ganz schmackhaft aussah. Er war, glaube ich, von Waizen und ebenfalls ungesalzen, im Uebrigen aber recht gut.

Der Dolmetscher war ausgegangen. Gouverneur Ramsay hatte sich ebenfalls gesetzt. Die Männer feilten an ihren Pfeifen, das Feuer flammte und flackerte munter, der Kessel kochte, die Weiber aßen und sahen mich an, indem sie beim Schein des Feuers halb lagen oder nachläßig dasaßen. Und ich — sah sie ebenfalls an. Mit innerlicher Verwunderung betrachtete ich diese Geschöpfe, die Weiber waren wie ich, und mit weiblichen Gefühlen ausgestattet, dennoch aber so verschieden von mir in Beziehung auf Lebenszweck, auf tägliches Leben und ihre ganze Welt.

Ich dachte an ein steifes, trübes, häusliches Leben in der civilisirten Welt, an ein Haus ohne Liebe, eingeengt in die Schranken einer todtgeborenen Meinung, mit Gesellschaftspflichten, Pflichten für die Töchter, im Haus den Männern zu gefallen oder nie aus dem Haus zu kommen, und im Uebrigen jede Aussicht auf Selbstständigkeit, Freiheit, Thätigkeit und Freude versperrt von unsichtbaren Mauern, noch mehr versperrt als hier das Tepee von Büffelhäuten, an ein nordisches Familienleben, wie es ihrer noch in vielen nordischen Häusern gibt; und da dachte ich, das indianische Zelt und das indianische Leben sei noch besser, noch seliger als manches nordische Leben. Da dachte ich auch an New-Yorks und Bostons gasbeglänzte Salons, an die Hitze,

die Mühe, artig oder angenehm zu sein, zu conversiren, an den Wunsch schön auszusehen, zu gefallen, glücklich zu werden, und — mir schien, als sei das indianische Zelt eine freundlichere, seligere Welt, als die der Salons. Da saßen sie ungenirt von Schnürleibern und Gefallsucht, ohne Zwang und Bemühung, diese Töchter des Waldes. Sie empfanden nicht die Unruhe, den Ueberdruß und die Müdigkeit, die auf den Ueberreiz kurzer Augenblicke folgen, nicht den Ungeschmack und den Schmerz, der von kleinen Dingen, kleinen Stichen erzeugt wird, die zu empfinden man sich schämt, und die man doch empfindet. Ihre Welt war einförmig, aber vergleichungsweise ruhig und frisch in dem engen Tepee. Und vor demselben war der freie Raum, der sausende Urwald für sie offen mit all seinen frischen Winden und Wohlgerüchen. Ach! . . .

Aber da dachte ich mich als Indianerin; ich dachte mich in das Leben und die Umstände dieser Weiber hinein, ohne einen andern Zweck, ohne eine andere Aussicht als für einen Mann zu leben und einen Mann zu bedienen, den sie öfter nicht selbst gewählt haben, der sie blos als Dienerinnen behandelt oder wie ein Hahn die Hennen um sich her betrachtet. Ich sah die Frau und die Mutter gedemüthigt durch den Einzug neuer Frauen in die Wohnung des Mannes und seine Liebe diesen zugewandt vor den Augen der alten Frau, in demselben Haus, vor den Flammen desselben Herds, der ihren Hochzeitabend beleuchtet hatte, ich sah sie verschmäht oder vergessen von dem Manne, der ihre ganze Welt ausmachte, — . . . ach! Das Tepee, der Wald, der freie Raum hatte keinen Frieden, keine Ruhe mehr vor den Qualen einer solchen Lage. Friede vor ihren Qualen, ihrem Elende findet sich blos in der Erniedrigung oder im Tod. Winnonas Todesgesang auf der Klippe am „Pepinsee," Ampato Sapas

Todesgesang auf den Wellen des Missisippi, als sie mit ihren Kindern den Frieden der Vergessenheit in der schäumenden Tiefe suchte, und ihre vielen Schwestern, die noch heutigen Tags den Tod dem Leben vorziehen, sie zeugen für das tief Tragische im Schicksal des indianischen Weibes.

Und wiederum dachte ich mich in die Wohnungen der kultivirten Welt, in die liebewarmen Wohnungen im Norden sowohl als im Süden, in Wohnungen, wie sie schon jetzt oft sind, wie sie immer häufiger werden unter den freien christlichen Völkern, wo das Weib dem Mann in allem gleichgestellt ist, in Lust und Leid, wo gute Eltern auch der Tochter im Hause die Freiheit zu einer selbstständigen Wirksamkeit und selbstständigem Glück bereiten, zum Besitz einer Welt, eines Zieles auch außer dem Raum der engen Wohnung (nicht mehr ein von Büffelhäuten eingeschlossenes Tepee). ich dachte an ihr Recht, an die Möglichkeit ihrer Wirksamkeit, die auch die Schmerzen des civilisirten Lebens, kleine und große, als Wolkenflecke an einem klaren Himmel erscheinen lassen, dachte an meinen eigenen schwedischen Herd, meine gute Mutter, mein liebes Schwesterchen, mein stilles Stübchen, meinen Frieden und meine Freiheit allda, meine Ruhe wie im Mutterschooß, mit Räumlichkeit und Aussichten, unbegränzt wie die Unendlichkeit . . . Ich pries Gott für meinen Theil! . . .

Aber diese armen Weiber hier! In diesem Tepee wohnten drei Familien. Da waren blos drei Männer und wohl zwölf bis dreizehn Weiber. Wie manche bittre, eifersüchtige Gefühle müssen nicht in manchen Busen glühen, die hier Tag und Nacht um dasselbe Feuer versammelt sind, dieselbe Mahlzeit, dieselben Lebenszwecke theilen! . . .

Ich besuchte auch die andern Tepees. Ueberall begegneten mir ungefähr dieselben Erscheinungen. Zwei oder drei Männer am Feuer, mehrere Weiber, die auf

Filzen oder gestickten Kissen um die Wände des Zeltes her saßen oder lagen und sich für den Augenblick mit Nichts beschäftigten. Die Männer schliffen rothe Steinpfeifen, welche sie an die Weißen verkaufen und schwer bezahlt erhalten. Aber die Arbeit mit dem harten Stein ist nicht leicht. Diese rothe Steinart soll in Steinbrüchen weit oben am Missouri-Fluß gewonnen werden. Ich muß die ausgezeichnet schönen und wohlgebildeten, sichtbarlich auch in Bezug auf die Nägel mit großem Eifer rein erhaltenen Hände dieser Männer bewundern. Sie waren fein und geschmeidig und glichen mehr Weiber- als Männerhänden.

In einem Tepee erblickte ich ein junges Weib, das mit seinem reichen, aufgelösten, über die Schultern herabwallenden Haar mir so ungewöhnlich schön vorkam, daß ich sie abzeichnen zu dürfen wünschte. Ich wünschte auch Porträts von ein paar Indianern mitzunehmen, und ich ersuchte den Gouverneur Ramsay meine dießfallsige Bitte vorzutragen. Durch den Dolmetscher, Mr. Prescott, sagte er dann zu einem alten Chef, Namens Mozah-hota, (graues Eisen), daß ich Bilder von allen großen Männern in diesem Land mitzunehmen wünsche, um sie dem Volk auf der andern Seite des großen Wassers zu zeigen, weßhalb ich um die Gefälligkeit bitte, mir eine Weile zu sitzen.

Der alte Häuptling, der sehr ernst aussah und auch ein sehr braver und anständiger Mann sein soll, lauschte aufmerksam und ließ hierauf eine Art von beifälligem Grunzen hören. Und er folgte uns ins Haus des Dolmetschers, aus dessen Fenstern und Thüren mehrere kleine Gesichter mit indianischen Zügen und Farben hervorguckten. Mr. Prescott hat nämlich eine Indianerin zur Frau und mit ihr mehrere Kinder.

In einem Saal des Hauses saß ich bald mit meinem Album und vor mir den alten Häuptling, der einiges Bedauern darüber äußerte, daß er nicht in gro-

ßer Galla (er hatte blos ein paar Adlerfedern im Haar) und nicht bemalt war, wie er sollte. Er hatte unter seinem weißen Wolfsfilz einen blauen europäischen Rockfrack, und schien sehr zu wünschen, daß ich denselben ins Porträt hineinzeichne. Er meinte sichtlich, dieses sei etwas höchst Rares. Er saß nicht ohne Unruhe da, und es schien ihm nicht wohl zu Muth zu sein, so lange der Dolmetscher aus dem Zimmer gegangen war. Die Indianer haben im Allgemeinen den Glauben, daß die Bilder auf dem Papier etwas von dem Leben des Menschen, der da gezeichnet wird, wegnehmen, und manche wollen deßhalb nie zugeben, daß man ihre Porträts entwirft.

Nach dem alten Häuptling kam die junge Indianerin herein in ihrem Brautschmuck von zierlich rothem Wollzeug, der reich gestickt und mit wahren Kaskaden von Silberringen geschmückt war, die Glied in Glied von den Ohren (um welche der ganze Büschel gebunden war) und über die Schultern herabhingen, während Hals und Brust massenweise mit Perlbändern von Korallen und Glasperlen und andern Zierrathen geschmückt waren. Der Kopf war unbedeckt und ungeschmückt. Sie war so hübsch und von so ungewöhnlicher Schönheit, daß sie wirklich das ganze Zimmer zu beleuchten schien, als sie hereinkam. Der Rücken war breit und rundlich, und ihre Haltung vorgebeugt, wie gewöhnlich bei den Indianerinnen, da sie sich frühzeitig daran gewöhnen müssen, Lasten auf dem Rücken zu tragen; aber die Schönheit des Gesichts war so ausnehmend, daß ich daran denken mußte, wenn ein solches Gesicht sich in einem Salon unserer feinen Welt zeigte, so würde es als Offenbarung eines bisher unbekannten Schönheitstypus betrachtet werden. Es war die wilde, zugleich liebliche und wehmüthige Schönheit des Urwalds. Die milde Düsterheit in den tiefen, schönen, von ungewöhnlich langen und dunkeln Wim-

pern beschatteten Augen läßt sich nicht beschreiben, ebenso wenig der Glanz, die hübsche Heiterkeit des Lächelns, das zuweilen das Gesicht wie ein Blitz durchstrahlte und die schönsten weißen Zähne sehen ließ. Sie war für eine Indianerin ungewöhnlich hellfarbig. Die Wangenknochen waren etwas hervorstehend, was ihrem Gesicht etwas zu viel Breite gab, aber ihr Profil war vollendet schön. Sie war ganz jung, und erst seit zwei Jahren mit einem tapfern jungen Krieger verheirathet, der sie, wie man mir sagte, so liebte, daß er ihr keine andere Frau an die Seite stellte und ihr nicht erlaubte, irgend eine schwere Last zu tragen, sondern immer Pferde anschaffte, wenn sie zur Stadt mußte. Sie hieß Mochpedaga Wen, oder Federwolken-Frau. Ein junges indianisches Mädchen, das mit ihr kam, war mehr bemalt, aber viel weniger schön, und hatte die schwerfälligen Züge und den schwerfälligen Ausdruck, welcher die Indianerinnen wenigstens von diesem Stamm gewöhnlich kennzeichnet.

Ich zeichnete die Federwolkenfrau in ihrem Brautschmuck. Sie war verschämt und sah beständig abwärts. Mit einem Vergnügen, in das sich Rührung mischte, versenkte ich mich in die Mysterien dieses Gesichts. Eine ganze nächtliche Welt lag in diesen Augen, deren dunkle Wimpern einen tiefen Schatten über die Wangen unter dem Auge verbreiteten. Diese Augen blickten träumerisch still, ohne Wunsch, aber ohne Freude, ohne Zukunft in die Tiefe hinab. Der Sonnenschein im Lächeln war wie der Sonnenschein an einem trüben Tag. Die Federwolke hatte kein Licht in sich. Sie wurde von außen beleuchtet und blos für einen Augenblick schön gefärbt.

Nach diesem milden und schönen, aber melancholischen Bild, präsentire ich Dir den tapfern jungen Krieger „Skonka-Skaw" oder „weißen Hund," den

Gatten der Federwolke, der in voller Bemalung und großer Galla, mit einem gewaltigen, rothen Federbusch hereinkam, welcher vom Kopf über den Rücken hinabwogte, und mit drei dunkeln Adlerfedern mit rothen Wollquasten hoch im Haar, wie auch der Spur von fünf grünen Fingern auf den Wangen, als Zeichen, daß er ein tapferer Krieger war und mehrere Feinde getödtet hatte. Er war groß und geschmeidig von Wuchs, und trat mit heiterer, lebhafter Miene ein, indem er eine Fluth von Worten äußerte, so schnell, wie ich sie im Repräsentantenhaus in Washington hörte, und wovon ich gerade so viel verstand. Sein Gesicht hatte denselben Charakter, den ich schon vorher bei jungen Indianern bemerkt hatte, eine krumme, breite Habichtsnase, helle, scharfe, aber kalte Augen, viereckig geöffnet mit thierischem Blick; der Mund unangenehm, die Züge im Uebrigen regelmäßig und scharf. Ich zeichnete auch ihn; er war sehr mit Roth und Gelb und Grün im Gesicht bemalt, war ganz und gar nicht schüchtern, und sah sehr streitbar aus. Daß er jedoch ein guter Gatte war und seine schöne Gattin, die Federwolke liebte, das machte ihm mein Herz zugeneigt.

Mrs. Ramsay war inzwischen mit ihr außen gewesen und hatte ihre Tracht angezogen. Und da Mrs. R. sehr schön ist — vom reinen Schlag der Quäckerschönheiten — so war sie in der zierlichen Tracht wahrhaft strahlend schön und die Federwolke schien großes Vergnügen daran zu finden, sie in ihrer Tracht zu sehen. Aber die wunderbare mystische Schönheit der Federwolke hatte die schöne, weiße, junge Frau dennoch nicht. Es war ein Unterschied wie zwischen einem Urwald und dem Salon.

Im Gespräch dieser Indianer bemerkte ich mehrere Töne und Laute, die mir als Eigenthümlichkeit der amerikanischen Bevölkerung im Allgemeinen auffielen; denn es waren dabei Nasentöne, und die pipenden,

singenden oder klagenden Töne, die mich bei Frauenzimmern oft genirt haben. Wahrscheinlich sind diese Töne unter die ersten Kolonisten während ihres Umgangs mit den Indianern gekommen und haben sich hernach fortgepflanzt.

Da ich gerade unter den Indianern bin, muß ich Dir von einer Sitte bei ihnen erzählen, die mir sehr sonderbar vorkommt; sie betrifft ihre absonderlichen Namen, und wie sie dazu kommen. Wenn nämlich die Indianer (Männer und Weiber) in die Jahre der Mannbarkeit kommen, gehen sie in die Einsamkeit hinaus und bleiben da mehrere Tage fastend. Sie glauben da, daß ein Geist, der sie ganz besonders beschütze, sich offenbaren werde. Und was während dieser Tage ihnen stark in die Augen fällt oder ihre Phantasie ungewöhnlich beschäftigt, das wird als ein Bild oder ein Zeichen angesehen, wodurch ihr Schutzgeist sich ihnen offenbare, und sie nehmen dann den Namen des Dinges oder Zeichens an. Wenn sie die gewünschte Offenbarung erhalten haben, kehren sie zu den Ihrigen zurück, aber jetzt unter einer Art höherer Leitung und mit größeren Rechten über sich selbst zu verfügen.

Unter Indianer-Namen auf einer Liste für das Nüchternheits-Gelübde habe ich folgende gelesen:

„Hornspitze, Rund-Wind, Steh-und-sieh-drauf, Wolke-von-seitwärts, Eisen-Zehe, Sonnen-Sucher, Eisen-Blitz, Rothe-Flasche, Weiße-Spinne, Schwarzer-Hund, Zwei-Aehren-Feder, Graues-Gras, Buschiger-Schwanz, Donner-Gesicht, Geht-auf-der-brennenden Erde, Tödtet-die-Geister."

Und unter den Weibernamen:

„Halte-Feuer, Geister-Weib, Zweite-Tochter-im Haus, Blau-Vogel," u. s. w.

Die Federwolke sah also zum Himmel empor, um ihren Schutzgeist zu suchen. Möge er sie leicht über die Erde wandeln lassen und sie vor Winnonas und

Ampato Sapas Schicksal bewahren! Aber diese nachtvollen, tiefen Augen scheinen mir den Todtengesang zu prophezeien.

Der Todtengesang besteht aus unmusikalischen Tönen, beinahe ohne Melodie, worin der Indianer und die Indianerin die Ursache ihres Todes aussprechen, ihre Feinde anklagen oder sich selbst preisen.

Sie glauben, daß nach dem Tod der Geist noch eine Zeitlang in der Nähe der irdischen Umgebung verweile, die er so eben verlassen, und gewissermaßen noch irdisch sei. Deßhalb setzen sie Mais und andere Speisen zu den Füßen der Leiche während der Zeit, wo sie den Wirkungen des Lichts und der Luft ausgesetzt auf dem Gerüste liegt. Die Todten sind da noch nicht ins Geisterland gekommen. Aber wenn das Fleisch von den Beinen verwest ist, dann begraben sie dieselben unter Gesang und Tänzen. Dann ist der dahingegangene Geist im Geisterland angekommen.

„Wir glauben," sagte ein berühmter Indianerhäuptling zu einem meiner Freunde, „daß der Geist, wenn er den Körper verläßt, noch eine Zeitlang darin verweile, bevor er sich von seinen früheren Umgebungen trennt; sodann wandert er über große Felder in dem kalten, klaren Mondschein mehrere Wochen lang. Endlich kommt er zu einem großen Abgrund in der Erde. Auf der andern Seite desselben sind die seligen Länder, wo beständig Frühling ist, und reiche Jagdreviere voll von Wildpret. Aber über die Tiefe führt kein Weg sondern blos eine abgerindete Tanne, glatt und schlüpfrig. Und darüber müssen die Geister gehen, die nach den seligen Landen wollen. Die Geister, die in dieser Welt wohl gewandert sind, können auch auf der schlüpfrigen Tanne fest wandeln und glücklich zu den seligen Landen hinüberkommen. Aber Diejenigen, die nicht wohl auf der Erde gewandert sind, können auf

dem glatten Baum nicht gehen, sondern gleiten aus und fallen in den Abgrund hinab."

Kein so schlechtes Bild, dieß da, für die Begriffe der Wilden von Wiedervergeltung nach dem Tod. Der Begriff der Indianer vom Guten und Bösen ist übrigens sehr unvollkommen und beschränkt, und ihre Vorstellungen von Belohnung und Strafe nach dem Tode sind blos der Wiederschein ihrer irdischen Vergnügungen und Widerwärtigkeiten.

Sie glauben an einen Geist der Geister, einen Uebergott, der über Alles und Alle herrsche, und die nordwestlichen Indianer nennen diesen „den großen Manitu". Er scheint eine Macht ohne eigentlichen moralischen Gehalt zu sein. Sie glauben auch an eine Menge kleinerer Manitus oder Götter, und scheinen mir in Bezug auf ihre Götterlehre eher Pantheisten als Monotheisten zu sein. In den Thieren, in den Steinen, im Wald, in Allem, was lebt oder inwohnende Kräfte zeigt, erblicken sie einen Gott, welcher wandert. Manitu ist im Bären und Biber, in dem Stein, der Feuerfunken aussenden kann, vor Allem im Wald, welcher saust und den Menschen beschützt *). Sie suchen sich Manitu durch Geschenke und Opfer oft von blutiger und grausamer Art geneigt zu machen. Die Vermittler zwischen ihnen und Manitu sind ihre sogenannten Heilmänner, von denen man glaubt, daß

---

*) Bemerkenswerth scheint mir der Glaube dieser Indianer, daß jede Thierart ein ursprüngliches großes Vorbild oder einen Typus habe, aus welchem sie stammt. So stammen alle Biber von dem großen Biber, der unsterblich irgendwo unter dem Wasser lebt, alle blauen Vögel von einem großen blauen Vogel, der unsichtbar über den Wolken hoch im Raume fliegt. Der große Biber ist der große Bruder aller Biber, der große blaue Vogel ist der Vater und Beschützer aller blauen Vögel.

sie durch ihre Kenntniß der Heimlichkeiten der Natur, sowie vermöge ihrer angeblichen Zaubermacht die Geister beschwören und Unglück abwehren, Krankheiten heilen und die Wünsche aller Menschen fördern können. Diese Männer stehen unter den Indianern in großem Ansehen und sind für sie sowohl Priester als Aerzte.

Du siehst bei Einbruch der Nacht Feuer auf einer der Prärienhöhen dem Mississippi entlang flammen und eine Menge Indianer, Männer und Weiber, unter sonderbarem Geberdenspiel um dieselben versammelt. Laß uns näher treten. Kupferrothe Männer und Weiber, ungefähr hundert an der Zahl, tanzen oder hüpfen vielmehr mit gleichen Füßen, d. h. die Füße dicht zusammengeschlossen und mit herabhängenden Armen zur unmelodischen Musik von ein Paar kleinen Trommeln und einigen runden, harten Kürbisschalen, die mit kleinen Steinen gefüllt sind, so daß sie tüchtig rasseln, wenn man sie schüttelt. Die Musikanten sitzen auf dem Boden. Die tanzenden Männer sind so gut, d. h. so schlimm als möglich bunt und abscheulich bemalt. Einige Weiber sind reich behängt mit Silberringen und kleinen Silberglöckchen von den Ohren bis zu den Fußballen und schütteln sie beim Hüpfen so stark sie können. Jeder hat einen kleinen fellenen Beutel voll Heilmittel. Es sind dieß Aerzte, Männer und Weiber. Rund um sie her ist ein Kreis von Zuschauern, Männer, Weiber und Kinder.

Nachdem ein Paar alte Männer sich gesetzt und eine Weile mitten im Ring gesprochen haben, beginnt die ganze Gesellschaft im Kreis herum zu marschiren, worauf eine Person um die andere aus der Procession tritt und sich ein kleines Stück weit außerhalb derselben aufstellt. Ein Arzt springt aus dem Kreis, bläst in seinen Heilmittelbeutel und hält ihn mit schallendem Ruf dem außer dem Kreise stehenden Patienten vor den Mund, worauf dieser sogleich mit zitternden Glie-

dern bewußtlos niederfällt, als wäre er von einem elektrischen Schlage getroffen. So wird eine Person in der Versammlung um die andere zu Boden geworfen. Ein alter Indianer steht da und sieht mit einem schlauen Lächeln zu, als wollte er sagen: „Mich werden sie nicht so leicht zu Fall bringen.“ Aber sein Stündchen kommt. Die erste Anlegung des mystischen Beutels macht ihn indessen blos einige Schritte vorwärts stolpern, die zweite macht ihn in ein hysterisches Gelächter ausbrechen, die dritte wirft ihn endlich bewußtlos und mit krampfhaft zitternden Gliedern zur Erde. Nach einer Weile erheben sich die Gefallenen wieder und vereinigen sich mit der Procession, welche fortfährt, bis alle Mitglieder den medicinischen Proceß durchgemacht haben. Die unmusikalische Musik hat die ganze Zeit fortgedauert. Die alten Männer scheinen sich an der Posse noch mehr zu belustigen, als die jungen.

Der Heilmitteltanz ist das vornehmste Fest der Minnesota-Indianer und soll mehrere Tage währen. Sie haben auch andere Tänze, unter denen der Kriegstanz der bekannteste ist. Nur Männer führen ihn aus. Diese bemalen dann ihre Gesichter und Körper auf's Schrecklichste und ihr Tanz besteht aus wilden Geberden und drohenden Stellungen, die sie gegen einander annehmen. Vom „Scalpir-Tanz“ der Weiber habe ich ein Gemälde. Er wird getanzt, wenn die Männer mit den Scalpen ihrer Feinde aus dem Streit zurückkehren. Diese Scalpe werden dann auf hohe Stangen gelegt, welche die Weiber halten, während sie und ihre Mitschwestern tanzen oder vielmehr gleichfüßig herumhüpfen, ungefähr in der Art und mit der Anmuth wie Gänse mit zusammengebundenen Füßen. Trommelschläge, Gesänge und wildes Geheul begleiten die Musik. Die Männer stehen mit Adlerfedern im Haar herum und betrachten dieses Ballet, das für sie eine

größere Augen- und Ohrenweide ist, als vermuthlich irgend eines, das Bournonvilles Genie schaffen, Taglioni und Elsler ausführen konnten.

Als die Europäer zum ersten Mal Amerika östlich vom Mississippi durchforschten, sprachen ihre Erzählungen oft von der Oedigkeit des Landes auf lange Strecken, und seit alle Indianerstämme von Canada bis Florida und Louisiana bekannt und ihre Seelenzahl geschätzt worden ist, scheint die ganze indianische Bevölkerung östlich von dem großen Fluß dermalen nicht höher gestiegen zu sein als auf 180,000 Seelen. Die Stämme oder Familien, in welche sie sich theilen, hatten alle an Physiognomie und Sitten große Aehnlichkeit, obschon einige mehr kriegerisch und grausam, andere mehr friedlich waren. Die meisten größeren Stämme lebten seit Urzeiten in blutigen Fehden mit einander.

Als man die Sprache der Indianerstämme untersuchte, fand man unter den vielen Stämmen nur acht bestimmt abgesonderte Sprachen, wovon fünf noch jetzt von ansehnlichen Stämmen gesprochen werden; drei sind ausgestorben. Die Sprachen der übrigen Stämme sind Dialekte von den Hauptsprachen. Die Sprachen waren ausgebildet und in ihren Formen bestimmt; sie sind reich an Bestimmungen und Benennungen einzelner Dinge, aber arm an Wörtern für allgemeine Begriffe. Sie bezeichnen einen Volksgeist, der nicht über das Gebiet der Erfahrung in das der Reflexion hinausgeht. So z. B. haben sie Namen für eine Menge verschiedener Arten von Eichen, aber nicht für das Eichengeschlecht, nicht für die Eiche; sie sprechen von einem heiligen Mann, aber sie haben kein Wort für Heiligkeit; sie können unser Vater, mein, dein Vater sagen, aber sie haben kein Wort für der Vater. Nichts in ihrer Sprache deutet auf ein Volk, das eine höhere Kultur gehabt hätte, als die es auch jetzt noch

hat. Sie lieben es, in Symbolen zu sprechen, die sämmtlich aus dem Naturreich entnommen sind; und ihre Schrift und Kunst sprechen ebenfalls durch solche. Ich habe Büffelhäute voll mit Figuren gezeichnet gesehen, wie Kinder sie zeichnen würden, um damit Schlachten, Friedensschlüsse und andere Ereignisse zu bezeichnen; Sonne und Mond, Bäume und Berge und Ströme, Fische, Vögel und allerlei Thiere kamen mit herein; Männer und Pferde (von abscheulichen Proportionen) sind jedoch die Hauptakteure. Auch habe ich indianische Lieder in solchen Hieroglyphen in Bäumen und Rinden eingeschrieben gesehen.

Der religiöse Cultus der Indianer hat denselben natursymbolischen Charakter. Er bildet eine lebendige Hieroglyphenschrift. Sie kennen keinen Gottesdienst im Geist und in der Wahrhett oder in Liebeswerken. Aber sie haben eine Menge religiöser Feste (die Minnesota-Indianer mehr als zehn), bei welchen sie der Sonne und dem Mond, Bäumen, Strömen, Steinen, Schlangen, Spinnen, ja sogar allen Thieren und Dingen opfern, um sich ihre Geister und Götter gewogen zu machen. Das Fest der Sonne wird bei Tag, das Fest des Mondes wird bei Nacht gefeiert. Ein besonderes Fest ist für ihre Kriegswaffen, die sie als heilig betrachten, da sie glauben, es wohne ihnen eine göttliche Macht in. Bei all diesen Festen haben sie Tänze und Trommeln, sowie Gesänge und mehrere Ceremonien. Die vornehmste Handlung bei diesen Festen scheint jedoch ein Gastmahl zu sein. Und die Indianer halten es für ihre Pflicht Alles zu essen und sich dabei über ihre Kräfte anzustrengen. Sie müssen zuweilen Medicin nehmen, damit sie hernach von Neuem essen können. Beim Geisterfest muß der Gast, der nicht Alles aufißt, was ihm vorgelegt wird, mit einer Büffel- oder Biberhaut büßen. Bei diesen Festen sammeln sie Massen von Speisen besonders Wildpret. Dazwischen hinein hungern sie.

Ihre medicinischen Kenntnisse sind, abgesehen von

den abergläubischen Gebräuchen, nicht zu verachten und besonders in Bezug auf Heilwurzeln und Naturkräfte sind sie groß. Eine Frau aus Philadelphia, die sich mehrere Jahre unter den Indianern aufhielt, um ihre Heilmittel kennen zu lernen, richtete bei ihrer Rückkehr mit den Wurzeln derselben eine Apotheke ein, die in großen Ruf kam und die amerikanische Pharmacie mit vielen neuen Heilmitteln bereichert hat. Auch Weiber erhalten unter den Indianern großes Ansehen als Aerztinnen und Traumdeuterinnen. Und die Winnebago-Indianer, die am Superiorsee im nordöstlichen Minnesota wohnen, haben sonderbar genug jetzt zwei Königinnen, denen sie gehorchen, der einen um ihrer Weisheit, der andern um ihres Muthes und ihrer Tapferkeit willen.

Sonst sind, wie man weiß, die Weiber bei den Indianern nur Dienstmägde, die alle schweren Geschäfte, sowohl in als außer dem Hause verrichten. Sie brechen den Acker um (Erdstreifen ohne Form und Façon), sie säen und erndten, sie sammeln wilden Reis, Beeren, Wurzeln, und machen Zucker vom Saft des Zuckerrohres. Wenn der Mann ein Thier gefällt hat, wirft er es vor seiner Frau nieder, welche es dann für die Haushaltung zubereiten muß.

„Wie sind die indianischen Weiber in Bezug auf Sitten und Charakter in dieser Umgegend?" fragte ich eine Frau in St. Paul, die lange Zeit an Ort und Stelle gelebt hatte. Sie antwortete:

„Viele sind sittenlos und taugen nicht viel. Aber es sind unter ihnen auch so tugendhafte und gute Personen wie irgend eine von uns."

Ich habe auch Beispiele anführen hören, welche zeigen, daß die Indianerin sich zuweilen im Tepee das Herrenrecht herausnimmt, den Mann unter ihren Mocassin bringt und ihn tüchtig durchprügelt, wenn er sie erzürnt. Er schlägt dann niemals wieder, sondern

läßt sich geduldig braun und blau klopfen. Aber er weiß, daß die Reihe auch wieder an ihn kommt, und dann weiß er wohl, wie er sich rächen muß.

Wenn ein Indianer stirbt, sammeln sich die Weiber um die Leiche, klagen, heulen, raufen sich die Haare aus und zerfleischen sich mit spitzigen Steinen. Ein Missionär in Minnesota sah eine junge Indianerin bei der Leiche ihres Bruders sich aufs Grausamste ritzen und zerfleischen, während andere Weiber um sie her Rachelieder gegen den Mörder des Todten sangen. Der Gott der Rache ist der Gott der wilden Völker.

Die Tugenden der indianischen Männer sind allgemein bekannt. Ihr Worthalten, ihre Gastfreiheit und ihre Gemüthsruhe im Kummer und Schmerz sind oft gepriesen worden. Diese Tugenden scheinen mir indeß ihre Hauptwurzel in einem starken Hochmuth zu haben. Die Tugend des Indianers ist selbstsüchtig. Ihre gepriesene Würde scheint mir mehr der Würde des Hahns zu gleichen, als der natürlichen Würde einer edeln männlichen Natur. Bald richten sie sich empor, stehen und gehen mit Stolz einher. Bald verkriechen sie sich und kauern sich auf dem Boden zusammen wie Hunde oder Affen. Bald sprechen sie mit stolzen Worten und Geberden, bald plaudern und plappern sie wie ein Haufen Elstern. In ihrem Stolz und Schweigen ist viel Affectirtheit. Es hat einzelne schöne Ausnahmen gegeben, und es gibt ihrer noch immer, wo die Würde und der Seelenadel wahr sind. Besonders findet man das bei alten Häuptlingen. Aber die Hauptzüge bei den Indianern sind doch Götzendienst, Hochmuth, Grausamkeit, Rachsucht, sowie die Erniedrigung des Weibes.

Regierung und Beamte haben sie keine, außer in ihren Häuptlingen und ihren Aerzten. Die erstern haben geringe Macht und wenig Ansehen, außer durch ihre Persönlichkeit, und scheinen sehr in Angst zu leben,

daß sie die Popularität bei ihrem Stamm verlieren möchten.

Solcher Art sind mit wenig Abweichungen die Sitten und Gebräuche bei allen Indianerstämmen Nordamerikas, diejenigen ausgenommen, welche das Christenthum und die Civilisation angenommen haben.

Man hat über die Herkunft dieser Völker viel geschwatzt, gemuthmaßt, gedacht und geschrieben. Und man scheint bei der Ansicht stehen geblieben zu sein, daß sie von der mongolischen Race in dem nördlichen Theil Asiens stammen, weil sie mit dieser noch heutigen Tags schlagende Aehnlichkeit in Bezug auf ihr Aussehen und ihre Lebensart haben; Asien und Amerika sind auch im Norden so nah vereinigt, daß eine Fahrt von dem einen Welttheil zu dem andern kein unglaubliches Unternehmen für kühne Küstenfahrer zu sein scheint.

Die Peruaner in Südamerika, und die edeln Azteken, die dort eine große, wenn auch nur kurze Gewalt besaßen, und deren edelste Regenten Worte gesprochen haben, so weise und poesiereich, wie die des Königs Salomo, — diese Indianer und diejenigen, deren verödete Städte neuerdings in Central-Amerika entdeckt worden sind, stammten vermuthlich von einer höheren Race, als die Urvölker Nordamerikas, und ihre Ueberbleibsel, sowie das, was man von ihren Sitten weiß, deuten auf Verwandtschaft mit Asiens edelsten Völkerstämmen.

Die Eiferer für die Lehre, daß alle Menschen von einem einzigen Menschenpaar stammen, welches sie nach Asien versetzen, geben sich Mühe, alle möglichen Wege für die Auswanderung der verschiedenen Völker aus dem Mutterland aufzusuchen. Ich begreife nicht, warum nicht jeder Welttheil ein Mutterland für den Menschen sein konnte. Dieselben Naturkräfte und dieselbe Schöpferkraft mußte auf mehr als einem Punkt ein Men-

schenpaar hervorbringen können. Und da Gott Vater und die Natur Mutter ist, so müssen wir in allen Fällen Brüder sein. Und das adamistische Paar mag sich immerhin in allen Fällen als das auserkorene Menschenpaar betrachten, gesandt, um die jüngern, mehr im Naturleben gefesselten Brüderpaare zu unterrichten und zu befreien. Gott gnade uns für die Art und Weise, auf welche dasselbe häufig seine Mission erfüllt hat!!

Aber es ist in Bezug auf die Indianer Nordamerikas nicht allein sein Fehler. Wären diese Indianer für eine höhere Kultur empfänglich gewesen, so wäre nicht Gewalt und Faustrecht gegen sie ausgeübt worden, und man hätte sich ihrer nicht bemächtigt, wie es jetzt der Fall war. Aber obschon es den ersten, glaubensstarken, eifererfüllten Missionären gelungen ist, kleine, treue Schaaren neugetaufter Indianer um sich zu versammeln, so sieht man doch deutlich, daß die Macht mehr in ihrer Persönlichkeit lag, als in der Lehre, welche sie predigten. Als sie fort waren, zerstreute sich ihre Schaar.

Weiße Männer, zuweilen von ausgezeichneter Persönlichkeit, haben Indianerinnen geheirathet und sie zu gebildeten Weibern zu machen gesucht. Vergebens. Die Skwah ist Skwah geblieben; unsauber, mit buschigem Haar, die Dämmerung der Küche mehr liebend, als das Licht des Salons, das weite Wollfilzgewand mehr als den Schnürleib und das Seidenkleid; eine getreue Gattin, eine zärtliche Mutter ist sie im Hause und in der Pflege der Ihrigen zuverlässig geblieben, so lang der Mann lebte und die Kinder klein waren.

Aber als die Kinder groß waren, und der Mann starb, da ist sie aus dem Hause verschwunden. Als die Vögel vom Frühling und Wald sangen, und die Ströme von neuem Leben brausten, da ist sie zu den Hütten der Ihrigen in den Wald oder an den Fluß

zurückgekehrt, und hat bei ihren Feuern Freiheit und Frieden gesucht.

Dieß wilde Leben muß seine großen Reize haben.

Von allen noch lebenden Indianerstämmen Nordamerikas sind die Cherokee- und Choctasstämme die einzigen, die das Christenthum und die Civilisation angenommen haben. Als die Europäer zum erstenmal diese Stämme besuchten, fanden sie dieselben in kleinen Dörfern auf den Hochländern in Tenesee, Georgien und Alabama. Sie waren friedfertig und beschäftigten sich mit Ackerbau. Später wurden sie in Gutem und mit Gewalt aus ihrer Heimath vertrieben und erhielten Land westlich vom Mississippi in den westlichen Theilen des Missouristaats, und dort sollen sie zu einem großen blühenden Staat geworden sein, der immermehr zunahm und sich den Sitten und Gebräuchen der europäischen Völker immer mehr näherte. Sie haben Ackerbau und Viehzucht, sie bauen ordentliche Häuser und haben in der letzten Zeit die Schriftsprache, sowie Pressen erhalten. Ich habe unter meinen amerikanischen Kuriositäten eine in der Cherokee-Sprache gedruckte Cherokee-Zeitung.

Die wilden Indianer, die sich noch wie früher hauptsächlich von Jagd und Fischfang ernähren, werden jedoch immer mehr ausgerottet, theils durch ihre Kriege, theils durch die ansteckenden Pocken und den Branntwein, der ihnen, mit schädlich erhitzenden Stoffen versetzt, von weißen Handelsleuten zugebracht wird. Die amerikanische Regierung hat strenge Verbote gegen den Verkauf geistiger Getränke an die Indianer erlassen; aber diese Leute sind so begehrlich nach berauschenden Getränken, und gemeine, geldgierige Seelen finden sich überall, so daß das Verbot wenig nützt. Starke Getränke werden nebst andern Handelswaaren bei den Indianern in diesen Gegenden eingeschmuggelt. Die amerikanische Regierung kauft von den Indianern

Land, und für dieß Geld, das dafür unter sie vertheilt wird, kaufen sie hinwiederum „Feuerwasser" nebst Lebensmitteln, die sie unvernünftig theuer bezahlen müssen. Dadurch verarmen sie allmählig und fallen dem Hunger und der Noth anheim. So sinken sie immer mehr an moralischer und physischer Kraft, und gegen die vergiftende Berührung mit der weißen Race haben ihre Aerzte kein Heilmittel und keine Zauberkunst.

Edle Männer unter den Indianern haben starke und bittre Worte gegen die Weißen und gegen die Nachgiebigkeit ihres Volks ihnen gegenüber gesprochen.

„Wenn der große Geist," sagte ein Sioux-Häuptling zu christlichen Missionären, „eure Religion für die rothen Männer bestimmt hätte, so hätte er sie ihnen gegeben. Wir verstehen nicht was Ihr zu uns sagt, und das Licht, das Ihr uns geben wollt, verdunkelt den hellen geraden Weg, den unsere Väter gegangen sind."

Als er starb, sagte er zu seinem Volk: „Grabt selbst mein Grab und laßt den weißen Mann mich nicht da verfolgen."

Ach! Ueber seinem Grabe geht dieser im Namen des Lichts und der Kultur vorwärts, und das Dämmerungsvolk weicht zurück, allmählig absterbend, in den Schatten der Wildniß und der Felsgebirge. Es kann nicht anders sein.

Und so viel Interesse ich auch für gewisse hochsinnige Charaktere unter Männern dieses Volks empfinde, so kann ich unmöglich langes Leben einem Volke wünschen, das die Grausamkeit unter seine Tugenden zählt und den Schwachen zum Lastthier macht.

Das Volk, das sie verdrängt und ihre Erde einnimmt, ist, mit wie viel Fehlern es auch behaftet sein mag, ein edleres und menschlicheres Volk. Es hat ein höheres Bewußtsein von Gutem und Bösem. Es trachtet nach der Vollkommenheit. Es will die Waffen der

Barbarei wegwerfen und auf der neuen Erde keine andere bleibende Festung gründen, als die Kirche Christi, kein anderes Banner aufpflanzen, als das Banner des Friedensfürsten. Es hat in späteren Zeiten besonders auch in seinem Verfahren gegen die Indianer bewiesen, daß es ihm dabei Ernst ist.

Die Indianer wie die Grönländer sehen, während sie die weiße Race fürchten, mit stolzer Verachtung auf sie herab, und ihre Sage, wie es bei der Schöpfung der Völker zugegangen sei, beweist recht naiv ihre Ansicht von dem Verhältniß zwischen den verschiedenen Racen.

„Der erste Mensch, den Manitu buck," sagen sie, „wurde im Ofen zu wenig gebacken. Er wurde weiß. Der folgende wurde zu viel gebacken; er wurde schwarz. Manitu nahm sich das drittemal beim Backen besser in Acht, und der dritte Mensch wurde gerade recht gebacken und kam rothbraun aus dem Ofen. Das ist der Indianer."

Die europäischen Gelehrten theilen die drei vornehmsten Völkerracen auf Erden in Tagvölker (die Weißen), Nachtvölker (Neger) und Dämmerungsvölker (Indianer) in den östlichen und westlichen Welttheilen.

Was diese Nachtvölker von sich und den andern Völkern sagen, weiß ich nicht. Aber es scheint mir gewiß, daß sie in ihrer Fähigkeit zu geistiger Entwicklung den Tagvölkern näher stehen als die Dämmerungsvölker, daß sie eine größere Zukunft haben, als die letzteren, und weniger Eigenliebe als beide.

Fort Snelling liegt auf dem westlichen Ufer des Mississippi bei dem Auslauf des St. Peter in diesen Fluß. und man hat von da aus eine herrliche Aussicht auf den breiten St. Peters-Fluß (von den Indianern Minnesota genannt) und das breite Thal, durch welches er kommt. Weiter hinauf geht er durch das Hochland mit großartigen Scenerieen eine Strecke von

509 Meilen westlich ins Land hinein. „Es unterliegt keinem Zweifel," sagt ein junger Amerikaner in seiner Reisebeschreibung über Minnesota, „daß hier (an den Ufern des St. Peter) die Aristokratie des Landes ihre Residenz nehmen wird."

Ein weit voraussehender Blick, könnte man denken. Aber die Sachen gehen hier zu Land schnell vor sich.

Auf dem Weg zum Fort Snelling besuchten wir einen Wasserfall, genannt „der kleine Fall". Er war klein, aber so unendlich schön und pittoresk, daß er sein eigenes Gemälde, seine eigenen Gesänge und seine eigene Sage verdient. Der weißeste Wasserschaum, der schwärzeste Fels, der graziöseste, zugleich wilde und weiche Fall. Kleine Dinge werden groß durch ihre Vollkommenheit.

Später.

Heute habe ich mit dem freundlichen jungen Priester die sogenannte „Fountain Cave" ein Stück außerhalb der Stadt besucht. Es ist eine unterirdische Halle mit vielen Gängen und Sälen, vermuthlich denjenigen in der berühmten Mammouth-Höhle in Kentucky ähnlich; und es sollen sich mehrere solche unterirdische Paläste in Minnesota befinden, obschon sie noch nicht untersucht worden sind. Diese Grotte ist auch noch nicht tief erforscht worden. Ich begnügte mich damit, unter ihren prächtigen gewölbten Säulenhallen zu sitzen, von ihren krystallhellen Quellen zu trinken und dem Gesang des fallenden Wassers weit im Innern der Grotte zu lauschen. Man kommt dahin durch eine abschüssige tiefe Versenkung in der Erde, die einer Riesengrube gleicht. Unten sieht man sich von hohen, abschüssigen Sandsteinmauern umgeben, und in einer von diesen öffnet

sich eine Riesenthüre mit dunklem Hintergrund. Rundum in den abschüssigen Mauern waren unzählige kleine, runde Löcher, wo kleine Vögel ihre Nester hatten.

Wir gingen durch schönes Wiesenland am Missisippi entlang nach der Grotte. Das Gras stand hoch und gelb. Die Luft war warm wie an einem Sommertag. Es war ein „indianischer Sommer". Die Gegend sah so freundlich, so fruchtbar, so einladend aus. Wir begegneten auch einer Hirtin, die mit Milcheimern kam. Sie war schön, hatte aber künstliche Locken und sah nicht recht aus, wie die Hirtinnen einer wahren Idylle aussehen sollten.

Aber dieses Minnesota ist ein herrliches Land, und recht ein Land für ein „Neu-Skandinavien". Es ist viermal so groß als England. Es hat den reichsten Erdboden, große Waldungen, eine Menge fischreiche Flüsse und Seen und ein frisches, stärkendes Klima. Der Winter ist kalt und rein, der Sommer nicht heiß, wie in den niedriger gelegenen Missisippistaaten. Die Kälte tritt selten vor der Mitte Septembers ein. Der Itaskasee, die Wiege des Missisippi, liegt 1575 Fuß über dem mexikanischen Meerbusen, und das Hochland, das im Halbkreis den Itaska im Norden umgibt, die gigantische Terrasse „Hauteur des terres", wo die Quellen der mächtigen Flüsse Missisippi, St. Louis, St. Lorenzo, des Rothen Flusses u. s. w. entspringen, liegt noch ein paar hundert Fuß höher. Ganz Minnesota ist ein Hochland. Minnesota grenzt im Osten an den Superiorsee, Amerikas Mittelmeer, und steht durch diesen mit den östlichen Staaten, mit dem St. Lorenzo dem Hudson und dem atlantischen Meer in Verbindung. Es hat in seinem Norden Canada, im Westen den wilden Missouri. der beinahe auf der ganzen Grenze schiffbar ist und Ufer von Felsbergen hat,

reich an Metall und kostbaren Steinarten, sowie Prärien, wo wilde Büffelherden, Elenthiere und Antilopen waiden. Auf der andern Seite des Missouri ist das mystisch indianische Nebraska, jenseits davon die Felsberge, zum größern Theil noch unbekannte Größen, jenseits dieser der Oregon, ein ungeheures Territorium mit unerschöpflichen Mitteln an Produkten des Naturreichs, große Thäler, große Flüsse, der Columbus, der Oregon, mit dem Auslauf ins stille Meer, Flüsse, in deren Wasserfällen der Lachs schaarenweise herumhüpft, wie in den reißenden Strömen Norwegens und Schwedens.

Im Süden hat Minnesota das fruchtbare Jowa, einen jungen Staat mit schönen Flüssen, dem Jowa-, Ceder des Moines- und Vermillion-Fluß, mit breiten Thälern und reichen Waiden. Und im Herzen seines Landes hat Minnesota den Missisippi, diese große Lebensader, die man da zur Welt kommen sieht, und auf deren Wellen es alle Produkte des Nordens dem Süden zuführen, und alle Produkte des Südens für sich holen kann.

Welch ein herrliches Neu-Skandinavien könnte nicht Minnesota werden! Hier würden die Schweden ihre hellen, romantischen Seen, Schwedens kornreiche Gefilde und Nordlands Thäler wiederfinden; hier die Norweger ihre reißenden Ströme, ihre hohen Berge — denn ich nehme die Felsgebirge und den Oregon mit in das neue Reich; beide Völker ihre Jagdreviere und ihre Fischereien. Die Dänen würden auf reicheren Küsten und mit weniger Nebel als in Dänemark ihre Herden waiden und ihre Farms bebauen. Die Felsgebirge sind der neue Seveberg mit mythologischen Ungeheuern, Riesen und Zauberspuck genug, um dem mythologischen Sinne und der Streitlust Nahrung zu geben. Die Götter müssen hier noch kämpfen mit Rimthussen und

Riesen, Balder mit Loke, einen neuen Kampf, wo Balder siegen und die Midgardsschlange im stillen Meer still werden müßte — wenigstens in Ragnarok. Walhallas Freude könnte auch nicht fehlen in diesem neuen Weinland, auf Mississippis rebengekrönten Inseln, und der große göttliche Eber Sehrimmer hat wohl nirgends so zahlreiche Abkömmlinge, wie in der neuen Welt. Aber die Skandinavier würden bei den heidnischen Schmausereien nicht stehen bleiben. Sie würden edlere Freuden suchen.

Im Ernst gesprochen: Skandinavier, die sich im alten Lande wohlbefinden, sollten es nicht verlassen. Aber diejenigen, denen es daheim zu enge wird und die auswandern wollen, die sollen nach Minnesota kommen. Das Klima, die Lage, die Natur hier passen für unser Volk besser als in irgend einem der andern amerikanischen Staaten, und keiner von diesen scheint mir eine größere und schönere Zukunft haben zu können als Minnesota.

Dazu kommt, daß das schöne Erdreich in Minnesota noch nicht von Spekulanten aufgekauft ist, sondern allgemein zum „Regierungspreis," $1\frac{1}{4}$ Dollar der Morgen, zu haben ist. Ich habe mir sagen lassen, der norwegische Pastor in Luthersthal, Clausen, wolle mit einer Abtheilung Norweger heraufkommen, um eine Niederlassung zu gründen. Gut. Bereits sind mehrere Norweger und Dänen hier. Ich habe mit einem dänischen Kaufman, der hier ansäßig ist, Bekanntschaft gemacht; er ist in einigen Jahren durch Fellhandel mit den Indianern ein reicher Mann geworden und baut sich jetzt ein großes, schönes Landhaus in einiger Entfernung von der Stadt. Seine Frau ist die Tochter einer Indianerin und eines Weißen, hat indianisch dunkle Augen und Züge ungefähr wie das Federwolkenweib, im Uebrigen aber ist sie so gebildet, wie die an-

muthsvollste weiße Frau.*) Ich versprach dem freundlichen Dänen, der mitten unter den Amerikanern charakteristisch dänisch geblieben ist, daß ich, wenn ich auf meiner Heimreise nach Kopenhagen komme, seine alte Mutter besuchen und von ihm grüßen wolle.

Bei Gouverneur Ramsay ist eine junge Norwegerin als Köchin. Sie ist erst zwanzig Jahre alt, ist selbst für ganz simple Speisen nicht übermäßig geschickt, und bekommt gleichwohl elf Dollars monatlich als Lohn. Das ist ein gutes Land für junge Dienstboten.

Morgen werde ich von hier abreisen, den Missisippi hinab und nach Galena, von da weiter nach Saint-Louis, sodann den Ohio-Fluß hinauf nach Cincinnati; von da nach New-Orleans, und hierauf aus einer der südlichen Hafenstädte nach Cuba, wo ich den Winter zu verbringen gedenke.

Es ist mir nicht recht wohl zu Muth bei dem Gedanken, daß ich so bald von hier abreisen soll. Ich möchte mehr von den Indianern und ihrem Leben sehen, und ich habe eine Empfindung ungefähr wie ein Hungriger, wenn er genöthigt ist aufzustehen und eine kaum begonnene Mahlzeit zu verlassen. Ich möchte mehr von dem Land und den Ureinwohnern sehen, aber ich sehe nicht recht, wie und auf welche Art. Wege und Reisemittel sind hier nicht vorhanden wie in den cultivirten Staaten, und ich will nicht länger in diesem Hause bleiben, wo man mir gastfreundlich ein Zimmer gegeben hat, indem man den einzigen Sohn des Hauses (einen schö-

*) Kinder von Indianerinnen und weißen Männern schließen sich gewöhnlich der weißen Race an. Sie finden oft recht gute Menschen-Exemplare, scheinen aber doch keine eigentlich veredelte Art zu sein. Man rühmt ihre Augen und ihre Geistesgegenwart, und ich habe sagen hören, die meisten Untersteuermänner auf den Missisippibooten gehören dieser Halbblut-Race an.

nen, kleinen Baby) nebst seiner Wärterin in ein kaltes Zimmer verwies. Das Kind muß wieder in das warme Zimmer kommen, denn die Nächte werden kalt. Ich sehne mich nach dem Süden und fürchte die kalten Nächte am Missisippi; nach einer andern, mir freundlich geöffneten Heimath, einige Meilen von hier, ist mir der Weg zu lang und zu beschwerlich, und die innere Stimme gibt mir keine Aufklärung. Ich reise also, aber ich habe eine Ahnung, daß ich es bereuen werde.

Von meiner schönen, freundlichen und guten Wirthin trenne ich mich mit Leidwesen. Ich bringe ein paar indianische Moccasins für Deine Füßchen mit, auch ein paar für Charlotte und einen Glockenzug (indianische Arbeit) für Mama. Die Handarbeiten der Indianerinnen sind zierlich, obschon es ihnen an Geschmack fehlt und sie sich über alle Regeln der Zeichnung hinwegsetzen. Rothe und helle Farben herrschen in ihren Stickereien vor, wie auch in den Hochzeitkleidern des Volks. Die rothe Farbe scheint allen Naturkindern lieb zu sein.

Von dem jungen presbyterianischen Missionär dahier habe ich über das Verhältniß des Missionswerks zu den Indianern einige Aufschlüsse erhalten, die mich ihre Opposition in einem heiterern Lichte erblicken lassen, als bisher. Seitdem die Sprachen der vornehmsten Stämme studirt und die Evangelien darein übersetzt worden sind, hat das Christenthum einen bedeutenden Eingang bei diesen wilden Völkern gewonnen, und im

letzten Jahr ist der Fortschritt des Missionswerks gewaltig gestiegen.

Als im Jahr 1828 das kirchliche Leben einen neuen Aufschwung nahm, und das Missionswerk eine neue Organisation erhielt, fanden sich unter den Indianern nur einunddreißig Missionäre mit einem Einkommen von 2400 Dollars zur Betreibung des Unterweisungsgeschäfts.

Jetzt, im Jahr 1850 gibt es unter den Indianern 570 Missionäre (mehr als die Hälfte davon sind Frauenzimmer) mit einem jährlichen Einkommen von 79,000 Dollars; und an diese Missionäre schließen sich ein paar hundert Prediger und Helfer aus den Eingebornen selbst an. Tausend Kirchen von allen christlichen Confessionen sind erbaut worden, und die Zahl der christlichen Bekenner unter den Indianerstämmen beläuft sich jetzt auf 40,537. Auch eine Menge Schulen sind erstanden und eine Menge erstehen täglich, um die indianischen Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen, sowie in Handarbeiten zu unterweisen. Die Weiber zeigen sich in letzteren sehr lernbegierig. Die Jungen lernen das Lesen und Schreiben leichter als die Mädchen; doch soll es sehr schwer sein, sie an Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen. Erst nach der religiösen Bekehrung ist es möglich, den Indianern sittliche und materielle Kultur beizubringen. Vorher wollen sie Nichts lernen. Die Zahl der Schulen beläuft sich bereits auf 4—500, und die Anzahl der Schüler, Knaben und Mädchen, auf mehr als 3000. Seminarien für Jungen und Seminarien für Mädchen sind ebenfalls errichet worden. Druckerpressen sind eingeführt worden und Druckschriften in dreißig verschiedenen Sprachen. Der Missionär in Kaposia, Mr. Williamson, betrachtet die Unwissenheit der Indianer als das größte Hinderniß für ihre Kultur. Die Weiber sind für das religiöse Licht am zugänglichsten.

Die Männer, besonders der kriegerischen Völker, so z. B. des Sioux-Stammes sind schwerer zu gewinnen, und wollen nichts von einer Lehre wissen, die in scharfem Gegensatz zu demjenigen steht, was ihre heidnische Tugend und Glückseligkeit ausmacht. Und noch haben die Missionäre bei den Sioux wenig ausgerichtet, und noch sind sie gar nicht bis zu den wilden Stämmen zwischen Minnesota und den Felsgebirgen gedrungen.

Aber sie werden nicht lange zögern, auch dahin zu dringen.

Aus dem jährlichen Bericht der „Presbyterianisch-Amerikanischen Missionsgesellschaft" im Jahr 1850, woraus ich mehrere dieser Angaben geschöpft habe, schreibe ich noch folgende Worte ab:

„Wie lang soll es noch anstehen, bis wir auf den Ufern des stillen Meeres eine Synode errichten?"

„Schon sind unsere Missionäre über alle Vereinigte Staaten östlich vom Missisippi mit Ausnahme eines kleinen Theils im Nordosten zerstreut. Sie sind über diese Flüsse gegangen und haben angefangen, mit Eifer das ungeheure Land westlich davon, vom mexikanischen Meerbusen bis zu den britischen Kolonieen im Norden zu erfüllen. Nein, noch mehr. Sie sind über das ganze Festland hingewandelt und haben in der westlichen neuen Welt Gottes Reich zu begründen begonnen. Welcher Art ist endlich unser Erfolg? Die Spitzen unserer Kirchen längs der atlantischen Küste werden von dem Licht der Morgensonne beleuchtet. Ueber das Land hin schreitend lausche ich ihnen den ganzen Tag hindurch. Und wenn sie zur Ruhe hinabsinkt, verweilt ihr letzter himmlischer Strahl noch auf ihnen, da wo sie sich am Ufer des stillen Meeres erheben."

„Ja, wir haben mit Gottes Beistand etwas gethan; aber wir haben noch unendlich mehr zu thun, um das Maaß unserer Pflicht zu erfüllen."

Das ist so ein kleiner Leckerbissen vom Werk und der Bereitwilligkeit des Westens.

So ist also von den rothen Männern bereits eine kleine Schaar auf Erden in das Reich Christi gekommen. Und wenn auch von diesen 40,000, die sich öffentlich zur christlichen Kirche bekennen, nur 10,000, ja auch nur tausend aufrichtige Christen sind, so ist es genug für eine unendliche Zukunft. In den glückseligen Ländern, wo die rothen Kinder Gottes einmal jenseits der dunkeln Tiefe landen werden, werden sie befreiend auf ihre Brüder, das Volk der Dämmerung, das im Reich der Schatten geblieben ist, einwirken.

Das Reich des Erlösers und das Werk der Erlösung beschränkt sich nicht auf diesen kleinen Raum und diese kurze Zeit. Ihre Zeit und ihre Räume sind ewig wie — Gottes Herz.

Ich weiß, daß die Missionäre hier eine andere Lehre predigen. Und es ist mir unbegreiflich, wie sie dabei Erfolge gewinnen können, unbegreiflich, wie sie selbst dabei Ruhe finden können. Aber einiges Licht, stärker, mächtiger als ihre beschränkte Lehre, muß mit Christi Worten zum Herzen eines Heiden gelangen und es zu seinem Kreuz und seiner Krone herüberziehen von den Jagdrevieren der Erde und den wilden Tänzen nach seinem Himmel. Ich kann es nicht anders begreifen.

Es ist Abend und starke Feuerscheine beleuchten (wie alle Abende, seitdem ich hieher gekommen bin) den westlichen Himmel. Es ist eines von den Prärienfeuern des Indianer, welche sie anzünden, damit das Wildpret sich auf diesem Punkt ansammeln soll (denn es ist jetzt ihre Jagdzeit). Auf diese Art erlegen sie eine Menge Thiere, tödten aber zu gleicher Zeit auch die Jagd, und fallen dadurch immer mehr der Noth oder der Wildniß weiter weg im Westen anheim.

Aber es glänzt im Westen, und alle Heiligen,

Sct. Peter, Sct. Paul, Sct. Charles (eine Niederlassung weiter oben), Sct. Anton (der auch eine Stadt zu bauen begonnen hat), die sich im nördlichen Mississippi niedergelassen haben und jetzt von den Feuern der Indianer beleuchtet werden, werden der Wildniß das Licht der Morgensonne und des neuen Lebens wiedergeben.

Es leuchtet im Westen von den brennenden Prärien, von der wilden Jagd. Ich liebe diesen Schein, denn er hat einen poetischen Glanz; er beleuchtet den Mond-Tanz und die indianischen Rathsversammlungen und das Geisterfest. Aber . . . es ist doch mehr Schein als Licht.

Wenn Wohnungen, solche wie Andrew Downings und Markus Springs, sowie die beinah schwedische Wohnung meiner guten Mrs. Howland auf den Höhen des Mississippi und Sct. Peter stehen; wenn die Kirchthurmspitzen glänzen und der Skalpiertanz nicht mehr getanzt wird; wenn Stimmen, wie die von Channing und Emerson, Beecher und Bellow, sich in den Rathsversammlungen erheben, und auch Lucretia Mott allda für Freiheit, Frieden und Weiberrechte sprechen kann; wenn der christliche Indianerstaat Nebraska friedsam neben Minnesota steht, dann — das heißt in etwa hundert Jahren — dann möchte ich nach Minnesota zurückkehren und ein neues Geisterfest feiern; und ich werde im Geist dahin zurückkehren.

Achtundzwanzigster Brief.

Auf dem Missisippi den 25. Oktober 1850.

Hinunter geht es jetzt auf dem großen Fluß, dem Vater der Flüsse, zwischen indianischen Lagern, Feuern und Booten. Die Indianer, die an den Ufern stehen oder auch herumspringen und schreien oder vielmehr bellen, die Grabplätze auf den Höhen, zwischen rebengeschmückten Inseln und indianischen Kähnen, die daneben herumrudern — alle diese fremden wunderlichen Scenen möchte ich festhalten können. Aber wir rauschen an ihnen vorbei nach dem Süden zu. Wir verlassen die poetische Wildniß, die Kindheitsgegend des Missisippi und fahren nach den Regionen der Civilisation. Das Wetter ist mild, Sonne und Schatten spielen zwischen den Bergen — ein poetisches, romantisches Leben!

Den 25. Oktober.

Sonnenhell, aber kalt. Die Indianer sind verschwunden. Wir sind an der Prairie du chien, an dem rothen indianischen Götzenstein, dem indianischen Grab unter herbstgelbem Baume vorbeigefahren. Die Höhen glänzen goldbraun und freundlich. Ruinen und Pyramiden ragen düster herrlich hervor aus den glänzenden Wäldern. Bei jeder Wendung des Flusses neue überraschende Aussichten. Ich betrachte sie, lese Emersons Versuche und lebe festlich. Wir nähern uns den beginnenden Städten am Jowas-Ufer, Gottenburg (vermuthlich einer Abkömmlingin unseres Gothenburg) und Dubuque.

Den 27. Oktober.

Wiederum in Galena unter den Bleigruben auf ein Paar Tage. Es ist Sonntag und ich komme aus der Kirche, wo ich einen jungen presbyterianischen Geistlichen, Mr. Magoun, gehört habe. Er ist ein ächter Jünger des großen Westens! Keine engherzigen kirchlichen Ansichten. Nein, ein kirchliches Bewußtsein, so weit wie die Prairien des Westens, so groß wie das Himmelsgewölbe über ihnen, und Platz für alle frische Winde in der Luft.

Das Verhältniß des Culturlebens zur Religion war das Thema des jungen Priesters.

Die Wichtigkeit einer wahren Philosophie in der Religionslehre zum besseren Verständniß und zu besserer Entwicklung derselben:

Die Wichtigkeit der Entwicklung des materiellen Lebens zur Förderung der Aufklärung des geistigen Lebens:

Gottes leitende Hand im Emporkommen desselben in der Gesellschaft — das Alles wurde mit Leben und Wärme auseinandergesetzt.

Hiob hatte gesagt: „Er spricht zum Blitz: fahre hin! und er fährt hin!"

Der elektrische Telegraph ist der Blitz von Gottes Finger, geleitet zum Dienste der Menschen.

Die Philosophie ist Gottes Finger in der Vernunft, sie erleuchtet das Dunkel in der Vernunft und in der Schrift.

Es ist jetzt die Zeit, wo eine metaphysische Distinktion eine Seele erlösen kann.

Endlich: die Vereinigung des höchsten Lebens des Kopfes und Herzens in allen Sphären des Lebens, in der tausendjährigen Kirche wirkend und sie verklärend.

Dieß waren die Hauptmomente in der Predigt des jungen Geistlichen.

Ein warmes gehaltvolles Gebet in der Bitte: Zu uns komme Dein Reich! vollendete den Vortrag, einen der freisinnigsten, umfassendsten, frischesten und erfrischendsten, die ich je in irgend einem Lande von der Kanzel herab gehört habe.

Die Polemik gegen den Katholicismus war der einzige unwestliche Zug in derselben. Denn es steht dem großen Westen zu und es ist eine Eigenthümlichkeit desselben, daß er keine Form von dem göttlichen Leben ausschließt. Und was sind wohl alle christlichen kirchlichen Gesellschaften anders als verschiedene Bänke in derselben Kirche, verschiedene Familien in derselben Verwandtschaftsgruppe?

Die alte Pilgerkirche scheint mir diejenige zu sein, die auf dem Boden der neuen Welt jetzt das meiste inwohnende Leben entwickelt, heranwächst, sich erweitert, um das ganze irdische Leben zu umfassen und es für Gottes Reich zu taufen.

Den 29. Oktober.

Ich habe mich im American-Hotel recht angenehm eingerichtet und will um der wenigen Tage willen, die ich hier zu verweilen habe, die freundliche Einladung, die mir aus einem schönen Privathaus zugekommen ist, nicht annehmen. Ich habe hier ein artiges irländisches Mägdlein, Namens Margareth, und bekomme Alles so, wie ich es wünsche, darunter Kartoffel des Morgens, Mittags und Abends und zwar ebensogut wie die unsern in Arsta. Ich erlabe mich in diesen schönen Tagen an meiner Freiheit und an einsamen Wanderungen auf den pittoresken Höhen der Umgegend.

Gestern führte mich der freisinnige junge Geistliche, Mr. Magoun, nebst einer Freundin zu Wagen

auf eine Anhöhe (Pilotenkopf heißt sie, glaube ich) am Mississippi, um von da aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Als wir ankamen, kletterten wir zwischen Gebüschen, Dickicht und Steinen beschwerlich genug hinan, wurden jedoch, auf dem Gipfel angelangt, mit einer jener großen Meer-Aussichten belohnt, wie nur der große Westen sie darbietet. Und durch das unendliche wogende Feld ging der Mississippi gleich einer Silberader weit, weit hinaus in der unermeßlichen Ferne; und über Land und Fluß ruhte der Schleier des indianischen Sommers und der unaussprechlich milde Friede des indianischen Sommers. Die Sonne war so eben untergegangen, aber ein Rosenschein ruhte wie ein heitrer Segen über der großen fruchtbaren Gegend. Es war unbeschreiblich groß und lieblich.

Ich dachte daran, wie es mir im vorigen Jahr um diese Zeit in New-York zu Muthe war, wie es später in Boston dunkel vor meinen Augen wurde und wie ich mir damals die Frage stellte: Werde ich's wohl durchführen können? Und jetzt stand ich munter und frisch auf den Höhen am Mississippi, den großen Westen offen vor mir mit einer reichen Zukunft und der ganzen Welt im heitern Lichte. Ich dankte Gott.

Auf dem Rückweg nach Galena zerbrach unser Wagen. Der junge Priester sprang herab, zog Stricke und Messer heraus und begann zu arbeiten, indem er freundlich sagte:

„Sie müssen wissen, Miß B., daß die Wagenmacherei hier im Westen zu unserer Theologie gehört."

Die Auswanderer nach dem Westen müssen bis auf einen gewissen Grad das Leben der ersten Pilgerväter in Bezug auf Mühen und Entsagungen durchmachen. Und sie bedürfen auch, wenn es ihnen gelingen soll, den Muth und die Beharrlichkeit der Pilger.

Aber man geht jetzt schneller durch die Grade als früher. Die schönen amerikanischen Häuser mit Veran-

das, Bäumen und Gärten, die sich in den Höhen um den Feveſluß zu erheben beginnen, beweiſen es. Das gute Haus, die Kirche, das Werk der chriſtlichen Liebe thun dem Boden und Leben des Heidenthums, ich meine jetzt nicht der Indianer, ſondern der weißen Bevölkerung, immer mehr Eintrag.

Heute werde ich an Bord des guten Dampfbootes Minneſota gehen, um den Miſſiſippi hinab nach Saint-Louis zu fahren. Vielleicht halte ich mich unterwegs in der Stadt Rock-Island auf, um die ſchwediſche (Eric Janſon'ſche) Niederlaſſung in Biskops Hill einige Meilen von der Stadt zu beſuchen.

Zu den angenehmen Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Galena gehört, daß ein Bankier Mr. H. mir ſo viel Wohlwollen, eine ſo brüderliche oder väterliche Güte und Umſorge gewidmet hat, daß ich an ihn und ſeine Stadt ſtets mit dankbarem Gemüth denken werde.

Die Zeitungen im Weſten machen ſich luſtig über die wahrhaft verrückte Art, wie Jenny Lind in New-York empfangen wurde. In einem Zeitungsartikel las ich neulich: „Unſer Correſpondent iſt ſo glücklich geweſen, Jenny Lind nießen zu hören. Das erſte Nießen war ein mezzo tinto soprano u. ſ. w., u. ſ. w. (hier folgen eine Menge beſeſſene muſikaliſche Coloraturnamen); das zweite war ein (folgt jetzt ein dto. dto.); das dritte bekam er nicht zu hören, denn er fiel in Ohnmacht."

Ich kann den guten Weſtländern vorausſagen, daß ſie ſich in ihrem Entzücken eben ſo närriſch geberden werden, wie ihre Brüder im Oſten, wenn Jenny Lind hieher kommt. Jetzt ſprechen ſie wie der Fuchs von den Vogelbeeren, jedoch mit beſſerem Humor.

Ein Bewohner von Saint-Paul kam, ſo lang ich dort war, aus New-York zurück und hatte einen dringenden Auftrag an den Gouverneur Ramſay. Aber

sein erstes Wort war: „Gouverneur, ich habe Jenny Lind gehört!“

Jenny Lind, die neue Sklavenbill und die Protestationen gegen dieselbe in den nordöstlichen und westlichen Staaten sind nebst dem Geister-Geklopfe stehende Artikel in allen Journalen. Während man in den nördlichen Staaten Versammlungen hält und gegen diese neue Sklavenbill agitirt, welche die Auffangung entlaufener Sklaven in den freien Staaten gestattet, erheben verschiedene südliche Staaten, besonders der Palmettostaat und Missisippi, ein zorniges Geschrei über Beeinträchtigung des Südens und drohen mit ihrem Ausscheiden aus der Union. Und die Staaten bekomplimentiren einander in ihren Journalen just nicht auf's Artigste. Ein Kentuckyer Blatt schreibt über Südcarolina:

„Warum marschirt sie nicht je eher je lieber aus der Union? Die Union wäre froh, ein solches Pack los zu werden.“

Den 2. November auf dem Missisippi.

Wir liegen vor Rock-Island. Einige gefällige freundliche Herren aus der Stadt sind so eben an Bord gewesen und haben sich erboten, mich nach der schwedischen Niederlassung zu führen. Ich kann ihnen meinen herzlichen Dank für ihre wohlwollende Güte nicht versagen. Aber die Nächte sind kalt; ich bin nicht recht wohl und — was sollte ich dort machen? Wir — meine Landsleute dort und ich würden einander nicht verstehen, obgleich wir dieselbe Sprache sprechen. Aber ich war froh, von zwei Kaufleuten in Rock-Island Verschiedenes über den gegenwärtigen Zustand der schwedischen Colonie vernehmen zu können.

Seit ihr Bischof (so nannten sie Erik Janson) todt ist, scheinen sie sich besser zu befinden. Aber er

hat sie durch unkluge Haushaltung in eine große Schuld (10—11,000 Dollars) gestürzt, und Einige von ihnen sind jetzt nach Californien gezogen, um Gold zu suchen und die Mittel zur Abzahlung zu gewinnen. Da die Schweden in Biskops Hill sich stets als redliche, gottesfürchtige und arbeitsame Leute erwiesen haben, so besitzen sie das Vertrauen der Einwohner der Stadt Rock-Island und erhalten die Waaren, die sie nicht gleich bezahlen können, auf Credit. Sie haben sich mehrere schöne Ziegelhäuser erbaut und betreiben die Landwirthschaft gut. Sie haben Flachs zu bauen und zu spinnen angefangen und sie können das Garn vortheilhaft verkaufen. Sie bleiben ihren Religionsgebräuchen, ihren Gebeten und ihrem Glauben auch an Erik Janson, der eine beinahe dämonische Gewalt über ihre Sinne gehabt zu haben scheint, getreu. Wenn sie krank waren und von Erik Jansons Mitteln oder Gebeten nicht gesund wurden, sagte er ihnen, daran sei Mangel an Glauben Schuld und sie seien verworfene Sünder. Viele starben in Folge klimatischer Krankheiten und mangelnder Pflege.

Der ehrenwerthe gefällige Herr, der die schwedische Kolonie besonders genau kannte, wollte sich nicht mit Bestimmtheit gegen Erik Janson aussprechen, aber er mißtraute ihm. Die Frau des Propheten dagegen rühmte er als ein ausgezeichnet braves und achtungswürdiges Weib. Auch sie starb an einem der Fieber, die in der Kolonie grassirten. Und vier Tage nach ihrem Tod erhob sich Erik Janson während eines Gottesdienstes in der Kirche und erklärte, der Geist habe ihn ermahnt, ein neues Weib zu nehmen. Da erhob sich eines der anwesenden Frauenzimmer und sagte, der Geist habe ihr erklärt, daß sie dieses Weib sein solle. Dieß geschah vier Tage nach dem Tode der ersten braven Frau. So etwas zeugt deutlich für den Geist, der Erik Janson leitete.

Sein Mörder, der Schwede Rooth sollte morgen vor die Jury kommen. Man glaubte, er würde freigesprochen werden, da die Veranlassung zu seiner That von der Art war, daß sie einen Mann wohl von Sinnen bringen konnte. Rooth hatte gegen Erik Jansons Willen ein Mädchen in der schwedischen Kolonie geheirathet. Von seinem Unwillen verfolgt beabsichtigten sie den Platz zu verlassen, und Rooth hatte sein Weib und sein Kind (einen kleinen Jungen) heimlich bei Nacht wegführen lassen. Eric Janson ließ sie auffangen und auf einem Boot den Missisippi hinabführen, man wußte nicht wohin, es hieß nach Sct. Louis. Kapitän Schneidau hatte Rooth am Morgen des Tags, wo er diese Nachricht erhielt, gesehen. Er war todesblaß und beinahe wahnsinnig. In dieser Gemüthsstimmung suchte er Erik Janson auf und traf ihn, als er gerade im Begriff stand, sich mitten unter seinen Getreuen nach der Kirche zu begeben. Er sagte zu ihm:

„Du hast mein Weib und mein Kind fortführen lassen und ich weiß nicht wohin. Sie sind vielleicht todt und ich bekomme sie nicht mehr zu sehen. Es liegt mir nichts mehr am Leben, aber Du sollst zuerst sterben."

Und er zog eine Pistole hervor und schoß ihn vor die Brust. Erik Janson starb beinahe augenblicklich. Rooth versuchte nicht zu fliehen, sondern ließ sich willig von dem erbitterten Volk in Fesseln schlagen.

Die kleine Kolonie, die 7—800 Köpfe stark ist, wird jetzt von ein paar Männern beherrscht, welche sie gewählt hat, und soll in demselben Glauben an ihre Freiheit von Sünde fortleben, dem sie zur Zeit ihres ersten Leiters huldigte. Im Ganzen genommen ist ihr Glaube nicht irrig. Der neue Mensch in uns sündigt nicht. Aber sie übersehen, daß der alte hier auf Erden niemals ganz aus des Menschen Brust ausgerottet werden kann, und daß wir deßhalb immer sündige

Menschen bleiben, bis unsre Verwandlung eintritt. Der Hauptirrthum der Erik Jansisten liegt in ihrem blinden Glauben an den Sünder Erik Janson und an Sünder wie sie selbst sind.

Das Wetter ist naßkalt. Die Scenerie auf den Ufern gehört noch der Hochlands-Natur, nimmt jedoch an Höhen und Schönheit ab. Die Höhen brechen gleichsam auf und liegen zwischen Ebenen zerstreut, die sich gegen den Fluß hinabziehen. Weiße Städte und Kirchen glänzen da und dort an den Ufern. Wir sind hier an der Küste des Illinois, und Rock-Island liegt an der Mündung des Illinoisflusses in den Mississippi. Gegenüber auf der andern Seite ist der Jowastaat, und da glänzt weiß und schön das Städtchen Davenport, das seinen Namen von seinem Gründer und seinen Ruf durch den garstigen Mord erhalten hat, der eines Sonntags Morgens von vier jungen Männern, die ihn berauben wollten, an diesem alten Manne begangen worden ist. Es ist noch nicht lange her. Blutige Thaten sind an den Ufern des Mississippi geschehen und geschehen noch jetzt.

Den 3. November.

Wir rollen den Mississippi hinab, aber langsam. Unser Dampfboot zieht zwei große schwere Barken oder Flachboote nach, die mit Blei aus Galena beladen und zu beiden Seiten des Schiffes befestigt sind. Man sagt, dieß seien Sicherheitsmittel, im Fall dem Schiff etwas widerfahren und die Passagiere in Gefahr gerathen sollten. Sie können sich dann auf den Barken retten. Aber die Fahrt wird dadurch verzögert und bei Nacht höre ich manchmal ein so widerliches Gedröhne, Getöse und Geknarre im Schiff, als ob es unter der schweren Arbeit ächzte, brüllte und im Begriffe stände zu unterliegen. Dieß kommt auch wahr,

scheinlich von der schweren Arbeit mit den Flachbooten her. Aber es lautet schlecht und so gefährlich, daß ich bei Nacht immer angekleidet daliege, um mich dem Publikum für den Fall einer Explosion auf Alles gefaßt zu zeigen. Solche Abenteuer sind alltäglich auf dem Mississippi und man hört auch oft von Unglücksfällen dieser Art bald auf den Seen, bald auf den Flüssen im Lande. Mehrere der Passagiere an Bord haben sogenannte life-preservers (Lebensretter), d. h. Kautschukgürtel, um schwimmen zu können. Ich habe nichts; ich habe hier auch keinen näheren Bekannten oder Freund, der mir in der Stunde der Gefahr die Hand reichen könnte; aber ich weiß nicht, wie es kommt — es fällt mir gar nicht ein, Angst zu haben. Ich halte mich bloß beständig zu einem start, d. h. zu einem Auffliegen bereit.

Der Schiffscapitän ist offenbar ein vorsichtiger General und Alles geht ruhig und gut von Statten. Der Tisch ist reichlich und gut besetzt. Das Einzige, was ich hier vermisse, ist Milch zum Kaffee und Thee; an Rahm ist gar nicht zu denken und man bekommt ihn überhaupt hier selten. Das muß man auf den Flußschiffen im Süden und Westen entbehren lernen. Den Kaffee kann ich ohne Milch hinunterbringen, aber mit dem Thee fällt es mir schwer. Gestern Abend beklagte ich mich über Tisch ein wenig darüber. „Ei," sagte Oberst Baxter, ein freundlicher Herr, der mir gegenübersaß, „im mexikanischen Krieg bekamen wir oft mehrere Wochen lang keine Milch zu kosten." „Mag wohl sein," sagte ich, „aber Sie konnten sich da mit der Ehre trösten. Was kann man nicht entbehren, wenn man diese hat? Aber hier auf einem Dampfschiff ohne Milch und Ehre, das ist zu viel." Man lachte und heute früh bekamen wir sämmtlich Milch zum Frühstück. Die meisten Aufwärter sind Neger, die Wirthin ist eine unfreundliche und übellaunige Mulattin. Die

Paſſagiere im obern Ende des Schiffes ſind nicht zahlreich und keine angenehmen Leute. Die Abtheilung der Herren iſt ſtark bevölkert. Drei Drittel von ihnen ſehen ziemlich unfreundlich aus; Geſchäftsleute vom Wirbel bis zur Zehe.

Ich bleibe viel in meinem freundlichen Stübchen oder ſpaziere ich auf der Piazza vor demſelbigen und erfreue mich am Anblick des Fluſſes und der Ufer. Das Miſſiſippiwaſſer hat noch ſeine helle, grüngelbe Farbe, beginnt aber ſich zu trüben. Dreieckige Dampfſchiffe, größere und kleinere mit zwei Schornſteinen, den Fluß hinauf ſchwerſchnaubend vom Hochdruck, rollen an uns vorüber. Große Bretterflotten, auf denen das Volk baut und kocht, rudern mit rieſigen Rudern hinab; bedeckte Barken, Fahrzeuge und Boote von allen Größen und Arten zeigen ſich auf dem Fluß, er wird immer lebhafter und immer breiter, ſtrömt aber fortwährend mit majeſtätiſcher Ruhe dahin.

Wir haben den Jowaſtaat zur Rechten, Illinois zur Linken. Die Ausſichten ſind groß und frei, breite Thäler öffnen ſich, die Höhen nehmen ab, das Land neigt ſich in weichen wogenden Wieſengründen gegen den Fluß hinab; im Hintergrund iſt Wald. Es ſieht ſchön und fruchtbar aus, iſt aber nicht ſehr angebaut. Wir befinden uns jetzt in der an allen Kornarten, beſonders aber an dem goldgelben Mais reichen Kornregion des Miſſiſippithales.

Dem Miſſiſippi entlang liegt an beiden Seiten des Fluſſes von Minneſota her ein Perlband von Staaten bis an den mexikaniſchen Meerbuſen. Es ſind dieß öſtlich vom Fluß Wisconſin, Illinois, Kentucky, Tenneſee, Miſſiſippi und Louiſiana, und weſtlich vom Fluß Jowa, Miſſouri, Arkanſas und Louiſiana, denn Louiſiana umfaßt wie Minneſota beide Ufer des Miſſiſippi, Minneſota bei ſeinem Urſprung in den Höhen, Louiſiana bei ſeinem Auslauf ins Meer. Zwiſchen dieſen zwei Staa-

ten, Minnesota im Norden, Louisiana im Süden, durchläuft der Mississippi allerlei Regionen von verschiedenem Klima und allerlei Naturerzeugnissen. Minnesota ist der Norden desselben mit nordischen Tannenwäldern und nordischem Winter, mit Bären und Elennthieren, mit den wilden Rosen und Beeren des Nordens, mit dem Urwald und den Indianern. Wisconsin, Illinois, Kentucky und Tennesee im Osten, Jowa und Missouri, sowie ein Theil von Arkansas im Westen liegen in der gemäßigten Zone. Anbau und Civilisation herrschen hier vor. Diese Staaten bilden zugleich mit ihren Nachbarstaaten im Osten, Michigan, Indiana und Ohio, die große Fruchtkammer Amerikas und den mittleren Theil des Mississippithales. Jenseits desselben im Osten beginnen die Alleghanygebirge, die östlichen oder atlantischen Staaten. Jenseits der Mississippistaaten im Westen beginnen die indianische Wildniß Nebraska und die Felsgebirge. Mit Tennesee im Osten und Arkansas im Westen kommt die Baumwollenregion. Mit Louisiana kommt die Zuckerregion, der Süden und das Sommerleben.

Illinois und Jowa sind noch freie Staaten; südlich von ihnen kommen die Sklavenstaaten. In Illinois und Jowa gibt es noch schwedische und norwegische Niederlassungen. Weiter südlich sind sie nicht gegangen. Die mittleren Mississippistaaten füllen sich immer mehr mit Deutschen und Irländern, weiter unten auch mit Franzosen und Spaniern. Alle jedoch werden von den Gesetzen und Sitten des anglonormanischen Stammes beherrscht. Mit den Juden verhält es sich ebenso. Sie finden sich in Amerika, besonders im Westen, in Menge vor; aber sie haben gleiche bürgerliche Rechte mit den Einwohnern des Landes und unterscheiden sich in ihrem Aussehen weniger von der europäischen Bevölkerung als in Europa. Ja ich bin kaum ein einziges Mal auf den Gedanken gekommen: das ist ein Jude.

So wenig unterscheiden sie sich von den dunkelfarbigen Amerikanern.

Wir sehen jetzt Nauvoo, den ehemaligen Hauptsitz der Mormonen, und auf einer Höhe zeigt sich eine stattliche Ruine ihres ehemaligen prächtigen Tempels. Einer meiner Freunde, der vor einigen Jahren auf dem Missisippi reiste, landete bei Nauvoo wenige Tage, nachdem der Prophet der Mormonen Joe Smith von der Bevölkerung von Illinois getödtet worden war. Er sah da die Bewohner der Stadt und Umgegend, eine Bevölkerung von etwa 20,000 Personen, unter Absingung von Psalmen aus ihren Wohnsitzen ziehen, sah sie westwärts in die Wildniß wandern, um jenseits derselben das gelobte Land zu suchen, das ihr Prophet ihnen verheißen hatte. Nach einer Wanderung von 3000 englischen Meilen durch die Wüste, unter mannigfachen Gefahren und Mühe und Elend gelangten sie an den großen Salzsee und seine fruchtbaren Ufer. Hier haben sie binnen wenigen Jahren zugenommen und sich vermehrt, so daß sie auf gutem Wege sind, ein mächtiger Staat zu werden. Der Glaube kann noch heutzutage Berge versetzen, ja er kann noch mehr, er kann große Städte besetzen. Nauvoo ist jetzt von dem französischen Socialisten Cabet angekauft, der hier seinen Egalitarierstaat gegründet.

In dem großen Westen an den Ufern des großen Flusses gibt es Scenen und Menschenkinder von allerlei Art. Da sind Indianer, da sind Squatter, da sind Skandinavier mit sanften Sitten und heitern Gesängen; da sind Mormonen, die im Namen Christi und seines Propheten das Herannahen eines tausendjährigen Reiches auf Erden verkünden und in der Wildniß einen blühenden Staat errichten, der ein neues Paradies verheißt; da sind verzweifelte Abenteurer ohne einen andern Glauben als an den Mammon, ohne ein anderes Gesetz als das Faustrecht; Menschen, die gewis-

fenlos spielen, rauben und morden; und ihre Anzahl wird am Missisippi entlang immer größer, je weiter man gegen Süden kommt. Da sind Riesen, die weder schlecht noch gut sind, aber blos durch ihre Körper- und Willenskräfte, sowie durch ihre Unternehmungslust große Dinge verrichten. Da sind Freiheitsverehrer und Communisten; da sind Sklavenbesitzer und Negersklaven. Da sind Gesellschaften, die gleich der Biene und dem Biber aus Instinkt und aus Naturnothwendigkeit bauen. Da sind auch hellsehende, leitende, kräftige und fromme Männer, die wissen, was sie wollen, und die Arbeit der Civilisation in ihre starke Hand nehmen. Da sind große Städte, welche den höchsten Luxus und die höchsten Sünden der Civilisation entwickeln, dem Mammon Altäre erbauen und die ganze Welt in den Dienst desselben bringen wollen. Da sind auch kleine Gesellschaften, welche das Land mit der Macht des Friedensprincips und im Namen des Friedensfürsten einnehmen. Maria Child erzählt von einer solchen in Indiana oder Illinois. Es ist eine kurze Geschichte und so schön, daß ich sie Dir mit ihren eigenen lebenswarmen Worten mittheilen muß. *)

„Die höchsten Geschenke, die meine Seele während ihrer Pilgerfahrt auf Erden empfangen hat, sind oft von Menschen gegeben worden, die sowohl an Geld als an Kenntnissen arm waren. Unter ihnen erinnere ich mich besonders eines ungelehrten, hart arbeitenden Handwerkers. Er erzählte mir, daß er einer von dreißig oder vierzig Neuengländern sei, die vor zwölf Jahren ausgewandert, um sich in den Wildnissen des Westens niederzulassen. Sie waren meistens Nachbarn und die Gleichheit ihrer Ansichten über verschiedene Gegenstände

*) Brief aus New-York 22. Brief 1. Band.

hatte sie zu einem solchen Bunde veranlaßt. Seit einigen Jahren waren sie gewohnt gewesen, von Zeit zu Zeit im Hause des einen oder andern zusammenzutreffen und in aller Herzenseinfalt ihre Pflichten gegen Gott und den Nächsten zu besprechen. Das Evangelium war ihre Bibliothek, das innere Licht ihr Priesterthum. Es gab da keine Antisklaverei-Gesellschaften, aber bei der Unterweisung, die sie empfangen hatten, und bei der Lust zu lernen, welche sie beseelte, bedurften sie keiner solchen Vermittlung, um einzusehen, daß es sündhaft sei, Menschen als Sklaven zu behandeln. Die Bemühungen der Friedensgesellschaften waren noch nicht anders als in gebrochenen Echos zu diesem von der Welt abgeschiedenen Häuflein gelangt, und Nichtwiderstands-Gesellschaften fanden sich noch nicht vor. Aber mit dem Buch des Friedensfürsten und ihren für seinen Einfluß offenen Herzen, was bedurften sie da mehr?

„Reich an geistiger Cultur brach die kleine Schaar auf um sich nach dem fernen Westen zu begeben. Ihre inneren Wohnungen waren blühende Gärten. Ihre äußeren gründeten sie in der Wildniß. Sie waren arbeitsam und mäßig und Alles gedieh unter ihren Händen. Aber bald kamen Wölfe in ihre Höfe in Gestalt von grundsatzlosen Abentheurern, die nur an Gewalt und List glaubten und diesem Glauben gemäß handelten. Die kleine Kolonie von praktischen Christen setzte ihren Gewaltthätigkeiten nur sanfte Vorstellungen entgegen und vergalt ihnen mit beständigem Wohlwollen. Sie gingen noch weiter, sie sagten offen: „Ihr mögt uns so viel Böses thun als Ihr wollt; wir werden Euch dagegen nichts Anderes als Gutes thun. Gesetzeskundige Männer kamen in ihre Nähe und erboten sich ihre Streitigkeiten zu schlichten. Sie antworteten: „Wir bedürfen Euer nicht. Als Nachbarn seid Ihr uns herzlich willkommen; aber für uns hat Euer Gewerbe aufgehört zu existiren.“ — „Was wollt Ihr thun, wenn

die Schurken Eure Scheunen verbrennen und Eure Erndten stehlen?" — „Wir werden Böses mit Gutem vergelten. Wir glauben, daß dieß die höchste Wahrheit und darum der beste Ausweg ist." Als die Schurken dieß hörten, schien es ihnen ein ausnehmend guter Spaß zu sein und sie sagten und thaten manche übermüthige Dinge zu ihrer Belustigung. Bei Nacht wurden die Zäune weggerissen und die Kühe in die Kornfelder gelassen. Die Christen machten den Schaden wieder gut wie sie konnten, stellten die Kühe in die Ställe und führten sie gegen Abend nach Haus, indem sie sanftmüthig sagten: „Nachbar, Deine Kühe sind auf meinem Acker gewesen. Ich habe sie den Tag über gut gefüttert, wollte sie aber nicht über Nacht behalten, weil Deine Kinder die Milch vermissen könnten."

„Wenn dieß ein Scherz war, so hatten doch diejenigen, die ihn ersonnen, nicht das Herz darüber zu lachen. Allmählig kam eine sichtliche Veränderung über diese leidige Nachbarn. Sie hörten auf den Pferden die Schwänze abzuschneiden und den Hühnern die Beine abzuschlagen. „Wirf diesen Stein nicht, Bill," sagte ein Junge zu dem andern; „als ich in der vorigen Woche ihnen eine Henne todt schlug, schickten sie dieselbe der Mutter, weil sie dachten, eine Hühnersuppe würde der armen Marie wohl thun. Ich meine, Du solltest Dich schämen, Steine nach ihren Hühnern zu werfen." So wurde das Böse durch das Gute besiegt, bis sich Niemand mehr in der Nachbarschaft vorfand, der sie absichtlich beleidigt hätte.

„Jahre vergiengen und sie hatten Glück in weltlichem Erwerb, mehr als alle ihre Nachbarn und gleichwohl geliebt von allen. Von ihnen bekam der Gerichtsdiener und der Advokat nichts zu verdienen. Der Executor stammelte und entschuldigte sich, wenn er kam und ihr mit harter Arbeit erworbenes Eigenthum als Bezahlung für die Kriegssteuer nahm. Sie antworteten

sanft: „Das ist ein schlechtes Gewerbe, mein Freund. Betrachte es im Lichte des Gewissens und sieh, ob es nicht so ist.“ Aber während sie solche Ausgaben ungern bezahlten, spendeten sie mit übervollen Händen für nützliche und wohlthätige Zwecke.

„Nach Verfluß von 10 Jahren wurden die Staatsländereien, auf welchen sie ihre Farms erbaut hatten, öffentlich dem Verkauf ausgesetzt. Dem Brauche gemäß haben diejenigen, welche das Land bebaut und kultivirt haben, das Recht zuerst darauf zu bieten und es für den Regierungspreis zu erhalten, d. h. für $^3/_4$ Dollars den Morgen. Aber das Spekulationsfieber auf Land wurde um diese Zeit hoch gesteigert. Abentheurer aus allen Theilen des Landes schaarten sich zur Auktion zusammen und Kapitalisten in Baltimore, Philadelphia, New-York und Boston schickten Agenten, um die westlichen Ländereien aufzukaufen. Niemand glaubte, daß man auf Brauch oder Billigkeit Rücksicht nehmen würde.

„Der Verkauf am ersten Tage bewies, daß die Spekulation sich bis zu den Grenzen des Wahnsinns verstieg. Man kaufte den Morgen Lands begierig für 17, 25 und 30 Dollars. Die christliche Kolonie hatte wenig Hoffnung, ihre Höfe behalten zu dürfen. Als die ersten Ansiedler hatten sie den besten Boden gewählt und ihr beharrlicher Fleiß hatte ihn bis zur höchsten Culturstufe gebracht. Sein Marktpreis war weit höher, als der schon übermäßig hohe Preis, der für die verkauften Morgen bezahlt wurde. Bei diesen Aussichten hatten sie sich bereits darauf gefaßt gehalten von Neuem in die Wildniß zu wandern und ihr Leben von vorn zu beginnen. Aber am Morgen, wo ihre Ländereien zum Verkauf ausgeboten wurden, bemerkten sie mit dankbarer Ueberraschung, daß ihre Nachbarn überall bei den Liebhabern umhergiengen und ihnen dringende Vorstellungen machten: „Bietet nicht auf diese Län-

dereien, diese Menschen haben 10 Jahre lang hart darauf gearbeitet. Während dieser Zeit haben sie weder Menschen noch Vieh etwas zu Leide gethan. Sie sind stets bereit gewesen Böses mit Gutem zu vergelten. Sie sind ein Segen für die ganze Nachbarschaft; es wäre Sünde und Schande auf ihre Felder zu bieten. Ueberlaßt sie ihnen zum Regierungspreis."

„Die Stunde des Verkaufs kam. Die Bebauer des Landes boten 5/4 Dollars und beabsichtigten nöthigenfalls höher zu steigern. Aber in diesem ganzen Haufen selbstsüchtiger wilder Spekulanten fand sich nicht ein Einziger, der sie überbot. Ohne eine einzige Stimme des Widerspruchs wurden die guten Ländereien ihnen überlassen.

„Ich lauschte mit Entzücken dem Wüstenbebauer, während er seine Philosophie allgemeiner Menschenliebe entwickelte.

„Was würdet Ihr thun," sagte ich, „wenn ein fauler diebischer Landstreicher unter Euch käme, wenn er dazubleiben verlangte und gleichwohl nicht arbeiten wollte?" — „Wir würden ihm Nahrung geben, wenn er hungrig wäre, ein Obdach, wenn er fröre, und würden ihn stets als einen Bruder behandeln." — „Würde eine solche Handlungsweise nicht mehrere solche Bursche verlocken, zu Euch zu kommen? Wie könntet Ihr es vermeiden, von ihnen überlaufen zu werden?" — „Solche Leute würden sich entweder verändern, oder nicht bei uns bleiben. Wir würden niemals ein unfreundliches Wort zu ihnen sagen, würden ihnen niemals das Nöthige verweigern, aber wir würden sie mit tiefer Wehmuth betrachten, so wie wir einen verbrecherischen aber geliebten Bruder ansehen würden. Dieß ist für eine Menschenseele härter zu ertragen, als Peitschenhiebe und Gefängniß. Sie würden es nicht aushalten. Es würde sie entweder erweichen oder fort-

treiben. In neun Fällen von zehn glaube ich, daß es sie erweichen würde."

Maria Child fügt hinzu:

„Die weiseste Staatsökonomie ist in den Lehren Christi enthalten."

Und mir kommen die Worte in den Sinn:

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden die Erde besitzen."

Und betrachte ich, was in dieser Zeit das besiegende, das überwältigende Element von den Mississippistaaten an bis nach Kalifornien ist, so ist es mir klar, daß es die Macht und Gewalt der Friedfertigen ist.

Auf dem Mississippi in der Nähe der Stromschnellen, den 3. November.

Wir liegen seit mehreren Stunden still. Es sind da gefährliche scharfe Klippengründe im Fluß, und da das Wasser niedrig ist, so ist die Fahrt gefährlich. Man erwartet, daß der Wind sich vollkommen legen werde und daß man dann die Untiefen werde unterscheiden können. Es ist auch jetzt so ruhig, daß ich kaum begreife, daß es noch ruhiger werden kann. Der Mississippi glänzt wie ein Spiegel im Sonnenschein, blos da und dort gefurcht von der Strömung. Es herrscht jetzt vollkommene Sommerwärme und es macht mich ungeduldig, in der Wärme und dem starken Sonnenlicht still zu liegen. Daß der Mississippi hier nicht gereinigt wird, daß man es dulden kann, solche Untiefen und Aufenthalte in dem großen Fluß zu haben, auf welchem so viele tausend Schiffe gehen, das ist ein Zeichen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten noch ihre — Untiefen und Mängel hat. Man ist nicht einig darüber, ob die Bundesregierung oder der einzelne Staat die Arbeit ausführen soll, und so bleibt

die Arbeit ungeschehen zum großen Nachtheil für die Flußfahrt.

Ich habe an Bord eine angenehme Bekanntschaft gemacht mit zwei Herrn von Connecticut (kräftigen, derben Yankees) und der jungen Tochter des Einen von ihnen, die ein allerliebstes Mädchen von zwanzig Jahren ist, eine frische Blume an Leib und Seele, just ein Prachtexemplar von Neuenglands Töchtern. Wir haben jetzt auch ein paar Riesinnen an Bord, die zu jener alten mythologischen Utgards-Bevölkerung gehören, und ich ergötzte mich ungemein an einem Conflikt zwischen dem wilden und civilisirten Geschlecht in den Personen einer dieser Frauen und einer schönen Blume von Neuengland. Erstere, eine Person von mittlerem Alter, saß in stahlgrauem Kleide mit ihrem grauen herben Gesicht ganz steif im Damensalon und rauchte ihre Meerschaumpfeife, als wir Nachmittags aus dem Speisesalon dahin kamen. Sie saß mitten im Zimmer, blies mit Macht den Rauch aus und schaute drein, als wollte sie der ganzen Welt Trotz bieten. Die Damen sahen zuerst sie, dann sahen sie einander an, schwiegen aber und ließen es sich eine Weile gefallen; allein der Rauch wurde unerträglich und man flüsterte, daß etwas gethan werden müsse, um dem unerlaubten Rauchen ein Ende zu machen. Die junge Miß S. rief die Verwalterin. „Sie müssen diesem Frauenzimmer sagen, daß es hier innen nicht erlaubt ist zu rauchen.“

„Ich habe es ihr bereits gesagt, Missis, aber sie kümmert sich nichts darum; es hilft nichts, wenn man mit ihr spricht.“

Man wartete noch eine Weile, um zu sehen, ob die rauchende Dame die stillen, aber deutlichen Winke nicht beachten würde. Aber nein, sie blieb sitzen und erfüllte den ganzen Salon mit Rauch.

Die schöne junge Miß S. nahm jetzt ihren Muth

zusammen, trat zu der Raucherin vor und sagte in ebenso höflichem als würdevollem Ton:

„Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß Ihre Cajüte eine Thüre hat, die auf die Piazza hinausgeht; und — es wäre für Sie selbst, wie auch für Alle da innen weit angenehmer, wenn Sie Ihre Pfeife dort rauchen wollten."

„Nein, es gefällt mir am besten, sie hier im Salon zu rauchen."

„Aber es ist verboten hier zu rauchen."

„Es ist den Herrn verboten, nicht aber den Frauenzimmern."

„Es ist verboten hier zu rauchen, und es ist Ihnen so gut verboten, wie jeder andern Person. Und ich muß Sie im Namen sämmtlicher Frauenzimmer bitten, davon abzustehen."

Dieß wurde mit solchem Ernst und zugleich mit solcher Anmuth ausgesprochen, daß die Riesin davn betroffen schien.

„Nun denn, warten Sie ein wenig," sagte sie brummend, und nachdem sie heftig noch einige Rauchwolken ausgestoßen hatte, um uns einen Denkzettel zu hinterlassen, erhob sie sich und ging auf ihr Zimmer. Die Macht der Bildung hatte über die Macht der Rohheit, die Götter hatten über die Riesen den Sieg errungen.

Jetzt werden wir weiter fahren, aber nicht zu Wasser, sondern zu Land. Unser schwerbeladenes Schiff kann nicht über die Untiefen kommen. Es muß hier abladen. Die Passagiere müssen zu Wagen 15—16 Meilen weit auf Jowas Ufer nach einem Städtchen fahren, wo sie ein neues Boot nehmen können und die Fahrt nicht mehr durch Untiefen gehindert ist. Meine neuen Freunde von Connecticut nehmen mich unter ihren Schutz.

Saint-Louis (Missouri) 8. November.

Ich sitze jetzt in St. Louis auf dem westlichen Ufer des Mississippi, und ich überlege bei mir, ob ich zu einer Hochzeit fahren soll oder nicht, zu welcher ich eingeladen bin, um eine sehr schöne Braut und die Crême der Gesellschaft in der großen Mississippistadt, der Einwohnerzahl nach der zweiten nach New-Orleans, zu sehen. Der Bräutigam, den ich heute früh nebst der Mutter der Braut sah, ist ein steinreicher Floridanischer Plantagenbesitzer, ein vollendeter Gentleman, ein sehr artiger Mann; die Mutter der Braut ist eine etwas verblühte Schöne; artig aber etwas affektirt, 50 Jahre und darüber, mit bloßem Hals, bloßen Armen, geschminkten Wangen, vielem Parfüm, Fächern und tausenderlei Façons damit, französisch artig. Sie lud mich auf den Abend ein. Ein gefälliger und zuvorkommender Bekannter von Mr. Downing, der mir einen Brief an ihn mitgegeben hat, der Senator Allen, will mich nebst seiner Frau dahin führen. Aber .... aber .... ich habe den Schnupfen und fühle mich zu alt für solche Feste, bei denen ich überdieß halb zu Tod gefragt werde. Je näher also die Toilettenzeit heranrückt, um so klarer wird es mir, daß ich ruhig auf meinem Stübchen bleiben werde. Schöne Damen und schöne Toiletten sehe ich gerne, aber ich kann sie mir auch beschreiben lassen und ich habe in den östlichen Städten genug beau monde gesehen, um mir die in den westlichen vorstellen zu können.

Ich bin gegenwärtig in einem Hotel, werde aber wohl morgen oder übermorgen ins Haus des Senators Allen, ein Stück außerhalb der Stadt, ziehen.

Ich kam gestern mit meinen Freunden aus Connecticut hier an. Die Fahrt über die Jowa-Prärien in einem halbbedeckten Wagen war höchst angenehm.

Das Wetter war warm wie an einem Sommertag, und die Sonne bestrahlte fruchtbar wogende Gefilde weit, weithin in die Ferne. 3/4 von Jowas Boden sollen wogendes Prärienland sein. Das Land sah nicht cultivirt aus, aber schön und freundlich, ein unübersehbares Weideland. Die Natur um den Missisippi her ist eine Lichtnatur. Nachmittags kamen wir in das Städtchen Keokuk, das auf einer Anhöhe am Flusse liegt. Wir nahmen in einem guten Wirthshaus ein gutes Mahl ein. Statt der Suppe servirte man Thee, wie dieß in den Hotels im Westen gewöhnlich ist. Erst spät am Abend sollte das Schiff kommen, mit welchem wir unsre Reise fortsetzen konnten. Inzwischen begab ich mich allein auf eine Entdeckungsreise. Ich ließ die junge Missisippistadt, die eine hübsche Lage hat und in gutem Wachsthum begriffen zu sein scheint, hinter mir und schlug einen Fußweg am Ufer dem Missisippi entlang ein. Die Sonne war im Untergang und Wolken mit sanft hellrothen und purpurnen Farben bedeckten den westlichen Himmel. Die Luft war mild und still; die ganze Scene großartig, freundlich und ruhig, idyllisch in großem Styl.

Auf dem Ufer dem Fluß entlang lagen in kurzem Abstand von einander zierliche kleine Blockhäuser mit den geschmackvollen, passenden und bequemen Proportionen, welche die Arbeit der Amerikaner auszeichnen. Sie waren alle einander gleich und schienen Wohnstätten von Arbeitern zu sein. Die meisten der Thüren standen offen, vermuthlich um die milde Abendluft einzulassen. Ich benützte die Gelegenheit hineinzugucken und kam auch bald mit einigen Hausfrauen ins Gespräch. Es waren, wie ich mir gedacht hatte, Handwerker, die in der Stadt arbeiteten und hier ihre ländlichen Wohnungen hatten. Man sah keinen Luxus in diesen kleinen Häusern, aber Alles war so sauber und

geordnet, so zierlich und festtäglich ruhig, von der Hausfrau an bis zu jedem Möbel im Hause, daß der Anblick etwas Wohlthuendes hatte. Es war auch ein Sonntagabend und der Sabbathfriede ruhte in den Häusern wie über der Gegend.

Als ich nach meiner Herberge zurückkam, war die Dämmerung eingetreten. Inzwischen war es in dem Städtchen ruchbar geworden, daß irgend ein skandinavisches Thier im Wirthshaus zu sehen sei, und man machte ihm jetzt die Zumuthung, herabzukommen und sich zu zeigen.

Ich ging in den großen Saal hinab und traf da eine Menge Leute, meist Männer, deren Zahl zu einer wahren Versammlung anwuchs, so daß ich vielen recht wunderlichen Figuren die Hand zu drücken hatte. Aber solche Dinge sieht man oft hier im Westen. Die Männer arbeiten hart und sind gleichgültig in ihrer Toilette. Sie nehmen sich nicht die Zeit ihr viel Aufmerksamkeit zu widmen. Aber ihre ungeschmückte Außenseite ist kein wahrer Aushängeschild dessen, was in ihrem Innern wohnt. Das sah ich auch an diesem Abend. Mit einer kleinen Gesellschaft feinerer Leute (ich sage absichtlich nicht besserer, denn diese Benennungen bessere und schlechtere Leute sind immer uneigentlich und passen überall besser als hier), ich meine wohl gekleidete Herrn und Damen mit den besten Manieren — die Aristokratie von Keokuk — machte ich zu meinem aufrichtigen Vergnügen nähere Bekanntschaft. Ich bin selbst von Natur nicht rückhaltsam und darum gefällt mir das offene, rückhaltslose und dabei freundliche Wesen der Amerikaner. Man wird leicht bekannt und sieht bald, ob man für einander paßt oder nicht. Zwischen 10 und 11 Uhr gingen wir an Bord. Am folgenden Morgen waren wir im Missourifluß, der ungefähr 18 Meilen nördlich von St. Louis in den Mississippi hereinstürzt, mit einer solchen Heftigkeit und einer

solchen Wassermasse, daß er den Charakter des Missisippi gänzlich verändert. Jetzt ist es vorbei mit seiner Ruhe und seiner hellen Farbe. Jetzt strömt er unruhig und trübe dahin, und Klötze, Bäume und alle Arten von Plunder, der schwimmen kann, wirbeln auf seinen Wogen, dahin gebracht von dem Missouri, der auf seiner stürzenden Fahrt von mehr als 3000 Meilen durch die Wildnisse des Westens alles mit sich reißt, was er auf seinem Wege findet. Der Missouri ist eine Art von Xanthippe, aber der Missisippi ist kein Sokrates, denn er läßt sich durch den Einfluß der bösartigen Gattin bedeutend stören.

Vor St. Louis ruderten Jungen in kleinen Booten und suchten Bretter und Baumäste aufzufischen, die auf dem Strom schwammen.

Der erste Anblick von St. Louis war recht sonderbar. Die Stadt sah aus, als wäre sie von der Flußseite her von einer Menge ungeheurer Missisippithiere, die kolossalen weißen Seebären glichen, blokirt. Es waren auch solche. Es waren weißangestrichene große dreideckige Dampfschiffe, die, vielleicht mehr als hundert an der Zahl, Seite an Seite, am Ufer lagen; Wimpel mit Namen von allen Erdtheilen flatterten im Winde über ihren zwei Kaminen, die mir wie ungeheure Naslöcher vorkommen. Denn jedes Dampfschiff auf dem Missisippi hat zwei solche Apparate, die gewaltig schnauben unter der Hochdruckarbeit. Als wir nach St. Louis kamen, war es volle Sommerwärme und mehrere Bäume auf den Straßen hatten noch grünes Laub. Ich sehe den Baum des Südens „Pride of India“ wieder, (mit Blumenbüscheln gleich den Syringen in der Blüthezeit und darnach Büscheln von rothen giftigen Beeren), so auch die schönen Akazien sammt dem Ailanthus und der Sykomore.

Den 7. November.

Sobald ich nach St. Louis kam, mußte ich mich mit einer Migräne niederlegen. Mein allerliebstes Mädchen aus Neuengland verpflegte mich, wie eine jüngere Schwester hätte thun können. Als sie mit ihrem Vater mich verlassen mußte um weiter zu reisen, bekam ich auch hier eine irländische Magd, die mich während der kurzen Krankheit vortrefflich besorgte. Ich wurde bald wieder munter und erhob mich dann, um dem Brautpaar, das hier in dem Hotel wohnt, einen Besuch abzustatten. Es war Vormittags. Aber das Zimmer, wo die Braut sich befand, war düster und nur schwach vom Feuerschein beleuchtet. Die Braut war hoch gewachsen und fein gebildet, aber zu mager; im Uebrigen schön und von blühender Farbe. Sie war noch ganz jung und erschien mir wie eine seltene Treibhauspflanze, die noch nicht im Stande war die Winde der freien Luft zu ertragen. Die langen schmalen Finger spielten mit kostbaren Kleinigkeiten, die an einer goldenen Kette hingen, welche vom Hals bis zur Mitte des Leibes herabreichte. Ihre Kleidung war kostbar und geschmackvoll. Sie sah mehr wie ein Luxusartikel als wie eine junge künftige Hausfrau aus. Die schwache Beleuchtung, die Feuerwärme, die Parfüme, Alles um die junge Braut her schien mir Weichlichkeit zu verrathen. Der Bräutigam jedoch war offenbar kein Weichling, sondern ein Mann und ein Gentleman. Er war sichtlich sehr verliebt in seine junge Braut, die er jetzt zuerst nach Cincinnati und sodann nach Florida und seinem ewigen Sommer führen wollte. Man traktirte mich mit Hochzeitkuchen und süßem Wein.

Als ich aus dem parfümirten Zimmer mit seiner treibhausartigen Wärme und halben Beleuchtung trat, begegnete mir ein sommerblauer Himmel, sommermilde

Luft und Sonne und Vogelgesang in den sausenden Bäumen. Das war entzückend. Ach, sagte ich zu mir, das ist ein anderes Leben, es ist doch nicht gut, nicht naturfrisch, dieses Leben, das manche Frauenzimmer hier zu Lande führen, dieses Leben im Halbdunkel, wo sie sich jahraus jahrein beim Kaminfeuer in bequemen Schaukelstühlen wiegen, dieses Leben beständiger Wärme und Unthätigkeit, wodurch sie sich von der frischen Luft, von dem stärkenden Leben abschließen. Und die physische Schwäche der Frauenzimmer hier zu Lande muß zum großen Theil der weichlichen Erziehung zugeschrieben werden. Es ist eine Art Haremsleben, jedoch mit dem Unterschied, daß sie, was bei den Frauen des Morgenlandes nicht der Fall ist, hier im Westen als Herrscherinnen und die Männer als ihre Unterthanen betrachtet werden. Das hat jedoch die Folge, daß es ihre Entwickelung hemmt und sie von ihren edelsten und höchsten Zwecken ablenkt. Die Harems des Westlandes sind nicht minder als die des Morgenlandes geeignet das Leben und Bewußtsein des Weibes herabzuziehen.

Nach dem Besuch bei der Braut fuhr ich aus, um verschiedene katholische Asyle und fromme Stiftungen zu besehen, die unter der Leitung von Nonnen stehen. Das war eine andere Seite der Entwicklung der Weiblichkeit, die ich hier zu schauen bekam. In zwei großen Asylen für arme vater- und mutterlose Kinder und in einer Anstalt zur Wiederaufrichtung gefallener Weiber (dem Asyl des guten Hirten) sowie in Spitälern für Kranke sah ich die Weiber, die sich Schwestern nennen, ein wahres und großes Leben führen, als Mütter schutzloser Kleinen und als Schwestern und Pflegerinnen gefallener und leidender Mitschwestern. Das war ein erfrischender und stärkender Anblick.

Ich muß es sagen: die Katholiken scheinen mir

hier im Westen den Protestanten in der lebendigen Nachfolge Christi, in guten Werken voranzugehen.

Die katholische Kirche der neuen Welt hat ein neues Leben. Sie hat den alten Mantel der Unduldsamkeit und des Fanatismus abgeworfen; sie tritt reich an Barmherzigkeit auf.

Klöster entstehen auf der neuen Erde mit erneutem Geiste. Sie erstehen frei von sinnlosem Treiben, thätig in Liebeswerken.

Diese Klöster hier haben große helle Säle, keine düsteren Zellen, überhaupt nichts Düsteres oder Geheimnißvolles.

Alles ist darauf berechnet dem Licht und dem Leben freien Spielraum zu geben. Und wie schön waren nicht diese Klosterschwestern in ihrer edlen würdevollen Tracht, in dem stillen frischen Wesen, das ihre Wirksamkeit kennzeichnet! Sie erschienen mir schöner, frischer, glücklicher, als die meisten weltlichen Frauen, die ich hier gesehen habe. Ich muß auch sagen, daß ihre Nonnentracht, besonders die Kopfbedeckung, in all ihrer Einfachheit, überaus geschmackvoll und kleidsam war. Und ich erfreute mich daran. Ich weiß nicht, warum die Schönheit und die Frömmigkeit nicht neben einander sollten gedeihen können. Die schrecklichen Hüte oder Schirmhauben, wie die barmherzigen Schwestern in Savannah sie tragen, würden mich als Kranke aus ihrem Spital verscheuchen. Aber schon der Anblick dieser Schwestern hier mußte auf eine kranke Person entschieden gut wirken.

In einer der prophetischen Zukunftsvisionen, mit welchen unser Geijer seine irdische Laufbahn beschloß, sagte er einmal auf einem Besuche bei mir:

„Die Klöster müssen von Neuem aufkommen, nicht in der alten Form, sondern als freie Vereine von Männern oder Weibern zur Ausführung von Liebeswerken."

Ich sehe sie hier kommen. Und sie müssen auch in der evangelischen Kirche kommen. Die Diakonissenanstalten in Europa sind ihre Anfänge.

Die überwiegende Anzahl von Frauen in allen Ländern der Erde deutet auf eine göttliche Absicht mit ihnen, die man mehr beachten sollte. Das Menschengeschlecht bedarf geistiger Mütter und Schwestern. Die Weiber empfangen in dem heiligen Schwesterverein zur Ausführung dieses Berufes eine Kraft, welche sie vereinzelt nur ausnahmsweise besitzen können. Als Christi Bräute und Dienerinnen empfangen sie ein höheres Leben, ein freieres Bewußtsein, eine größere Macht.

Ob dergleichen religiöse Vereine von Männern ebenso erforderlich und natürlich sind, wie die von Weibern, das lasse ich dahin gestellt sein; aber es kommt mir nicht so vor. Die Männer scheinen mir zu einer Thätigkeit andrer Art, wenn auch für ähnliche Zwecke berufen zu sein.

Gestern und vorgestern Abend machte ich meine einsamen Entdeckungsreisen in und außer der Stadt.

St. Louis liegt auf wogenförmigen Terrassen ziemlich hoch über dem Mississippi. Es sieht aus als ob es eine ungeheure Stadt werden wollte, und bereits hat man Vorstädte zu bauen angefangen, die weit von einander abliegen; aber bereits giebt es auch Wege, (sogar Eisenbahnen) von einem Platz an den andern. Diese Gebäude zu Vorstädten liegen gewöhnlich hoch und gewähren herrliche Aussichten über den Fluß und das Land. Dicke kohlschwarze Rauchsäulen wirbelten von mehreren Seiten her in die stille Luft empor,

das Wachsthum des Fabriklebens bezeichnend. Es nahm sich hübsch aus gegen den goldenen Abendhimmel; aber die schwarzen Säulen lassen über die Stadt her einen Regen von Asche und Ruß fallen, der gar nicht hübsch ist. In der Stadt baut man große Waarenmagazine eins um das andre, ungeheure Kauf- und Handelshäuser. Die Lage der Stadt am Einfluß des Missouri in den Mississippi und ihr Handel auf dem ersteren Fluß mit dem ganzen großen Westen und auf dem Mississippi mit den nördlichen, südlichen und östlichen Staaten der Union giebt St. Louis sichere Aussicht auf ein beinahe grenzenloses Wachsthum. Die Wahrscheinlichkeit, daß von hier aus eine Eisenbahn bis an das stille Meer zu Stande kommt, ein Unternehmen, das hauptsächlich von vielen thätigen Männern des Westens betrieben wird, verleiht der Stadt noch höhere Bedeutung. Auch nimmt die Auswanderung hieher besonders von Deutschen mit jedem Jahre zu. Wie schnell diese zugeht, ersieht man daraus, daß St. Louis im Jahre 1845 eine Bevölkerung von 35000 Seelen und 1849 beinahe die doppelte Zahl hatte. Der Missouristaat hat jetzt ungefähr 2,000,000 Einwohner und doch ist er als Staat noch nicht über 30 Jahre alt.

Als ich in der Dämmerung durch die Straßen der Stadt wandelte, sah ich verschiedene Gestalten sowohl von Menschen als Thieren, die mich nicht erfreuten. Solche habe ich zu meinem großen Bedauern auch in New-York gesehen, just solche Menschen, deren Aussehen halb Wildheit, halb Elend verrieth, just solche arme abgehetzte Pferde! ... Ich bemerkte eine Menge ärztliche Schilde. An jedem dritten oder fünften Hause ist ein solcher zu sehen. Aber was können Arzeneien hier ausrichten? ... Ach .... Wir müssen noch lange zu dem Herrn der Vollkommenheit beten:

zu uns komme Dein Reich. Schwermüthig und bedrückt kehrte ich in mein Hotel zurück.

Unter den Personen, die mich dort besuchten, befanden sich einige Anhänger der sogenannten Neuen Kirche, nämlich Swedenborgianer, die durch mein Glaubensbekenntniß in den Morgenwachen zu der Ansicht verleitet worden, daß ich der neuen Kirche angehöre. Ich konnte mich jedoch nicht zu ihr bekennen. Denn ich finde in der alten, in ihrer späteren Entwickelung durch Germaniens und Skandinaviens große Denker ein reicheres und göttlicheres Leben. Swedenborgs Beziehungslehre ist im Grund der Glauben und die Lehre aller mit Tiefsinn begabten Völker von den Aegyptiern bis zu den Skandinaviern, aber Swedenborgs Anwendung derselben scheint mir nicht groß und geistig genug.

Ueberall in Nordamerika findet man Swedenborgianer. Was sie am meisten anzuziehen scheint, das ist die Lehre von der Göttlichkeit Christi, sowie die Lehre von der Gleichheit des Himmels oder der Geisterwelt mit der Welt der Erde, und von der Nähe dieser Geisterwelt. Auf den Kirchhöfen findet man noch weiße Marmorsteine mit der Inschrift: Er (Sie) ging an dem oder dem Tag in die geistige Welt (the spiritual world) ein.

Dieß ist schön und recht, denn — sage ich mit Tholuk — warum sagen, daß unser Freund todt sei? Todt, dieses Wort ist so schwer, so düster, so todt und sinnlos; saget, daß unser Freund dahingegangen ist, daß er uns auf eine kurze Zeit verlassen hat, dieß ist wahrer und besser.

Chrystal-Springs, den 10. November.

Seit meinem letzten Brief bin ich in das schöne Haus und zu der freundlichen Familie des Senators

Allen gezogen. Ein hübsches junges Mädchen, die Schwester des Herrn vom Hause hat mir ihr Stübchen mit einer schönen Aussicht auf den Mississippi und das Missourithal überlassen. Aber das freundliche Wetter hat jetzt in Kälte und Herbstnebel umgeschlagen, so daß ich Nichts von der Herrlichkeit sehen kann. Es ist so dick in der Luft. Aber solche Tage sind selten in dem sonnenreichen Amerika und die Sonne bahnt sich bald genug wieder Weg. Mr. Allen hat drei Jahre hindurch die Sonnenscheintage im Jahre gezählt und gefunden, daß es ungefähr 315 jährlich waren, die übrigen Tage waren Gewittertage und die wenigsten waren Regentage.

Mr. Allen ist ein kenntnißreicher Mann, der sich für Alles interessirt und Alles weiß, was in dem Staate vorgeht, wo er jetzt Senator und selbst ein thätiger Theilnehmer an der Entwickelung desselben ist. So hat er im letzten Sommer nicht weniger als fünfhundert (ich hoffe, daß ich ihm nicht ein Paar Hundert mehr gebe, als er sagte) Stumpfreden (Stumpspeeches)*) gehalten, indem er in Missouri herumreiste, für die Anlegung einer Eisenbahn von St. Louis durch Missouri bis ans stille Meer agitirte und zur Aktienzeichnung aufforderte. Dieß ist ihm auch in bedeutendem Maße gelungen. St. Louis allein hat bereits 2,000,000 Dol-

---

*) So nennt man die Gelegenheitsreden, die zur Agitation für gewisse Zwecke von Männern gehalten werden, welche deßhalb im Lande herumreisen und da und dort im Felde oder Walde Volksversammlungen halten, wobei sie auf Baumstümpfe oder andere Gelegenheitskatheder steigen und von da aus das Volk haranguiren, je kräftiger desto besser. Kurze, aber starkgepfefferte, kurzgespitzte Reden machen hier das größte Glück. Stumpfreden und Stumpfredner gehören zu den charakteristischen Zügen des großen Westens.

lars für die Ausführung des Unternehmens gezeichnet. Man muß zwar bei dieser Gelegenheit die festen Wände der Felsgebirge durchbohren oder sprengen; aber was macht das Amerikanern aus?

Die Stadt St. Louis ist von reichen Handelsleuten gegründet. Fellhändler und katholische Priester waren die ersten, welche die Wildnisse des Westens durchwandelten und ihr Leben wagten. Die ersteren um Reichthümer, die letzteren um Seelen zu erobern. Handel und Religion sind noch zu dieser Stunde die Pioniere der Civilisation im Westen.

Einer der wichtigsten Speculations- und Handelszweige in und um St. Louis ist gegenwärtig der Landverkauf. Frühe Auswanderer hieher, die den Morgen zu einem und $1^1/_4$ Dollar gekauft hatten, verkaufen ihn jetzt fußweise zu mehreren 1000 Dollars für jeden Fuß. Es klingt mir beinahe unglaublich, was ich von den übertriebenen Preisen gehört habe, zu welchen das Land hier verkauft wird. Thatsache ist, daß Personen jetzt lediglich durch Verkauf ihrer Landantheile großes Vermögen gewinnen. Ein Deutscher, der früher in beschränkten Umständen lebte, hat jetzt seinen Bodenantheil verkauft und reist nunmehr mit einem Vermögen von 100,000 Dollars in sein Vaterland zurück. Mr. Allen, der zu den selbstgemachten Männern des großen Westens gehört und seine Laufbahn als Junge von 13 Jahren mit der Austragung eines Pfennigmagazins begann, ist jetzt Grundbesitzer und verkauft ebenfalls Land zu großen Summen. Er vereinigt, wie Mr. Downing (mit dem er auch einige äußere Aehnlichkeit hat), den praktischen Geschäftssinn mit einem poetischen Gemüth, welches letztere sich vornemlich durch seinen Sinn für Naturgegenstände bekundet.

In St. Louis sind eine große Menge Deutsche. Sie treiben mit aller Macht Musik und Tanz. Auch Franzosen und Spanier sind hier. In den Hotels hat man

französische Sitten und französische Namen für die Gewichte und Weine. Die Irländer bilden hier, wie überall in den Vereinigten Staaten, die grobarbeitende Bevölkerung und den größern Theil der dienenden Klasse außer den Negersklaven.

Trotz des zunehmenden Handelsverkehrs in der Stadt ist es doch für einen Auswanderer äußerst schwer, ja beinahe unmöglich auf einem Handelscomtoir dahier einen Platz zu bekommen. Will er sich dagegen zu grober Händearbeit als Mühlknecht oder Fabrikarbeiter hergeben, so erhält er einen gut bezahlten Platz. Und lebt er sparsam, so kann er bald genug erwerben, um etwas Besseres zu unternehmen. Noch günstiger sind seine Aussichten, wenn er ein Handwerk versteht, dann kann er schnell der Schmid seines Glückes werden.

Den 11. November.

Wiederum Sommer und Sonnenschein und herrliche Aussicht über die weite Gegend! Der Himmel ist lichtblau und die Erde ist lichtgrün, Alles badet im Licht. Ich bin zu Fuß mit meiner jungen Freundin auf den Höhen in der Umgegend herumgepilgert, mit Mr. Allen bin ich herumgefahren in der Gegend und habe mich tüchtig umgesehen. Die Weite und Breite der Landschaft und Aussichten ist es, was mich im großen Westen am allermeisten frappirt. Es macht einen eigenthümlich heitern und erweiternden Eindruck auf mich. Ich muß unwillkürlich lächeln, ich breite meine Arme aus und möchte über die Erde hinfliegen. Es kommt mir ganz dumm und wunderlich vor, daß ich es nicht kann. Mr. Allen führte mich auch in diejenigen Theile von St. Louis, wo die vermöglichen Stadtbewohner ihre Landhäuser erbauen. Da sind bereits auf Höhen (aber keine hohen Höhen, sondern blos Terrassen oder Plateaus) und in Thälern

ganze Straßen und Gruppen von zierlichen, zum Theil sogar prachtvollen Villen, umgeben von Bäumen und Blumen, Weinranken und andern Schlingpflanzen. Wie das Leben hier wächst, wie schnell und wie üppig! Aber wächst nicht das Unkraut neben dem Weizen? Ich habe zwar noch die Hoffnung auf das tausendjährige Reich des großen Westens, aber den Glauben daran habe ich verloren.

Der Missouristaat scheint in Bezug auf Naturschönheiten und natürliche Mittel einer der reichsten Staaten in der Union zu sein, wie er auch in Bezug auf Umfang einer der größten ist. Von seinem nördlichen Theil spricht man als von dem Garten des Westens. In seinen westlichen Theilen hat er auch hohe Berge nebst metallreichen Gruben, dazwischen hinein Prärien und Wälder; südlich gegen Arkansas kommen Moräste und Sümpfe. Westlich vom Staat liegt das Indianergebiet, das Christenthum und Civilisation angenommen hat. Der vorherrschende Stamm heißt der Cherokeestamm, aber mehrere andere Stämme haben sich in kleineren Gesellschaften an diesen angeschlossen, Familien der Choctas-, Chickasaws-, Fox- und Sacs-Indianer. Ob dieses Indianergebiet zur Regierung der Vereinigten Staaten in demselben Verhältniß steht, wie die andern Territorien während ihrer Uebergangsepochen, und ob es dereinst als selbstständiger Indianerstaat in die Union der Vereinigten Staaten eintreten wird, weiß ich nicht mit Bestimmtheit, glaube aber, daß es sich so verhält.

Missouri ist ein Sklavenstaat, scheint aber in dieser Zeit das Sklavereiinstitut mehr aus Trotz beizubehalten, als aus Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit. Der Staat hat keine Produkte, die nicht von weißen Arbeitern erzielt werden könnten, da sein Klima nicht zu dem heißen Süden gehört. Auch verkauft Missouri seine Sklaven immer fleißiger nach dem Süden.

„Bist Du Christin?" fragte ich eine junge schöne Mulattin, die mich hier bediente.

„Nein, Missis, ich bin es nicht."

„Bist Du nicht getauft? Hast Du keinen Unterricht über Christus empfangen?"

„Ja, Missis. Ich habe eine Pathin, eine Negerin, die sehr kirchlich ist und die mich unterrichtet hat."

„Glaubst Du nicht, was sie Dir von Christus sagte?"

„O ja, Missis, aber ich fühle es nicht hier, Missis!" Sie legte ihre Hand auf ihre Brust.

„Wo bist Du erzogen worden?"

„Weit weg, oben am Missouristrom, Missis, weit weg von hier."

„Waren Deine Eigenthümer gut gegen Dich?"

„Ja, Missis, sie sagten mir niemals ein böses Wort."

„Bist Du verheirathet?"

„Ja, Missis, aber mein Mann ist weit fort von hier bei seinem Eigenthümer."

„Hast Du Kinder?"

„Ich habe 6 gehabt, Missis, aber ich habe nicht ein einziges mehr. Drei sind gestorben und die drei andern hat man mir verkauft. Als sie mir das letzte kleine Mädchen wegnahmen, o ich glaubte nie, daß ich es überstehen könnte. Es hat mir beinahe das Herz gebrochen."

Es waren Christen (sogenannte), die dieß thaten. Kein Wunder, wenn es der Sklavin schwer wird das Christenthum zu fühlen, wenn sie sich nicht als Christin fühlen kann. Welch ein Leben! Des Gatten, der Kinder, alles Eigenthums beraubt, ohne Aussicht auf eine selbstständige Existenz, auf etwas Eigenes auf Erden, verurtheilt sich mit mühsamer Sklavenarbeit zu quälen, ohne Hoffnung auf Lohn und einen Ruhetag; ist es da nicht ein Wunder, wenn sie da

nicht gänzlich verdrossen und gleichgültig, ja sogar feindselig und bitter wird gegen diejenigen, in deren Gewalt sie sich befindet, die sich ihre Beschützer nennen und ihr Alles wegnehmen, was ihrem Herzen theuer ist? Ach das letzte kleine Mädchen, das jüngste liebste einzige Kind . . . .

Diese heidnische Einrichtung der Sklaverei führt zu so ungereimten, so unmenschlichen Handlungen, daß es mir zuweilen in diesem Lande, in diesem christlichen und freisinnigen Amerika schwer wird daran zu glauben, zu begreifen, daß so etwas Wirklichkeit ist und kein Traum.

Das Tagesinteresse in St. Louis ist Senator Bentons Rückkehr von Washington und seine große Rede im Stadthaus zur Vertheidigung seines Benehmens im Congreß, bei der großen Lebensfrage zwischen den nördlichen und südlichen Staaten. Solche Reden und Rechenschaftsablegungen oder Vertheidigungsreden sind in allen Staaten üblich, wenn ihre Senatoren vom Congreß zurückkehren. Ich habe Oberst Bentons Rede gestern Abend gelesen. Der muthige Vertreter des Sklavenstaats, welcher die Rechte desselben als solcher ebenso offen verfocht, als er die Sklaverei verurtheilte, ist sich auch hier gleich, muthig, offen, dreist, zum Theil Mann und zum Theil Raubthier, das mit Schnabel und Klauen haut und seinen Genuß darin findet zu hauen. Aus seiner Rede habe ich die letzten Worte behalten, die wirklich mannhaft und gut sind:

„Ich schätze eine gute Popularität, d. h. den Beifall guter Menschen. Jeden andern werde ich im-

mer verschmähen und ich werde den Tadel willkommen heißen, der mich von den Uebelgesinnten und Gemeinen trifft. *)

Missouri und auch Arkansas haben noch viel Heidenthum und viel unbebautes wildes Land. Die Civilisation ist in diesen Staaten noch in ihrem Beginn begriffen und die Sklaverei hält den Fortschritt derselben mit starker Kette zurück. Schlägereien und blutige Duelle kommen oft unter der weißen Bevölkerung vor. Das Bowiemesser und die Pistole gehören zur Garderobe des Mannes besonders auf Reisen im Staate. Er muß sich überdieß stets darauf gefaßt halten auf gewissenlose Glücksritter zu stoßen, die sich von Europa und den östlichen Staaten her, deren ausgestoßene Söhne sie sind, in die westlichen Staaten werfen, um allda einen Spielraum für wilde Lüste zu suchen.

Morgen oder übermorgen reise ich nach Cincinnati. Von da aus schreibe ich wieder.

---

*) Ueber das Sklavereiinstitut lautet Bentons Ausspruch jetzt, wie im Congreß: „Dieses Institut ist ein Uebel, ein Fluch. Ich habe immer so gedacht von dem Augenblick an, wo ich Blackstone las. . . . Aber wir haben nun einmal dieses Institut und deßhalb müssen wir es behalten. Und ich will denjenigen sehen, der es uns nehmen wollte. Wer unsere Rechte und unsere Sklaven antasten will, der — wird es mit mir zu thun bekommen."

Neunundzwanzigster Brief.

Cincinnati (Ohio) 30. November 1850.

Nur einen Gruß im Geiste und einige wenige Zeilen heute. Denn ich habe soviel zu besorgen, daß ich gleichsam ein wenig kopfwirr bin. Aber es ist wie von süßem Wein.

Ich befinde mich seit dem letzten Dienstag in dem allerschönsten, freundlichsten Hause, wo die allergefälligsten Menschen und Gatten Mr. und Mrs. Stetson, vermögliche kinderlose Leute von mittlerem Alter (so ungefähr 50) ihre Freude darein setzen, Verwandte und Freunde um sich zu versammeln und glücklich zu machen. In einem der verschiedenen Gastzimmer ihres schönen und geräumigen Hauses lebe ich herrlich und in Freuden wie ein Mitglied der Familie. Ein bleicher sanfter und junger Priester, zugleich ein trauernder Wittwer und zwei unverheirathete Frauenzimmer, Verwandte meiner Wirthsleute, bilden außer diesen die Hausgenossenschaft. Mein Wirth, ein riesiger Mann, und sein anmuthiges Weibchen besitzen viel Humor und es fehlt dem Gerichte des Alltagslebens nicht an erquickendem Salze.

Jetzt ein Wort über die Reise von St. Louis her. Sie ging in sechs Tagen auf dem Asia gut und rasch von Statten, trotz der unruhigen Gesellschaft von 24 kleinen Kindern von 10 Jahren bis zum Alter von etlichen Monaten herab. Man mußte zufrieden sein, wenn nur ein Drittel von ihnen schrie. Es waren auch Passagiere von der zweiten und dritten Sorte da, Frauenzimmer, die ihre Pfeife rauchen, sich mit den Fingern schnäuzen und die herkommen und fragen,

wie es Unsereinem in Amerika gefalle. O es gibt keine größern Contraste als zwischen den gebildeten und ungebildeten Frauenzimmern in diesem Lande.

Eine Mutter und ihre Tochter gefielen mir jedoch wegen ihres Aussehens und ihrer sichtlichen gegenseitigen Liebe. Aber just als ich mich der Mutter nähern will, kommt sie mit der Frage heran, ob die Vereinigten Staaten meinen Erwartungen entsprochen.

Ich lebte meistens still in meinem Zimmer, Gesellschaft haltend mit meinen Büchern und dem Schauspiel an den Ufern. Kam dann der Abend und die Lichter, so unterhielt ich mich damit, daß ich die kleinen Kinder im Salon ins Bett legen half, denn in den Cajüten gab es nicht Platz für sie alle. Unter den Passagieren befand sich eine junge Mutter, noch nicht 30 Jahre alt, mit 8 Kindern, wovon das jüngste noch an der Brust. Sie war mit ihrem Mann und ihren Kindern fortgereist, um sich weiter westlich in einem der Mississippistaaten niederzulassen. Aber der Mann erkrankte unterwegs an der Cholera und starb im Verlauf eines Tages. Die junge Mutter kehrte jetzt mit all ihren vaterlosen Kleinen nach ihrer elterlichen Heimath zurück. Sie war noch sehr hübsch und von feinem Körperbau. Obschon sich die eine und andere Thräne über ihre Wange hinabschlich, als sie Abends da saß und ihr kleines Kind säugte, sah sie doch nicht verzweifelt oder sehr bekümmert aus Sieben von den Kindern, vier Jungen und drei Mädchen, wurden jeden Abend geschwisterlich auf eine lange Matratze unmittelbar vor meiner Thüre zusammengelegt, ohne weitern Bettzeug als diese Matratze und eine Decke. Ich hatte mein Vergnügen an einem dreijährigen Jungen, einem wahren Amor von Kopf und Gestalt, dessen Hemdchen kaum über den halben Bauch herabreichten. Er konnte sich in dem geschwisterlichen Bett nicht zurecht finden. Er sehnte sich vermuthlich nach dem warmen Mutter-

busen, kroch deshalb beständig aus dem ersten heraus und trat ganz sachte und zuversichtlich in seiner adamitischen Unschuld in den Kreis der Frauenzimmer, die weiter weg im Salon beim Lampenschein saßen und plauderten oder nähten. Hier wurde er von der Mutter an seinem halben Hemdchen ergriffen (ungefähr wie unsere Magd eine Henne am Flügel nimmt, wenn sie sie in den Stall sperren will) und so durch das Zimmer zum Bett zurückgetragen, wo sie ihn als Küchlein hineinsteckte mit ein paar tüchtigen Klatschen und sodann mit der Decke zudeckte. Vergebens. Er zeigte sich alsbald wieder über der Decke und trotz den Brüdern und Schwestern, die ihn mit einem Schlagregen übergossen, richtete er sich mit Füßen und Händen arbeitend immer höher auf, und bald stand mein krausköpfiger kleiner Amor wieder auf den Füßen und spazierte in den Frauenzimmerkreis herein, ebenso schön, ebenso zuversichtlich, ebenso ungenirt von Kleidern oder Scham, wie das erstemal, und er wurde da von einem lauten Lachen empfangen, von der Mutter aber aufs Neue ergriffen und mit einer neuen Portion Schläge, die aber zu gelind waren, um einen sonderlichen Eindruck zu machen, abermals unter die Decke gesteckt. Dieser Auftritt erneuerte sich binnen zwei Stunden 6—7 Mal jeden Abend. Etwas Geheul und Gemurre lief zwar auch mitunter, aber im Allgemeinen war die Beharrlichkeit und der ruhige Humor des kleinen Amors ebenso ausgezeichnet wie seine Schönheit. Doch verzeih, dieses Gemälde ist just nicht nach Deinem Geschmack, aber Du hättest es hier sehen sollen.

Jetzt von dem Schauspiel außer dem Haus und unterwegs. Ein Stück unter St. Louis auf dem Mississippi sahen wir den stattlichen dreideckigen Dampfer St. Louis mitten auf dem Grunde sitzen. Wir brausten unbekümmert vorüber. Es war ein schöner und sonniger Tag. Die Landschaft an den Ufern hatte

eine Strecke weit nichts Merkwürdiges. Aber jetzt auf Missouris Ufer dicht am Flusse erhoben sich senkrechte Klippen, deren Wände die merkwürdigsten Basrelief,- zuweilen auch Hautreliefbilder von Altären, Urnen, Pfeilern und Pyramiden, Säulen und Bildhauerarbeiten darstellten, so daß man Mühe hatte zu glauben, daß sie von der Hand der Natur und nicht von der Hand der Kunst gemeiselt waren. Diese merkwürdigen Felsenwände kehrten an einigen Orten wieder, aber vereinzelt auf Missouris Ufer hingestreut.

So kamen wir immer südwärts den Mississippi hinabfahrend an die Mündung des Ohio. Die Landschaft ist hier sehr breit und niedrig. Der hellblaue Ohio, der schöne Fluß, läuft so still und vertraulich in den trüben Mississippi-Missouri, wie sich eines Freundes klare Seele in das unruhige Gemüth eines Andern ergießt. Die Ufer beider Flüsse waren mit grünem Buschwerk bewachsen. Ueber der ganzen Gegend ruhte ein sanfter heller Glanz. Eine verlassene oder kleine Kolonie mit verfallenden Häusern lag auf der Landspitze zwischen den beiden Flüssen. Sie heißt Cairo. Sie war zu einer großen Handelsstadt bestimmt. Aber der Platz wurde so ungesund gefunden, daß man ihn nach einigen verunglückten Versuchen, hier zu leben und zu bauen, wieder aufgab.

Der Asia zog majestätisch ostwärts vom Mississippi den Ohiofluß hinan zwischen den Staaten Kentucky und Ohio. Der Ohio ist bedeutend schmäler als der Mississippi, seine Ufer sind höher und mit Wald bewachsen. Der Fluß ist hell und schön. Wir sahen an den Ufern zuerst gefällte Bäume und Blockhäuschen, sodann kamen Farms und endlich schöne Häuser auf Anhöhen, die immermehr emporsteigen und kultivirt aussehen. Die Bäume auf beiden Ufern sind sehr hoch. In ihren entlaubten Wipfeln sieht man Büscheln und Klumpen, Vogelnestern nicht unähnlich, von einem buschi-

gen und grünen Gewächse. Es ist die Mistel, die hier üppig gedeiht. Die Bäume weichen, die Aussicht eröffnet sich, die Höhen ziehen sich zurück, und hier am Ufer des schönen Ohio erhebt sich mit glänzenden Kirchthurmspitzen, umgeben von Weinbergen und zierlichen Villen, mit einem Halbkreis von Hügeln im Hintergrund, eine große Stadt: — es ist die „Königin des Westens“ Cincinnati.

Vor 60 Jahren existirte die Stadt noch nicht. Ihre ersten Gründer lebten noch vor einigen Jahren hier. Jetzt hat sie 120,000 Einwohner. Das kann man Wachsthum nennen.

Bevor ich den Asia verlasse, muß ich noch Mehala, der guten alten Negerin, die uns auf dem Dampfschiff bediente, einen Abschiedsblick zuwerfen. Sie war eines der gutmüthigen und angenehmen Menschenkinder, die man nicht anders als lieben kann, und sie besaß eine gute Dosis von jenem Takt und jener Klugheit, wodurch die Negerrasse sich auszeichnet. Sie hatte vierzehn Kinder gehabt, aber alle durch den Tod oder den Sklavenhandel verloren. Nur von dreien wußte sie, wo sie zu finden waren, aber dieß war weit weg von hier. Sie sprach betrübt, aber ohne Bitterkeit davon. Sie gehörte jetzt einer deutschen Herrschaft, welche sie auf ihren eigenen Wunsch zum Dienst auf dem Dampfschiff vermiethet hatte. Denn, sagte sie, diese Leute verstehen es nicht, wie man Dienstboten behandeln muß. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging darauf soviel zu ersparen, daß sie sich loskaufen könnte. Dann konnte sie, das wußte sie, zu ihrer verheiratheten Tochter in Kentucky kommen und sich mit Waschen ernähren. Sie hatte bereits eine kleine Summe zurückgelegt. Beim Abschied umarmte mich die gute Alte so herzlich, daß es mir innig wohl that. Das Gegenstück zu diesem Weib war eine andere Negerin, Wäscherin an Bord, ebenso bösartig als die erstere gutartig war,

Der Asia lag eine kleine Weile vor Cincinnati, als ein sanfter blasser Herr an Bord kam und mich zu Wagen nach der neuen Wohnung abholte, in die ich eingeladen war.

Es war der bleiche Prediger und Freund, der Gast im Hause, dessen ich bereits gedacht habe. Als sich die Hausthüre vor mir öffnete, kam mir eine junge Frau von mittlerem Alter entgegen, mit einem so sprechenden Gepräge von Güte und Wohlwollen in ihrem anmuthsvollen Gesicht, daß ich mich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte und froh war in ihrem Haus sein zu dürfen. Und die Anziehung und das Vergnügen haben seitdem immer zugenommen.

Cincinnati habe ich abwechselnd the queen of the west (Königin des Westens), the city of roses (Stadt der Rosen) und the city of bogs (Stadt der Schweine) nennen gehört. Sie verdient alle drei Namen. Sie ist eine schöne stattliche Stadt mit der schönsten Lage zwischen Weinbergen, zwischen grünen mit hübschen Villen geschmückten Hügeln, an dem schönen Fluß Ohio mit seinem reichen Leben und seinem klaren Wasser. Zur Zeit der Rosen, soll sie eine wahrhaft maßlose Pracht von Rosen haben und ich sehe Rosen noch jetzt zwischen den ewig grünen Lebensbäumen auf den Terrassen vor den schönen Häusern freundlich vorschimmern. Aber gegenwärtig ist derjenige Charakter der Stadt, der ihr den Namen Stadt der Schweine zugezogen hat, vorwiegend. Dieß ist nemlich die Jahreszeit, wo große Heerden dieser achtungswürdigen vierfüßigen Mitbürger aus den Farms und kleinen Städten des Westens nach Cincinnati kommen, um da in einer großen eigens hiezu eingerichteten Anstalt geschlachtet und sodann eingesalzen nach den östlichen und südlichen Staaten geschickt zu werden. Ich bin mehreremale auf den Straßen auf ganze Regimenter von Schweinen gestoßen, vor denen ich mich hastig zurückzog, theils weil

sie die ganze Straße erfüllten, theils weil ihr Gestank die Luft verpestet. Ich nenne sie achtungswerth, weil ich mich in jeder Beziehung in Acht nehme, sowohl ihnen zu begegnen, als von ihnen zu essen. Ich habe einen heilsamen Abscheu vor diesem ganzen Geschlecht in diesem Land, und könnte ich ihn Vielen mittheilen, so wären viele Leute gesunder und glücklicher, als sie jetzt sind. Könnte Moses zurückkommen, Präsident der Vereinigten Staaten werden, allda allen Speck verbieten, sein Verbot durchsetzen und alle Schweine aus dem Lande treiben, so wäre die Union von dem schlimmsten Uebel nach dem Bürgerkrieg, von der Verdauungsschwäche befreit.

Aber unter so vielem Schönen und Guten darf ich mich nicht so lange bei den Schweinen aufhalten.

Ich habe da und dort schöne Wanderungen angestellt und auch außer dem Hause mehrere interessante Bekanntschaften gemacht. Unter diesen muß ich dir zuerst den Phrenologen Dr. Buchanan nennen, einen geistreichen aber etwas excentrischen Mann voll Leben und Menschenliebe, der mich sehr interessirt durch seine Persönlichkeit und durch die großen Aussichten, die seine Nervenlehre und Analyse des menschlichen Gehirns über die unendlichen Möglichkeiten des Menschen (the immense possibilities of man) eröffnet, in welchen er überdies dem freien Willen des Menschen einen großen Spielraum anweist. Denn Buchanan ist in hohem Grad Spiritualist und erblickt in den geistigen Kräften die stärksten Reagentien für alle Bildung. Er sieht in dem unmateriellen Leben den Bestimmer der Materie. So ist der Wille des Menschen für ihn das innerste Bestimmende, er wirkt entwickelnd auf das weiche Hirn in Gutem oder Bösem, und das weiche Hirn wirkt erhöhend oder abnützend auf die Hirnschale.

Ferner bin ich in hohem Grad erfreut über die vorherrschenden Ansichten von der Sklaverei, von ihrer

möglichen Ausrottung, sowie über die Zukunft der Negerrasse und Afrikas durch Colonisation Afrikas von Seiten christlicher Neger aus Amerika, sowie die Produktivität der freien Arbeit in einem ganz tropischen Klima, welche die Sklavenarbeit in einem halb tropischen weit übertrifft.

Im afrikanischen Repositorium, einer Zeitschrift, die hier von Dr. Christy, Agenten der Colonisationsgesellschaft in Ohio, herausgegeben wird, lese ich interessante Aufsätze über Liberia und Sierra Leone, wie auch über das Gedeihen dieser Colonien auf Afrikas Küste. Der Ohiostaat hat neulich etwas Gutes gethan, indem er eine große, mehrere hundert Meilen lange Strecke Lands, genannt Gallinas, wo der Sklavenhandel bisher mehrere seiner vornehmsten Kanäle hatte, auf der afrikanischen Küste aufkaufte. Einige vermögliche Männer in Cincinnati haben mehrere Tausend Dollars dazu gespendet. Durch diesen Kauf und die Colonisation des freien Landes durch freie Neger aus Ohio, (es wird Ohio in Afrika genannt werden) ist dem Betrieb des Sklavenhandels auf der afrikanischen Küste ein gewaltiger Damm gesetzt.

Gegenwärtig ist hier ein Congreß von 108 Bürgern, um die ungefähr fünfzig Jahre alte Verfassung des Staats umzuschaffen oder vielmehr zu entwickeln. Ich war vorgestern zugegen und schüttelte einem guten Theil der weisen Väter die Hände. Die meisten sind schöne Männer von mittlerem Alter mit offenen Gesichtern und freien tüchtigen Stirnen. Viele Mitglieder sind Advokaten. Es sind aber auch mehrere Farmers, Handelsleute und Handwerker aller Arten darunter. Nur zwei Mitglieder sind unverheirathet. Die Arbeiten der Versammlung gehen dahin dem Volk eine umfassendere Macht zu geben, z. B. bei Ernennung der Richter und anderer Beamten.

Andre interessante Gegenstände kommen hinzu, die

mich innig erfrischen. Es regt sich wirklich in Ohio ein gewisses centrales Leben im Denken und Handeln wie ich es in andern Staaten Amerikas nicht gefunden habe, und wie es sich nun damit verhalten mag, ich meine hier im Mittelpunkt der neuen Welt zu leben.

Mit einem Wort, mein Herzchen, ich lebe, ich umfasse mit meinem Geist Gegenwart und Zukunft in verschiedenen Entwickelungen, an verschiedenen Plätzen der Erde nah und fern, und ich fühle, daß an mir selbst Vieles sich entwickelt, was früher in Banden gelegen oder blos halb gelebt hatte. Ich danke Gott.

Dezember.

Ich habe mich jetzt beinahe drei Wochen in dieser guten Heimath bei den freundlichen guten Stetsons aufgehalten und einen großen Theil der Bevölkerung und der Stadt, wie auch der schönen Umgegend gesehen. Die Gegend gehört zu den schönsten und freundlichsten, die man sich denken kann. Die schönen Villen liegen auf fruchtbaren Hügeln, welche die herrlichsten Aussichten über Fluß und Land darbieten. Die Bevölkerung ist ebenfalls von allen Sorten, guten und schlimmen, angenehmen und unangenehmen: es gibt da liebenswürdige Menschen, die man bitten möchte lange, immer bei uns zu bleiben, und wieder andere, die man dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Doch ich habe meistens nur gute und angenehme gesehen und habe auch viel Gutes von ihnen genossen.

Auf einer großen Hochzeit sah ich dieser Tage drei junge Bräute, die alle sehr schön waren. Eine von ihnen aber war so ausgezeichnet und sah so innig liebenswürdig aus, daß ich ihr von ganzem Herzen ein „Gott segne Sie" sagen mußte. Eine Menge schöner Toiletten und schöner Gesichter sah ich hier ebenfalls. Die Amerikanerinnen kleiden sich gut und geschmackvoll,

Und hier wie überall finde ich sie im Allgemeinen schön und treffe kaum ein Gesicht, das man häßlich nennen könnte. Ich meine jedoch, daß ich von einem solchen erquickt würde, wenn ich darin diejenige Schönheit fände, die ich im Allgemeinen (nicht immer) bei diesen hübschen Menschenrosen vermisse, und die ich mit der Schönheit der bethauten Knospe in ihrer Morgenstunde vergleichen möchte. Es fehlt Schatten, Ruhe, Morgenthau, Heimlichkeit — das Unnennbare, Innige, Tiefe, was das Gemüth mit stiller Macht zum Gefühl verborgener edler Schätze zieht. Es fehlt die stille Anmuth des Wesens, die an und für sich eine Schönheit ist. Habe ich Unrecht? Ist es der Schimmer des Salons und des Kronleuchters, der mich verwirrt?

Eine Bemerkung halte ich für gegründet. Putz und Eitelkeit haben hier zu Lande keine geringere Macht bei unsrem Geschlecht als in den großen Städten Europas, und sie sind weit stärker als in unserm guten Schweden. Einige Beweise davon haben mich beinahe erschreckt. Der Luxus und die Gefallsucht junger Frauen haben nicht selten ihre Männer zur Verzweiflung und zum Trinken getrieben. Ich hörte einmal eine schöne junge Frau sagen:

„Meine Ansicht ist, daß die Frauenzimmer, wenn sie einmal verheirathet sind, viel zu wenig für die Herren thun. Ich mache mirs auf einem Ball immer zur Pflicht meine Kinder zu vergessen.“

Ein skandalöser Prozeß schwebt gegenwärtig zwischen einem jungen Paare ob, das sich vor einigen Jahren verheirathete. Es war eine der schönsten Hochzeiten: Ausstattung, Möbel, Alles war so kostbar und prächtig wie möglich. Alles prangte von Seide, Sammt und Juwelen. Aber bald darauf kam Zwietracht unter die Gatten, wie man sagt, in Folge der Beharrlichkeit der jungen Frau sich gegen den Willen ihres Mannes zu schminken. Ihre eitle und unverständige Mutter

scheint der Tochter gegen den Mann beigestanden zu haben, und jetzt sind die Eheleute geschieden und es wird eine Correspondenz bekannt gemacht, die keinem von beiden Theilen zur Ehre gereicht.

Die Männer hinwiederum — denn die Gerechtigkeit fordert, daß man auch ihre Schattenseiten nicht übersieht — sind allzusehr dem Hazardspiel und der Trunkliebe ergeben. Es herrscht unter ihnen viele Rohheit und Wildheit, eine Unmanierlichkeit, die man auf englisch recklessness nennt.

„Warum verheirathet man sich in dem großen Westen, aus Liebe oder um des Geldes willen?" fragte ich einen älteren, klugen und geistreichen Herrn, den ich zu meinen hiesigen Freunden zähle.

„Um des Geldes willen," antwortete er kurz.

Seine Frau wollte sich diesen strengen Ausspruch nicht gefallen lassen. Aber er gab nicht nach und sie mußte zugeben, daß das Geld allerdings einen großen Einfluß bei Abschließung der Ehen habe. Daß dieselben dessen ungeachtet doch glücklich werden, das kommt von der Gnade des lieben Gottes und dem starken moralischen Grund, welchen dieses Geschlecht von Natur und Erziehung hat, sowie von dem Einfluß des allgemeinen sittlichen Urtheils.

Daß sie oft auch unglücklich werden und daß die Zahl der Ehescheidungen in einem Theil der amerikanischen Staaten, wo das Gesetz keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg legt, groß ist, das kann man unter solchen Umständen nur natürlich finden. Die große Menge von Ehescheidungen, wovon ich gehört habe, dürfte auch daher kommen, daß die Amerikaner weniger als andere Völker mit dem Unvollkommenen Geduld tragen und gordische Knoten lieber durchhauen als lange Jahre an ihrer Lösung arbeiten. „Das Leben ist kurz," sagen sie.

Gleichwohl habe ich nirgends mehr vollkommen

glückliche Ehen gesehn, als in Amerika. Aber sie waren nicht um des Geldes willen geschlossen worden.

„Was haben Sie im Westen Besseres als in den östlichen Staaten, so daß Sie lieber da leben?“ fragte ich meine gute Wirthin.

Sie antwortete: „Mehr Freiheit und mehr Vorurtheilslosigkeit, mehr Achtung für den Menschen, als für seine Kleider und die äußere Welt, mehr freien Athem in dem was wir denken und unternehmen, größere Ungezwungenheit im Zusammenleben.“

Und gleichwohl meine ich bemerkt zu haben, daß Empfindlichkeit, Unsittlichkeit, Barschheit und Groll, kurz alle gewöhnlichen Kobolde des Gesellschaftslebens hier nicht minder hausen, als in den größeren Städten der neuen Welt Das gute Korn und das Unkraut wachsen überall auf dem Ackerfeld der Erde, im Westen wie im Osten.

Das Klima in Cincinnati ist nicht gut, die Luft ist scharf und die plötzlichen Witterungswechsel dürften zu der Reizbarkeit beitragen, die ich unter der Bevölkerung zu bemerken glaube.

Außer dem Haus habe ich das Vergnügen gehabt einigen Vorlesungen anzuwohnen und unter ihnen besonders den lebhaften und wirklich geistreichen extemporirten Vorträgen, welche Dr. Buchanan im Medicinischen Collegium über die Thätigkeit des Gehirns und das freie Verhältniß des freien Willens zu demselben hielt. So einem andern über Baco von Verulam, über welchen ein junger unitarischer Geistlicher, Mr. Livermore, eine durch ihre natürliche Sprache und durch psychologischen Tiefblick interessante Darstellung zum Besten gab. Ferner hörte ich eine Rede von einem Plantagenbesitzer und ehemaligen Sklaven-Eigenthümer in Kentucky, Mr. Kassius Clay, der die Sklaven auf seiner Pflanzung emancipirt hatte und öffentlich gegen die Sklaverei auftrat, was ihm eine Menge von Feind-

seligkeiten in dem Sklavenstaat zuzog. Der Haß gegen ihn ging so weit, daß er bei einem öffentlichen Vortrag, den er vor einem Jahr in einer Stadt Kentuckys, ich glaube in Louisville hielt, von einem ergrimmten Gegner und seinem Anhang mit bewaffneter Faust überfallen wurde. Mr. Clay, der ganz und gar nicht darauf vorbereitet war, hatte keine Waffen bei sich. Bereits durch mehrere Messerstiche schwer verwundet, würde er vermuthlich erlegen sein, wenn nicht sein dreizehnjähriger Junge muthig durch den Haufen bis zu seinem Vater vorgedrungen wäre und ihm ein Bowiemesser zu seiner Vertheidigung überreicht hätte. Mr. Clay konnte sich jetzt zur Wehr setzen und that es mit solchem Nachdruck, daß er seinem Gegner eine tödtliche Wunde beibrachte. Er selbst lag beinahe ein Jahr lang an den empfangenen Wunden darnieder, und es war jetzt das Erstemal seit seiner Genesung, daß er öffentlich als Redner auftrat, aber nicht in Kentucky, sondern in Ohio.

Der große Saal, wo er sprechen sollte, war gedrängt voll. Ich war schon vorher bei der Hochzeit mit dem Manne bekannt worden. Er hatte mich auch besucht und sein mannhaftes bestimmtes Wesen, der mannhafte Blick in seinen dunkelblauen Augen hatte mir wohlgefallen, ebenso auch seine Ansicht über den nothwendigerweise rohen und niedrigen Zustand in Staaten, wo die Sklaverei eine häusliche Einrichtung ist, über den verwildernden Einfluß derselben auf Sitten und Gemüthsart, und über die folgerichtig daraus hervorgehende Herrschaft der Pistole und des Bowiemessers. Sein Glaube war, daß die Negersklaven in freie Arbeiter verwandelt werden können und müssen. Ich fragte ihn, wie seine eigenen Sklaven sich als freie Männer betragen. Er antwortete: „Vortrefflich.“ Aber es waren ihrer nicht viele und sie waren allmählig auf die Freiheit vorbereitet worden.

In seiner Rede am Abend eiferte er muthig und kräftig gegen eine „Einrichtung, welche alle Familienbande auflöse und das Weib erniedrige.“ Und dann ergoß er sich in eine heftige Polemik wider die neue Bill gegen entlaufene Sklaven, sowie wider Daniel Webster, der sie unterstützt hatte. Er erinnere sich, sagte er, eines Gemäldes vom Fegfeuer, das er als Kind gesehen habe. Es habe verschiedene arme Sünder vorgestellt, die aus den versengenden Flammen zu entkommen versucht, aber da habe ein Oberteufel mit Hörnern, Klauen und einer großen Heugabel in der Hand gestanden und jede arme Seele, die im Begriff gewesen aus dem Feuer zu entrinnen, ergriffen, sie auf die Gabel genommen und in das Feuer zurückgeschleudert. Diesen Oberteufel erkannte Clay in Daniel Webster.

Dieß war der Glanzpunkt der Rede, die durch und durch polemisch gehalten war und von der Sklavenbill und Webster auf die Bibel und das Christenthum überging. Hier machte der tüchtige Kämpe kein Glück und erwies sich als schwacher Theolog, indem er das Christenthum mit der beschränkten Kirche verwechselte, welche den Geist der Lehre nicht aufzufassen weiß, wie er denn auch die Bibelworte nur nach dem falschen und unverständigen Gebrauch beurtheilte, den man häufig von ihnen macht. Aber dieser Gebrauch ist bei Vertheidigern der Sklaverei, auch bei Geistlichen so gewöhnlich, daß ich mich nicht darüber wundere, wenn Mancher dadurch aufgereizt und verleitet wird, die Quelle der Wahrheit selbst zu verkennen, weil man die Lüge aus ihr ableiten will.

Die zahlreiche Versammlung hatte jedoch gute Nasen, sie roch den Brand und verhielt sich still. Der Redner, der mit starkem Geklatsche empfangen worden war, erndtete beim Abschied nur schwachen und spärlichen Beifall.

Ohio ist, wie Du weißt, ein freier Staat. Auf

der andern Seite dieſes ſchönen Fluſſes, der denſelben Namen trägt, liegt der Sklavenſtaat Kentucky, und früher gehörte es zu den alltäglichen Ereigniſſen, daß die Sklaven über den Fluß flohen, um das freie Ufer zu erreichen. Jetzt würde die Flucht den armen Sklaven zu nichts mehr helfen. Sie würden in den freien Staaten ſowohl als in den Sklavenſtaaten verfolgt und aufgefangen werden.

Ich habe höchſt ergreifende und intereſſante Erzählungen über die Art, wie die Sklaven ihre Flucht bewerkſtelligen, gehört, und ich kann nicht begreifen, daß dieſe Ereigniſſe nicht zu einem Roman oder einer Novelle in der Literatur des Landes verarbeitet worden ſind. Ich kenne keinen Stoff, der eine fruchtbarere Gelegenheit zu ergreifenden und pittoresken Scenen böte. Die Sklaven z. B., die auf dem Wege des Nordſterns entfliehen, wie man ihn nennt, die keinen andern Weg zur Freiheit kennen, als den Weg nordwärts, den der Nordſtern andeutet, die bei Nacht wandern, wenn er glänzt, und ſich den Tag über in den tiefen Wäldern verbergen, wo zuweilen ſanftherzige Freunde (Quäcker) ihnen Nahrung herausbringen, ohne welche ſie vermuthlich umkämen; dieſe Reiſe mit ihren Gefahren und Hoffnungen, dieſe Naturſcenen und dieſer nächtliche Leitſtern — welch ein Gegenſtand wäre das nicht für eine talentvolle Feder! Kommen dazu die Ergüſſe warmer, liebender, leidender Menſchenherzen, ihre Qualen und ihr Jubel — wahrhaftig, ſo iſt dieß ein Stoff für höhere Romantik, als in Chateaubriands Attala. Ich kann namentlich nicht begreifen, daß nicht edelſinnige amerikaniſche Frauen, amerikaniſche Mütter, die Herz und Kopf haben, dieſen Gegenſtand mit einer Kraft behandeln, welche Jedermann durch Mark und Bein gehen, die Klugheitsmaßregeln der Staatsmänner in Aſche verwandeln und ſelbſt in der alten weltberühmten amerikaniſchen Ver-

fassung eine Revolution hervorbringen müßte. Das Recht des Weibes, das Recht der Mutter ist es, das durch die Sklaverei am bittersten gekränkt wird. Wenn das Herz des Weibes, das Herz der Mutter, warm und stark vom mütterlichen Blut sich erheben wollte, dann bin ich überzeugt, daß die geistige Kraft in den Vereinigten Staaten sich emporrichten und endlich die Sklaverei stürzen würde.

Oft hat mich ein sehnsüchtiges Verlangen angewandelt, die Geschichte eines flüchtigen Negerpaares zu schreiben, so wie ich meine, daß sie geschrieben sein müßte, und ich habe daran gedacht, Materialien dazu zu sammeln. Und lebte ich an diesem Fluß und in der Nähe solcher Scenen, dann weiß ich, wofür ich leben würde. Aber jetzt fehlt es mir an Lokalkenntnissen, an der genauen Kenntniß specieller Verhältnisse, die unumgänglich nothwendig ist, wenn das Gemälde wahr und ergreifend werden soll. Diese Arbeit steht einer Andern zu. Ich baue meine Erwartungen und Hoffnungen auf die amerikanische Mutter.

Ohio wird der Buck-eye State (Rehaugenstaat) genannt von der braunen Frucht eines Kastanienbaums, die man Rehaugen nennt und die sehr häufig im Staate vorkommt.

Der Staat soll ein fruchtbares Erdreich haben, gut für Korn und Viehzucht, und eine idyllisch-schöne, obschon nicht großartige Natur. Die schönen großen Bäume hier und in Kentucky werden sehr gerühmt. Ich bedaure, daß die Jahrszeit mir nicht erlaubt, noch mehr von der Schönheit der Natur in diesem Lande zu sehen, das 8—10 Millionen mehr als seine gegenwärtige Bevölkerung ernähren kann.

Im Hause ist Alles gut, friedlich, angenehm. Ein neuer Gast belebt den kleinen Gesellschaftskreis seit einigen Tagen, es ist ein Mr. D. aus Neuengland. Er ist jedoch kein Yankee von Charakter, sondern es scheint

mir, als ob er fein, frisch und parfümirt aus dem Salon und Gesellschaftskreis der Frau von Sevigné in den unsern hineingeschlüpft wäre. Er interessirt sich hauptsächlich für Gesellschaftsleben, Litteratur, Freunde, Bekannte, angenehme Dinge und Stunden, er ist Liebhaber von schönen Frauenzimmern, von bon-mots und Tafelfreuden, er kennt aufs Einzelste alle Feinheiten in Shakspeare und ist im Stand, in einem vierzeiligen Billetchen von Damenhand große Dinge zu erblicken; im Uebrigen ist er ein ehrlicher Mann, ein treuergebener Freund, ein guter Gesellschafter, mit dem man sich über alle möglichen Gegenstände aufs Angenehmste unterhalten kann.

Er hat hier die Betrachtung des großen Westens von seinem mythologischen Gesichtspunkt aus als ein neues Jothunheim mit Thor und Loke, Rhimtussen und Riesen von Neuem auf die Bahn gebracht. Und die Vergleichungen, die er zwischen dem skandinavischen Jothunheim, seinen Helden und Abentheuern (die er in einer Uebersetzung von Sturlesons Edda von H. Longfellow liest) und der gegenwärtigen Riesenheimath und den Riesen der neuen Welt anstellt, geben Stoff zu vielen muntern Erzählungen und Betrachtungen. So wird der äusserste Westen das neue Utgard voll von Ungeheuern und Zaubergeistern; die Mammuthgrotte ist Skyrners Handschuh; der göttliche Eber Sehrimmer lebt hier in 1000fachem Maßstab, und Thors und Starkotters Großthaten werden von den Riesen auf dem Riesenfluß und in den Mississippistaaten von Neuem aufgeführt. So kommen mehrere Anekdoten von diesen auf die Bahn, um die Mahlzeiten zu würzen, und unser Wirth, Mr. Stetson, welchen Mr. D. und ich den guten Jothun nennen, was er sich gerne gefallen läßt, gibt manchen saftigen und lustigen Beitrag zu dieser Mythologie des Westens. Da hast Du einige Probestücke:

Ein Mann — ein Mann des Westens — steht am Mississippistrand, sieht ein Dampfboot in die Luft springen und ruft: Bei Gott, die Amerikaner sind ein großes Volk! (Ein gewöhnlicher Ausruf bei allen möglichen Vorkommnissen im großen Westen.)

Ein anderer Mann, ein Vikinger am Mississippi, strandet mit seiner Schute auf einer Klippe im Fluß, bleibt selbst daran hängen und ruft, indem er sein Fahrzeug verunglücken sieht:

„Hail Columbia, happy land!
If I'm not lost, I'll be damn'd."
(Heil Columbia, glücklich Land,
Bin ich nicht hin, sei ich verdammt!)

Ein Passagier auf einem der Mississippidampfboote bekam neulich mit einem andern Streit. Sie gingen aufs oberste Verdeck und wechselten einige Schüsse, sodann kamen sie herab, wie wenn sie bloß mit einander Ball geschlagen hätten. Einer von diesen Herrn sah etwas bleich aus und ging in seine Cajüte, kam aber zwei Tage lang Morgens, Mittags und Abends heraus, um an den Mahlzeiten Theil zu nehmen; am dritten Tag wurde er todt in seinem Bette gefunden mit fünf Kugeln im Leib.

Man muß zugeben, dieß heißt die Sache kalt nehmen.

Eine gewisse humoristische Uebertreibung wird als charakteristisch für die Westländer bezeichnet, sowohl in Bezug auf ihre Gemüthsart als auch auf ihre Ausdrücke. Kentucky besonders muß dafür herhalten und liefert Stoff zu mancher lustigen Erzählung. So wird einem Kentuckyer nachgesagt, er habe die Güte des Kentuckyer Bodens mit folgenden Worten gepriesen:

„Wenn wir gut düngen und Korn oder Mais säen, so bekommen wir ungefähr den 150fachen Betrag

wieder. Wenn wir säen ohne zu düngen, so bekommen wir den 100fachen Betrag, und wenn wir weder düngen noch säen, so bekommen wir den 50fachen Betrag."

Die Jothun-Geschichten gehören zu unserm täglichen Brod und es kommen täglich neue hinzu.

Mit Mr. Silsbee, dem blassen Geistlichen, sprach ich nicht von diesen, um so mehr aber von Theologie und Swedenborgianismus. Wir disputirten wenig. Aber ich fand an der krystallreinen Wahrheit und Schönheit seiner Seele so viel zu lernen, daß es mir immer mehr Vergnügen machte, ihren stillen Ergießungen zu lauschen, als meine eigenen Beweise durchzusetzen. Er gehört zu den Stillen im Lande, deren Leben ihre beste Lehre ist. Er betrauert tief seine entschlafene Gattin.

„Die Leute verstehen den Segen des Ehestandes nicht genug zu würdigen," sagte er eines Tags zu mir. „Wir leben in der Ehe nicht auf der Höhe der Seligkeit, die uns gleichwohl zu Gebote stände."

Miß Harriet, Mrs. Stetsons ältere Schwester, ein gemüthliches ernstes Frauenzimmer von etwa sechzig Jahren, zeigt sich nicht bei der Mittagstafel und nur selten im Salon. Dagegen fand ich oft, daß sie sich in meinem Zimmer und meinen Schubladen zu schaffen machte und daß sie dieß verstohlen that, was mir etwas sonderbar vorkam, bis ich es mit einer andern Sonderbarkeit in Verbindung brachte und durch letztere die erstere erklären konnte. Ich entdeckte nämlich in meinen Schubladen, daß ein Kragen und ein Paar Manschetten, die ich abgelegt hatte, weil sie allzusehr ins Graue zu spielen anfingen, auf eine unerklärliche Art darin wieder zur weißen Farbe übergingen und wie von selbst ganz neu gewaschen und neu gestärkt dalagen. So entdeckte ich auch, daß alte Krägen ausgebessert wurden, und noch mehr, es zeigte sich ein neuer Kra-

gen mit ächten Spitzen und neuen Manschetten, die noch nicht dagewesen waren, aber just die Façon hatten, die ich zu tragen pflege, — und immer sah Miß Harriet, wenn ich ihr begegnete, so ernsthaft und entschlossen aus, als wollte sie sagen, sie befasse sich niemals mit den Angelegenheiten Anderer, erwarte aber auch, daß Andere sich nicht mit den ihrigen befassen. Es stand wirklich einige Zeit an, bis ich in vollem Ernst zu argwöhnen anfing, daß Miß Harriet sich damit befaßte, meine feine Wäsche zu besorgen, mein Weißzeug in Ordnung zu bringen und mir neue schöne Stücke zu nähen. Und als ich ihr endlich deßhalb zu Leibe ging, wollte sie zwar ein bischen mürrisch aussehen, aber ihr gutmüthiges, schalkhaftes Lächeln verrieth sie, und die ehrliche gute schwesterliche Seele hat mich seither mit ihrer etwas herben Stimme und ihrem ernsten Wesen nicht mehr fern zu halten vermocht. Aber daß diese Stimme nie etwas Anderes als die Wahrheit sprach und daß in diesem scheinbar kalten Wesen ein gutes redliches Herz und ein klarer tüchtiger Verstand, ein humoristisches, freundliches Gemüth wohnte, was sich bei genauerer Kenntniß auch in ihrer Unterhaltung ausprägte, das bemerkte ich so allmälig, und das hatte auch Mr. Harrison mir gesagt.

Wer ist Mr. Harrison? Er ist einer der Hausfreunde und ein Mann, den ich gerne zum Freund haben möchte. Mehr von ihm später, denn wir dürften Reisegefährten nach Neu-Orleans werden.

Miß B., eine jüngere Freundin und Bewohnerin des Hauses, ist so schweigsam und still, daß man im Anfang bloß aus der hohen Denkerstirne und aus der Ruhe in der ganzen edeln Gestalt ahnen kann, daß ihr mehr als gewöhnliche Gaben beschieden worden sind. Aber von Zeit zu Zeit kommt eine leise Bemerkung oder ein nachläßig und leise hingeworfenes Wortspiel, welches Dich veranlaßt, sogleich den Kopf zu drehen

und in heiterer Verwunderung die anspruchslose Miß V. anzusehen, denn solche Worte bekommt man anderwärts nicht oft zu hören. Ich würde Dir gerne einige ihrer witzigen Wortspiele mittheilen, aber sie lassen sich in unsrer Sprache nicht wiedergeben. Unser guter Jothun behauptet, sie versehe alle Zeitungen damit.

Miß V. trägt noch auf allerlei andere Arten zur Erheiterung der Gesellschaft bei, z. B. durch delikate Zuckerkuchen (Spunge cake), dem besten Kuchen hier im Land, wovon ich einen Ueberfluß habe, der mich an den Riesencharakter des großen Westens erinnert.

Da siehst du ein wenig von unserm Alltagsleben, aber die Perle davon liegt für mich in dem Zusammenleben und in der Unterhaltung mit meiner allerliebsten, klugen und guten Wirthin.

Im Haus habe ich oft auch das Vergnügen, ein junges Mädchen, Miß K. Green, eine nähere Bekannte der Familie, Stücke von Beethoven spielen zu hören, und zwar mit einer Treue, einer Innigkeit der Auffassung, welche jeden Ton und Gedanken des großen Meisters zur Geltung bringt und mir unendlichen Genuß verschafft. Sie hat in ihrem Aussehen viel von der innern strahlenden Schönheit, welche ich hoch über die bloß äußerliche und gewöhnlichere bei jungen Gesichtern dahier stelle. Auf meinen Wunsch studirt sie mit aller Macht Beethovens zweites Adagio in der vierten Symphonie ein, das mich in Boston so entzückte.

Unter den Personen, die mir hier Freude bereiteten, muß ich auch eine junge Dichterin, Mrs. L., nennen, eine schöne, begabte und liebenswürdige Dame. Sie Verse vorlesen zu hören, ist ein wahrer musikalischer Genuß.

Es sind hier mehrere Schweden ansäßig und unter ihnen verschiedene, die, nachdem es ihnen in der alten Welt nicht gelungen ist, ihr Glück in der neuen Welt gefunden haben und sich jetzt recht comfortable

befinden. Einer von ihnen hat sein Glück dadurch gemacht, daß er die Hölle zeigte, ein Jugendwerk des amerikanischen Bildhauers Powers, der in Cincinnati geboren ist, hier in einer Uhrmacherwerkstätte arbeitete und mit verschiedenen plastischen Kunstwerken begann. Unter ihnen befand sich eine mechanische plastische Darstellung der Hölle. Der Schwede kaufte sie, setzte sie in eine Art von Museum, lud das Volk ein zu sehen, wie es in der Hölle zuging, gab den Leuten tüchtige elektrische Schläge, gefolgt von Donner und Blitz, zu empfinden, und ist jetzt ein reicher Mann, mit Weib, Kind und Landhaus, was er sich Alles durch Vorzeigung der Hölle erworben hat.

Es sind hier in Cincinnati einige amerikanische Heimathen, in welche ich Dich einführen möchte; so in ein Haus, wo eine junge Mutter und Wittwe lebt, um fünf schöne Jungen zu guten Christen und Bürgern zu erziehen; so in ein anderes, wo kinderlose Gatten einander durch ein Leben voll Ergebenheit und Intelligenz das Dasein erheitern, die Langeweile fliehen machen und die Krankheit in ein Mittel zu innigerer Vereinigung zwischen Herz und Herz, zwischen Himmel und Erde verwandeln. Da ist besonders eine Familie, von der ich weiß, daß Du Dich bei ihr eben so wohl befinden würdest, wie ich. Denn es ist schön, die Menschen gut leben zu sehen, aber noch schöner und seltener ist es, sie gut sterben zu sehen. Und in diesem Hause befindet sich eine sterbende Person. Es ist ein ganz junges Mädchen, schön wie eine Rosenknospe und mit so frischen Rosen auf ihren Wangen, daß kein Fremder glauben will, daß der Tod in ihrem Herzen sitzt. Aber sie weiß es und ihre Mutter weiß es auch. Sie hat eine tödtliche Herzkrankheit und das zu große Herz in der zarten Brust kann nicht mehr viele Wochen schlagen. Mutter und Tochter wissen es beide und bereiten sich in qualvollen Tagen und Nächten, welche

sie zusammen durchwachen, auf die bevorstehende Trennung vor, aber mit himmlischer Heiterkeit und Ruhe. Sie sprechen davon wie von etwas Schönem für das Mädchen, und sie bereitet sich für die Gesellschaft der Engel dadurch vor, daß sie unter dem Kreuz der Schmerzen immer geduldiger, immer liebreicher gegen Alle, immer engelgleicher wird. Es ist nichts Düsteres in diesem Krankenzimmer; Freunde kommen mit Geschenken und Liebe, um sich an dem jungen Mädchen zu erfreuen, so lange es noch am Rande des Grabes verweilt, um von ihr noch ein Wort, einen Blick aus dem Himmel zu erhalten, mit welchem sie bereits in Verbindung steht.

Diese Klarheit über den Tod, diese Todesvorbereitung findet sich unter der Bevölkerung Englands und Nordamerikas häufiger als in irgend einem andern Lande, das ich kenne. Der Mensch hält es da für eines seiner Menschenrechte, seinen Zustand und seine Todesgefahr kennen zu lernen, wenn es geschehen kann, mit offenem Blick und wachsamem Gemüth der Stunde seiner Verwandlung entgegen zu gehen und sich mit vollem Bewußtsein von der Wichtigkeit seines Ueberganges darauf vorzubereiten.

Den 15. Dezember.

Ein Tag voll hohen Lebens durch allerlei belebende Eindrücke und Gedanken! Gedanken vom Menschenhirn und dem centralen Standpunkt des Menschen im Verhältniß zum ganzen Universum; ahnende Blicke von dieser Sonne und diesem Gesichtspunkt über eine unendliche Entwicklung in allen Reichen des Lebens sind hoch oben in meiner Seele; werde ich mich der Gedankenwelt, die in mir blitzt, vollkommen bemächtigen, sie vollkommen besitzen können?

Ich kann Dir heute nicht mehr schreiben, denn

ich muß mehrere Briefe schreiben und vor allen einen an Böklin, den ich in den Deinigen einschließen will. Lies ihn, wenn Du Lust hast. Er wird Verschiedenes in meinen Briefen an Dich ergänzen. Trotz all der interessanten Dinge, die mich hier festhalten, trotz all des Behagens, dessen ich mich im Hause hier zu erfreuen habe, sehne ich mich abzureisen, südwärts zu kommen. Ich fürchte den Winter und seine scharfe Luft in Cincinnati, ganz besonders aber auch die wahrhaft schrecklichen Wärmungsapparate der amerikanischen Häuser. Sie haben ganz gewiß Schuld an der Kränklichkeit, welche unter denjenigen Klassen der Bevölkerung, die am bequemsten leben und am meisten zu Hause sind, immer mehr überhand zu nehmen scheint. Ich sehne mich auch vor Weihnachten nach dem Süden zu kommen, damit ich möglicherweise Gelegenheit erhalte die Tänze und Feste zu sehen, die zur Weihnachtszeit unter den Negern auf den Plantagen üblich sein sollen. Ich habe viel von dem Glück der Negersklaven in Amerika und ihren Gesängen und Tänzen erzählen gehört. Ich möchte dieses Glück, diese Feste wohl auch einmal sehen. In Südkarolina und Georgien hat das Predigen auf den Plantagen den Tanz und den fröhlichen Gesang verdrängt. In Louisiana soll den Sklaven nicht gepredigt werden. Vielleicht daß sie dort tanzen und singen dürfen.

Am 17. dieses geht ein großes gutes Dampfschiff von hier nach Neu-Orleans, und auf diesem werde ich abreisen. Mein Cavalier auf dieser Fahrt ist Mr. Harrison.

Von einigen angenehmen Gesellschafts-Abenden hier im Hause muß ich Dir noch ein Wort sagen. Ich habe an den kleinen vertraulicheren Gesellschaftskreisen in amerikanischen Häusern das auszusetzen, daß man sich zu wenig mit Vorlesen beschäftigt oder mit irgend etwas, was den kleinen Kreis in einem gemeinschaft-

lichen Interesse vereinigt. Aber die größeren Gesellschaftskreise haben Vieles von dem, was das Gesellschaftsleben vollkommen macht; darunter rechne ich besonders die Art, wie beide Geschlechter einander Gesellschaft leisten. Man sieht da niemals, daß sich die Herren in einem und die Damen in einem andern Zimmer zusammenschaaren, oder daß sich die Ersteren in der einen und die Letzteren in der andern Ecke des Salons gruppiren, just als ob sie ungeheuer Angst vor einander hätten. Die Herren, die hier in Gesellschaften kommen, (und sie gehen gerne Abends in die Salonsgesellschaft) machen sichs zur Pflicht und wie es mir scheint auch zu einem Vergnügen, die Frauenzimmer zu unterhalten, und dieses sichtbare Wohlwollen erweckt bei letzteren wenn auch nicht größere Lust, doch ganz sicher eine größere Möglichkeit, angenehm und unterhaltend zu sein, eine größere Fähigkeit Dinge mitzutheilen, die für Männer von gutem Geschmack und edler Gemüthsart doch weit besser sind, als Cigarrenrauch und Punsch. Gewöhnlich widmet sich ein Herr auf längere Zeit, oft sogar den ganzen Abend einem und demselben Frauenzimmer. In Causeuses und kleinen Sophas von allen Arten sitzt man zu zwei und unterhält sich; oder auch gibt der Cavalier der Dame den Arm zu einem Spaziergang durch das Zimmer. Zuweilen widmen sich auch zwei Frauenzimmer längere Zeit einander, die Regel ist jedoch, daß die zwei Personen, die sich Gesellschaft leisten, Mann und Weib sind, auch ist es nicht immer die schönste oder eleganteste Dame, welche die meiste Aufmerksamkeit gewinnt. Und ich habe Mr. Harrison, einen noch jungen und sehr angenehmen Mann, ganze Stunden lang in lebhafter Unterhaltung mit Miß Harriet gesehen. Es ist wahr, daß er sie hoch schätzt, und er beweist darin guten Geschmack. Ein Kartenspiel erinnere ich mich nicht

in irgend einem größeren oder kleineren Gesellschaftskreise im ganzen Lande gesehen zu haben.

Ich werde stets mit Gefühlen schwesterlicher Zärtlichkeit einiger jungen Mädchen gedenken, mit denen ich in letzter Zeit Bekanntschaft machte und unter denen sich eine schöne Jungfrau befand, die frühzeitig von einem herben Mißgeschick betroffen wurde, aber ihr Herz nicht dadurch erbittern ließ, sondern es vielmehr der Sympathie für alle Leidenden öffnete. Gottes Frieden über das junge Mädchen! Sie könnte mir sehr theuer werden. Ebenso auch einige Schwestern, die in Lust und Leid leben, wie Schwestern nicht oft zusammen leben. Die seelenvolle Kitty Green und ihre Musik möchte ich allezeit um mich haben, aber — ich muß jetzt reisen und gehe um mich darauf vorzubereiten.

Belle Key, das Dampfschiff, auf welchem ich abreisen werde, vom Eigenthümer zu Ehren seiner schönen Tochter, einer „Belle" in Louisville, so genannt, soll eine Art Riesenschiff sein, das mit allerlei Producten des großen Westens als Weihnachtsgeschenken nach Neu-Orleans reist. Es ist jetzt kalt in Cincinnati. Die Königin des Westens läßt Ruß und Asche über die Stadt regnen, so daß man schwarz davon wird. Ich sehne mich mit dem großen Weihnachtsbock wieder am Mississippi zu sein.

N. S.

Im großen Westen schwatzt man davon, daß da ein besonderer Ueberfluß an Freiern vorhanden sei; ein junges Mädchen hat wenigstens zwischen drei oder vier zu wählen. Gewiß ist, daß die Anzahl der Männer im Verhältniß zu den Frauenzimmern bedeutend vorzuwiegen scheint. In den östlichen Staaten scheinen mir die Frauenzimmer weit zahlreicher zu sein. Die Männer ziehen von da nach dem Westen, um Geschäfte und Geld zu suchen. Das Uebergewicht der männlichen

Bevölkerung nimmt zu, je weiter man nach Westen kommt. In Cincinnati erzählte man, auf einem Balle in St. Francisco (Californien) haben sich fünfzig Cavaliere für eine Dame vorgefunden. Man sagte auch, in einem Goldbezirk, wo viele Männer sich vorfanden und keine Dame, habe man in einer Art von Museum ein Damenballkleid aufgestellt, das man gegen eine gewisse Gebühr betrachten durfte.

Aber ich glaube fast, daß dieß zu den mythologischen Sagen des großen Westens gehört.

Dazu dürfte wohl auch die Sage von dem Lustgarten Eden in der Nähe Cincinnatis gerechnet werden, wohin ich zum Besuch eingeladen bin. Es soll eine große Weinpflanzung sein. Aber die Schönheit der Aussichten von den Höhen des Ohio herab kann den Namen rechtfertigen. Der Weinbau sowie die Bereitung von Sect und Champagner sind in der Gegend von Cincinnati in starker Zunahme begriffen.

Dreißigster Brief.

An den Pfarrer P. J. Böklin.

Cincinnati, den 27. Dezember 1850.

Mehr als ein Jahr habe ich in der neuen Welt zugebracht, ohne daß ich noch mein Versprechen erfüllte, Dir, mein Freund und Lehrer, zu schreiben, ohne daß ich Dir sagte, was ich von ihr denke, was ich von ihr hoffe. Und gleichwohl weiß ich, daß Du es zu wissen wünschest.

Mein guter Freund, ich habe Dir nicht früher schreiben können. Ich wollte Dir keine unreifen Versuche zu denken und zu schildern geben, und lange habe ich Nichts anderes zu geben vermocht. Die Eindrücke und täglichen Ereignisse meines Lebens in diesem Land waren im Anfang überwältigend sowohl für Seele als Körper, und bis auf einen gewissen Grad erlag ich wirklich unter ihnen. Der heftige Strom neuer, wenn auch zum großen Theil bezaubernder Eindrücke, die unaufhörliche Arbeit mit neuen Gegenständen, neuen Menschen, sowie der Einfluß des neuen hitzigen Klimas und der ungewohnten Speisen versetzten mich in einen Fieberzustand, der meine Nerven dermaßen angriff, daß ich auf Monate unfähig wurde, etwas zu lesen oder zu denken, was die geringste Anstrengung erforderte. Gottes Gnade, die Pflege guter Menschen, die Heilkraft der Natur und Kunst ließen mich allmählig aus diesem Zustand kommen. Ich konnte wieder leben und lernen. Aber während der täglichen Arbeit, um mich der Gegenstände zu bemächtigen, die sich mir bei meinen Wanderungen aufdrängten, und während des Versuches sie zu ordnen, wurde es mir immer deutlicher, daß ich, um mit einiger Klarheit über die neue Weltbildung zu denken, welche die Staaten Nordamerikas vorweisen, mehr von ihren verschiedenen Gestalten und Entwicklungen sehen muß; daß ich Bekanntschaft mit dem Leben sowohl in den nordöstlichen, als in den südlichen und westlichen Staaten der Union gemacht, daß ich Amerikas Leben gesehen haben muß, da wo es sich festgesetzt hat und einigermaßen mit sich selbst fertig geworden ist, und da wo es noch bestrebt ist, die Erde aufzuwühlen, neue Häuser zu bauen, neues Leben und neue Länder zu erobern.

Wenn ich den großen Westen, das Missisippithal, Cincinnati die Königin des Westens gesehen habe, dann will ich an Böklin schreiben. Ich werde dann die neue

Welt und die Zukunft der Menschheit, welche sie in ihrem Schooße trägt, besser verstehen und besser von ihr sprechen können. So sagte ich zu mir selbst.

Jetzt bin ich in Cincinnati. Ich habe den großen Westen in Nordamerikas Central-Region gesehen und sehe ihn vor mir. Ich habe das Missisippithal — die künftige Heimath von mehr als 175 Millionen Menschen — auf dem großen Flusse, auf dessen Ufern es bereits von europäischen Schaaren wimmelt, von Minnesota an, noch jetzt der wilden Heimath indianischer Stämme, vom St. Antonsfall an, welcher die Flußfahrt im Norden abschließt, bis zu seiner mittleren Region in Missouri und Ohio durchfahren und stehe jetzt im Begriff seinen Lauf bis an seine Mündung in den mexikanischen Meerbusen, die Heimath des Zuckerrohrs und des Sommers, zu verfolgen.

Und während ich hier am schönen Fluß Ohio, wie die müde Taube mit dem Oelzweige in einem jener schönen friedseligen Häuser ausruhe, die sich überall auf meinem Weg durch Amerika für mich geöffnet und mir die Ruhe eines Mutterhauses, Frieden, Liebe, Freude und neue Kräfte gegeben haben, will ich mit Dir sprechen, Du spät, aber für die Ewigkeit gefundener bester Freund meines Geistes und Gedankens. Ach! auch jetzt kann ich blos einige Worte zu Dir sagen, kann Dir blos Bruchstücke dessen geben, was ich in dieser neuen Welt erlebt und gelernt habe, was ich fortwährend in ihr erlebe und lerne. Aber Du wirst verstehn, was ich blos unvollkommen andeuten kann, Du wirst den Faden, den ich in Deine Hand lege, durch das Labyrinth weiter führen.

Du weißt es, ich kam nicht nach Amerika, um neue Gegenstände, sondern vielmehr um eine neue Hoffnung zu suchen.

Während halb Europa nach einem Kampf für Licht und Freiheit, der sich zum Theil in seinem Ziel

täuschte und nicht klar wußte, was er wollte, unter einen Despotismus zurückzuversinken schien, wenn auch nur *schien*, der besser wußte, was er wollte, und auf einige Zeit das Recht des Stärkeren bekam, sehnte sich meine Seele in tiefem Glauben und inniger Liebe nach dem fernen Land, dessen Bevölkerung die Freiheitsfahne des Menschen aufgepflanzt, sein Recht und seine Fähigkeit sich selbst zu regieren ausgesprochen und auf dieses Recht ein Staatenreich, den Anfang der größten Staatsbildung der Erde gegründet hat.

Was ich da suchte, war der *neue Mensch* und seine Welt, die neue Menschheit und ein Blick in ihre Zukunft auf der neuen Erde.

Ich will Dir sagen, was ich bis jetzt gesehen und gefunden habe.

Den letzten Herbst und Winter verbrachte ich in den nordöstlichen Staaten der Union, in New-York, Massachusetts, Connecticut — den Mutterstaaten, von welchen Völkerschwärme ausgegangen sind und noch ausgehen, um den amerikanischen Continent zu bevölkern und ihm ihre Gesetze und Sitten zu bringen. Was man in diesen Mutterstaaten bewundern muß, das sind die großen Anstalten für die Erziehung der Jugend und für die Unterstützung von Unglücklichen, also Schulen und Wohlthätigkeits-Anstalten. Sie sind Erzeugnisse eines großen Herzens und werden auf großem Fuße gehalten. Es ist eine Freude in den großen luftigen Sälen der öffentlichen Schulen (sämmtlich Freischulen) die Kinder zu hören und zu sehen. Man sieht, daß sie vollkommen aufgeweckt und voll Leben sind. Man hört, daß sie verstehen, was sie lesen und lernen. Die große Reform im Schulwesen und der großentheils durch den Enthusiasmus, die Beharrlichkeit und Streitfertigkeit eines einzigen Mannes — er heißt Horace Mann — hervorgerufene Impuls zur allgemeinen Volkserziehung in Amerika ist unstrei-

tig eine der schönsten und bedeutsamsten Erscheinungen dieser Weltbildung, zumal da sie das weibliche Geschlecht eben so gut umfaßt als das männliche und das Weib als Lehrerin der jungen Generation auf gleiche Linie mit dem Manne stellt. *)

Ich habe diese Erscheinung vom Osten bis in den Westen beobachtet, von der stattlichen Akademie, wo 500 Zöglinge, Knaben und Mädchen, studiren und graduiren, um als Lehrer und Lehrerinnen in das öffentliche Leben zu treten, bis zu dem Blockhäuschen in den Wildnissen des Westens, wo den zerlumpten Kindern Schulbücher aufgeschlagen werden mit der Aussicht auf die ganze Welt und mit den edelsten Perlen der amerikanischen Literatur; ich habe mit Horace Mann, einem Mann von unermeßlicher Hoffnung, gesprochen und ich habe daraus große Hoffnung geschöpft für die intelligente Vervollkommnung und Zukunft des Menschengeschlechts in diesem Welttheil. Denn was in den nordöstlichen Staaten, der ältesten Heimath der Pilger, schon ist, das wird früher oder später in den südlichen und westlichen. Ein großes Volksbewußtsein macht sich in der großen Frage der Volkserziehung immer mehr geltend und schreitet sieghaft voran, wie eine geistige Naturmacht, wie ein Strom von geistigem Leben, der sich durch alle Hindernisse Bahn bricht.

Willst Du hören, wie sein kräftigster Vertreter in der neuen Welt sich ausspricht? In seiner Einladung zu der nationalen Zusammenkunft der Freunde der Er-

*) Junge Mädchen lernen auf der Hochschule Lateinisch, Griechisch, Mathematik, Algebra, Physik u. s. w. und man behauptet, daß sie sich diese Gegenstände, die man bei uns als zu schwierig, wo nicht geradezu unfaßlich für weibliche Gehirne betrachtet, mit der größten Leichtigkeit aneignen.

ziehung im August 1850 schreibt Horace Mann wie folgt:

„Nie ist es nöthiger gewesen, dem menschlichen Verstande Macht zu verleihen und ihn mit Kenntnissen zu erfüllen, als in der gegenwärtigen Zeit, und in keinem Land ist diese Nothwendigkeit so gebieterisch, wie in dem unsrigen. Die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens erfordern jetzt hundertmal mehr Kenntnisse als vor einem Jahrhundert. Neue Arten und Formen von Geschäften tauchen tagtäglich im allgemeinen Gebrauche auf, und man muß sie mit Verstand und Geschicklichkeit behandeln, wenn diejenigen, die sich damit befassen, nicht dabei zu Grunde gehen sollen.

„Die tiefsten Wissenschaften bahnen sich den Weg in die alltäglichen Geschäfte des Lebens, sie führen überall, wohin sie gehen, Macht, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Produkte mit sich; und wer sich der Wohlthaten nicht bemächtigen kann, welche sie schenken, der wird dem Elend und der Verachtung preisgegeben bleiben.

„Aber nicht blos in allen Theilen des Geschäftslebens zeigt sich überall mehr Leben, Thatkraft und Umfang; die Massen des Volks erobern sich oder erhalten beständig neue politische und sociale Rechte. Der freie Mann, der gehen kann, wohin es ihm beliebt, der jede Beschäftigung wählen kann, die ihm gefällt, bedarf weit mehr Urtheil und Intelligenz, als der Unterthan in einem despotischen Staat, der in irgend einem Arbeitszweig geboren ist und bei demjenigen bleiben muß, worin er geboren ist. Der Bürger, der nicht blos seine persönlichen Angelegenheiten besorgt, sondern auch die Angelegenheiten seiner Gemeinde, der selbst in allen seinen politischen Verhältnissen durch Repräsentanten regiert, die er selbst wählt, dessen Stimme nicht blos darüber entscheiden kann, welchen Männern die Regierung anvertraut werden soll, sondern auch welche Maß-

regeln innerer oder ausländischer Politik zu ergreifen sind, von dessen Willen Friede oder Krieg, Nationalehre oder Unehre abhängen kann; ein solcher Bürger muß in Bezug auf Fähigkeit, Kenntnisse und Weisheit im Vergleich mit einem russischen Leibeigenen oder einem hinduischen Paria wie ein Gott sein. In dieser Zeit sage ich gibt es für die Seele des Menschen unendlich mehr zu thun und zu verstehn, als je zuvor, und deßhalb muß die Seele im Verhältniß dazu gestärkt und aufgeklärt werden.

„Es gab nie eine Zeit, wo die moralische Natur eines Menschen mehr der Kultur und Läuterung bedurfte, als sie es im gegenwärtigen Augenblick bedarf. Was wir Civilisation und Fortschritt nennen, hat die Versuchungen tausendfach — in diesem Land zehntausendfach vermehrt. Die Ringbahn für Reichthum, Luxus, Ehrgeiz, Hochmuth, steht Allen offen. Mit unsern vielfachen Privilegien sind nicht blos vielfache Pflichten gekommen, welche wir verleugnen können, sondern auch vielfache Gefahren, in welche wir fallen können. Da wo Druck und Despotismus obwalten, sind alle edleren Fähigkeiten des Menschen verkrüppelt, erloschen, ihrer Macht beraubt. Aber Druck und Despotismus schwächen auch die Macht der bösen Leidenschaften des Menschen eben so gut wie die der edleren Triebe. In diesem Land hat Alles, was im Herzen des Menschen Gemeines und Verdorbenes ist, eine so volle Freiheit, einen so großen Wirkungskreis, eine so heiße Triebkraft, wie man dieß nie zuvor gekannt hat. Schlechtigkeit wie Tugend, Teufelei wie Menschenliebe führen ihre Dampfmaschinen, ihre Machtpressen, ihre elektrischen Telegraphe mit sich. Die äußeren, zurückhaltenden Kräfte blinder Verehrung für die Auktorität, blinder Furcht vor Religionslehrern und vor grausamen Strafgesetzen, welche früher die wilden Leidenschaften der

Menschen im Zaum hielten und alle Energie lähmten, sind jetzt unwirksam geworden. Wenn nicht innere und moralische Hemmisse an die Stelle der äußeren und willkürlichen gesetzt werden, die man weggenommen hat, so werden die Leute, statt die Herren und Besieger ihrer Leidenschaften zu werden, ihre Sklaven und Opfer werden. Auch die klarste Offenbarung vom Himmel und die heiligenden Einflüsse von Gott, wenn sie nicht so täglich und stündlich gegeben werden, daß sie alle Bewegungen des freien Willens vernichten, können einen tugendhaften Wandel als unabweisliche Forderung und Vorbereitung zu einem glücklichen und ehrsamen Leben nicht ausschließen. Der Mensch hat eine beschränkte Ansicht von dem Einfluß und der Wirksamkeit aller christlichen Sittenlehre, welche ihn nicht in allen Gewohnheiten und Gefühlen der Jugend zu leiten sucht, und die nicht in demselben Maß, wie die junge Seele sich der Beobachtung der Wunder der Schönheit und Wahrheit erschließt, einen unerschöpflichen Vorrath von sittlichen Wundern, Schönheiten und Wahrheiten in Bereitschaft hat, um sie ihr einzugießen."

So der Präsident des National-Convents der Freunde der Erziehung, der Erzieher par excellence in Nordamerika. Er ist aus Massachusetts und gegenwärtig Repräsentant des Pilgerstaates beim Congreß in Washington.

Du siehst seinen Standpunkt. Die Aufklärung der Intelligenz und des moralischen Bewußtseins, in der Schulerziehung allen Bürgern gegeben, ist die Grundlage, auf welcher die neue Welt ihr Reich zu erbauen

und den neuen Menschen hervorzubringen hat. So weit ist das Volksbewußtsein in der neuen Welt gekommen, weiter aber nicht, wenigstens nicht mit vollem Bewußtsein.

Dieses Bewußtsein ist am klarsten und stärksten in den Staaten Neuenglands, der ältesten Heimath der Pilger aufgegangen.

Rastlos muthige Arbeit in der Entwicklung des Lebens und Emporhebung der ärmeren Gesellschaftsklassen, das Streben, eine vollkommen harmonische menschliche Gesellschaft hervorzubringen, charakterisirt das Leben dieser Staaten. Der Begriff eines christlichen Staats, einer christlichen Gesellschaft liegt dabei sichtlich zu Grunde. Die Lehre Christi, die Ehre Aller, das Recht und das Wohl Aller, Alle für Alle, so lautet das Feldgeschrei in diesen Ländern. Die Harfen der Dichter rufen die sittlichen Ideale des Menschen und des Staates herauf.

Von diesen Staaten reiste ich im Monat März, während Schnee und Frost ihre Marken noch bedeckten, nach den südlichen Staaten Nordamerikas und verbrachte ungefähr drei Monate in den Palmettostaaten, Südkarolina und Georgien. Da war die Sonne warm. Und obschon ich die Sklaverei da fand und ihren dunkeln Schatten auf dieser sonnenwarmen Erde sah, obschon ich sah wie ihre Fesseln die moralische und politische Entwicklung dieser Staaten hemmten, so erfreute ich mich gleichwohl meines Lebens in einer Art, wie ich es in den intellektuellen, emporstrebenden, rastlos arbeitenden nördlichen Staaten nicht gethan hatte. Ich ruhte mehr und befand mich besser dabei. Die weiche Schönheit der Luft und des Klimas zu dieser Jahrszeit, die Ueppigkeit der Vegetation, die schönen neuen Blumen, die Düfte, die Früchte, die Pracht der Urwälder an den rothen Flüssen entlang, der Glanz der Feuerfliegen in den dunkeln warmen Nächten, die Wanderungen

unter den mit langen flatternden Moosen behangenen gothischen Arkaden der Lebenseichen, neue und bezaubernde Schauspiele für ein europäisches Auge; — ein gewisses romantisch pittoreskes Leben durch die Berührung des weißen und des schwarzen Menschenstamms auf der schönen von Wohlgerüchen erfüllten Erde, das eigenthümliche Leben und der Charakter der Neger, ihre Gesänge und religiösen Feste .... wirst Du mir verzeihen, wenn Alles das mich bezauberte und mich die trüben Schatten der Sklaverei vergessen oder doch weniger sehen ließ als die Lichtbilder, welche des Südens Schönheit in den Naturgegenständen und bei einzelnen Menschen hervorrief? Keine Dichter sangen hier die sittlichen Ideale der Staatsgesellschaft, der hundertzüngige Vogel (turdus polyglottus), Nordamerikas Nachtigall, sang in den duftreichen Wäldern, und die Erde mit ihren Menschen und Blumen schien in Licht zu baden. Daß ich aber dennoch für die Nachtseite und die Lügen im Leben des Südens nicht blind war, das beweisen meine Briefe nach Hause.

Die schönste sittliche Erscheinung, die ich in diesen Staaten beobachtete, war das hereinbrechende Licht des Christenthums bei den Kindern Afrikas und die Bemühungen, welche wahre Christen, zumal in Georgien, für den religiösen Unterricht, die Befreiung der Sklaven und ihre Kolonisirung in Liberien auf der afrikanischen Küste aufbieten. Alljährlich geht ein mit freigelassenen Sklaven und den Mitteln zu ihrer Niederlassung in dem ältesten Mutterlande befrachtetes Schiff von Savannah nach Liberien ab.

Aber diese Erscheinung ist noch immer blos ein kleiner Lichtpunkt an dem dunkeln Sklavengemälde in diesen Staaten. Sie ist ein Werk von Privatpersonen. Die Gesetze der Staaten ermangeln alles Lichts und Rechtsgefühls in Beziehung auf die Sklaven; sie sind eines freien Landes und Volkes unwürdig.

Im Mai entfloh ich aus dem glühenden Süden und reiste nordwärts zuerst nach Pennsylvanien, dann nach Delaware. Während der stärksten Sommerhitze befand ich mich in den heißen Städten Philadelphia und Washington. In Philadelphia interessirten mich die Quäcker und das Leben des inneren Lichtes in guten und wohlthätigen Stiftungen. Ich las die Unabhängigkeits-Erklärung, den großen Freibrief des amerikanischen Volkes in dem Saal, wo sie unterzeichnet wurde, und dann reiste ich nach Washington, um den Debatten des Congresses in der großen Streitfrage zwischen den freien Staaten und den Sklavenstaaten, zwischen dem Norden und Süden, sowie über den Eintritt Kaliforniens und Neumexikos als freier Staaten in die Union, anzuwohnen.

Es ging heiß zu und die Union war alle Tage bedroht. Du kennst bereits aus den Zeitungen den Vergleich, womit die Frage entschieden und der Kampf beigelegt wurde, nämlich für einige Zeit. Denn der Kampf und die Gefahren bleiben heimlich oder offenbar, so lange es in der amerikanischen Union Sklaverei und Sklaven geben wird; und je mehr das menschliche und das höhere Bewußtsein im Lande wächst, um so schärfer wird der Streit sich um diesen Punkt concentriren, um so hitziger wird der Kampf werden.

Ich sah große Staatsmänner, hörte große Reden in Washington, und ich glaube, daß kein Land auf Erden zu dieser Zeit eine Rathsversammlung mit grösseren Talenten und ausgezeichneteren Männern aufzuweisen vermag, als der Senat der Vereinigten Staaten sie darbietet. Politische Unbilligkeit, politische Bitterkeit fand ich auch hier wie überall auf dem politischen Schlachtfeld.

Was mir am Congreß der Vereinigten Staaten am meisten auffiel, das war die Art und Weise der Repräsentation. Du kennst sie aus Büchern und Zei-

tungen; jeder Staat in der Union, klein oder groß, schickt zwei Senatoren zu dem Congreß. Sie bilden den Senat oder das Oberhaus; die Zahl der Repräsentanten, welche die zweite Kammer oder das Unterhaus ausmachen, wird nach der Einwohnerzahl der einzelnen Staaten bestimmt. Je größer die Bevölkerung eines Staats, um so mehr Repräsentanten beim Congreß. Jeder einzelne Staat in der Union regiert sich auf gleiche Weise durch zwei Kammern, Senat und Repräsentantenhaus, deren Mitglieder im Staat aus Bürgern des Staates gewählt werden, und jeder Staat hat sein Kapitol.

Diese Repräsentation hat viel Pittoreskes und Eigenthümliches zur Folge. Der Granitstaat und der Palmettostaat, Old Virginy und der junge Wisconsin, Minnesota und Louisiana, so verschieden und eigenthümlich durch Lage, Natur, Klima, Erzeugnisse und Bevölkerung, treten auf dem Congreß als Persönlichkeiten auf und betheiligen sich an der Besprechung der allgemeinen, das ganze Menschengeschlecht interessirenden Fragen durch das, was sie für sich Eigenthümliches und mit allen Gemeinsames haben.

Ich konnte nicht umhin dabei an die Vertretung Schwedens und ihre vielbesprochene Umbildung zu denken. Es schien mir als wäre Nichts passender und geeigneter ein nationales Leben und Bewußtsein zu wecken, als eine Vertretung nach Art der amerikanischen. Ich sah Nordland und Schonen, Dalekarlien und Blekinge, Ostgothland und Westgothland und alle unsre durch Volksleben, Natur und Produkte eigenthümliche Provinzen auf dem schwedischen Reichstag auftreten und durch ihre Senatoren Aufschlüsse ertheilen über den Zustand, die Bedürfnisse des Landes und seine bisher verborgenen oder unbenützt gebliebenen Quellen des Wohlstandes; ich sah die Nord-, Süd- und Central-Region Schwedens, seine östlichen und westlichen Länder

erhellt von Lichtblicken, die früher nicht hineingedrungen, ich sah das Volksbewußtsein und Volksleben erhöht durch Repräsentanten, die vermöge ihrer Kenntnisse und Persönlichkeit würdig waren, die einzelne Provinz in ihrer Eigenthümlichkeit vorzustellen und in ihrem Leben als Theil eines großen Ganzen, eines Landes, eines Volkes mit einem Erbe, so groß wie Schwedens Vorzeit, und mit einer Zukunft, die an menschlicher Hoheit mit der Zukunft der größten Völker auf Erden wetteifern dürfte.

Schwedens älteste Verfassung, wo die Landrichter jeder Landschaft auf dem Allshärjarting auftreten und allda als die weisesten und besten des Volkes für ihre Gemeinden zu dem König des schwedischen Landes sprachen, diese älteste Verfassung unsers Landes war in ihrer Idee der gegenwärtigen nordamerikanischen nicht unähnlich.

Eine solche Vertretung von Land und Volk erscheint in hohem Grad naturgemäß und national, und welch ein Feld eröffnet sie nicht für Talente und Reden!

Präsident Taylor starb während meines Aufenthalts in Washington, und ich war zugegen, als sein gesetzlicher Nachfolger, Vicepräsident Fillmore, in das höchste Amt der Vereinigten Staaten eingesetzt wurde. Nichts kann einfacher, schlichter und prunkloser, unsern Königskrönungen ungleicher sein. Aber ich habe auch Nichts gegen diese einzuwenden. Sie gewähren schöne und malerische Schauspiele, und ohne ein Bischen Spektakel können wir Menschen ja doch nicht wohl leben, nicht einmal hier zu Lande; das sieht man an der Begierde, womit Alles herbeiströmt, sobald es etwas Neues zu sehen gibt. Welche schöne Schauspiele haben wir nicht in Schweden bei der Krönung Carl Johanns und Oskars gesehen! Bei der letzteren erinnere ich mich noch besonders der jungen Prinzen, der drei Söhne Oskars in ihren fürstlichen Aufzügen, als sie kamen, um vor

ihrem königlichen Vater den Eid abzulegen — schönere Gestalten konnte man nicht sehen und kaum ein schöneres Bild.

Nachdem ich in dem brausenden Meer an der östlichen Küste gebadet, begab ich mich nach dem Westen. Ich hatte den Norden und Süden der Union gesehen. Jetzt mußte ich den großen Westen sehen, es verlangte mich gewaltig darnach. Viel und oft hatte ich in den östlichen Staaten sowohl im Norden als im Süden von dem wunderbaren Wachsthum und Fortschritt (growth, progress) des großen Westens erzählen gehört. Worin bestanden sie? Es gelüstete mich mit eigenen Augen zu sehen.

Auf meinem Weg nach dem Westen befand ich mich in Gesellschaft der Naturriesen Trenton und Niagara, fuhr über die großen Binnenseen Ontario, Erie, Michigan, um die schwedischen und norwegischen Niederlassungen am Missisippi zu besuchen, sah schwedische Gastfreundschaft und schwedische Blumen frisch auf der neuen Erde erblühen, sah in den Wildnissen des Westens ein neues Skandinavien emporkommen. Sodann begab ich mich den Missisippi hinauf nach dem Land, welches die Quellen des großen Flusses einschließt, sah herrliches Hochland, ruinenartige Felsen aus eichengekrönten Höhen emporsteigend, Ruinen aus der Urzeit, wo die erstgebornen Titane der Natur allein auf der Erde wandelten und der Mensch noch nicht vorhanden war. Und noch jetzt ist er ein seltener Gast in den unübersehbaren Wildnissen: noch jetzt ist es still und öde da. Wohl erhebt sich da und dort ein kleines Blockhaus am Fuß der Höhe, am Strand des Missisippi, und daneben sieht man einen Acker mit indianischem Korn blühen. Dieß sind die ersten Spuren von Kultur in diesen Gegenden. Aber sie sind wie die Spur des einen Fußes auf Robinsons unbewohnter Insel. Daneben sind die Urwälder und die Wildnisse, wo die wilden

Thiere und die Indianer in ewiger Fehde mit einander hausen.

Daneben sind auch die ungeheuren Prärien, des Missisippithales blumenreiche Wüsten, wo das Gras in hohen Wogen weithin gegen den Horizont weht, unberührt von Menschenhänden, denn hier finden sich keine Menschenhände, um es abzumähen, nein nicht einmal den tausendsten Theil. Und was auf mich noch größern Eindruck machte, als der Niagara, als irgend etwas, das ich in diesem Welttheil oder in Europa gesehen, das sind die unermeßlichen Prärienaussichten, die zum Missisippithal gehören und immer weiter werden, je näher man dem großen Flusse kommt. Diese Oceane mit Wogen von Sonnenblumen und hochwallendem Gras unter Amerikas hellem sonnbeglänztem Himmel oder auch mit fliegenden Wolken in den hellen Räumen zu sehen, das ist ein herrlicher Anblick. Die Seele erweitert sich und öffnet sich gleichsam für den milden freien Wind, der über das Feld hinsäuselt und die darüber hingespannten elektromagnetischen Fäden bei seiner Vorbeifahrt melodisch erklingen macht. Jeder Tag meiner Fahrt nach dem Westen war ein Fest, als ich auf den Schwingen des Dampfes über die Felder hin gegen die goldene Sonne zuflog und in ihre Lichtwellen zu fliegen meinte.

Das Missisippithal von Minnesota im Norden an bis Louisiana im Süden, zwischen der Alleghanikette im Osten und den Felsgebirgen im Westen ist durchaus eine ungeheure rollende Prärie, d. h. ein wogendes Wiesenland mit Hügeln und Höhen vom fruchtbarsten Boden, reichbewässert von Strömen und Seen. Hochländisch im Norden und nordische Tannen und Birken hervorbringend, sinken seine Felder, je mehr sie nach Süden kommen, bis sie in Louisiana sumpfige Moräste werden, wo der Alligator im Schlamme watet, wo aber auch das Zuckerrohr und der Palmetto in der warmen

Luft emporsteigen und die Orangenhaine duften. Es umfaßt viele verschiedene Arten von Erdboden, Klima und Produkten. . . Aber ich will einen Bewohner des großen Thals, der wohl damit bekannt ist, sprechen lassen von —

„dem großen Centralthal des nordamerikanischen Festlandes. Es ist ein Thal, das sich durch 21 Breite- und 15 Längegrade hindurch erstreckt, ein Thal, das just bei seinem Austritt aus dem Naturzustand zu lächeln beginnt, das bereits in seinen großen Schooß die Volksmassen einlädt, die sich aus den übervollen Staaten der Welt ergießen, und sich erbietet die anbauenden Hände mit Vorräthen für noch ungezählte Millionen von Menschenkindern zu belohnen. Die Natur hat diese Erde merkwürdig mit Pflanzen und Mineralreichthümern begabt; sie hat ihr eine für jeden Geschmack und jedes Bedürfniß passende Oberfläche gegeben und sie mit Strömen durchfurcht, die zu vielfachen Arten von Industrie benützt werden können, namentlich auch zu einem großartigen Handelsbetrieb, der alle Erzeugnisse der gemäßigten Zone in ihren nördlichen und südlichen Grenzen umfaßt.

„Dieses große Land, dieses fruchtbare üppige Thal zwischen den Mississippiquellen im Norden und dem mexikanischen Meerbusen im Süden, zwischen den Felsgebirgen im Westen und dem Alleghanigebirge im Osten war vor kurzer Zeit noch eine Wildniß, umfaßt aber jetzt bereits 11 ganze Staaten, Theile zweier andern Staaten und zwei Territorien, ist voll von arbeitender Thätigkeit und berufen die halbe Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu unterhalten. Da es 12,000,000 Quadratmeilen oder 768 Millionen Morgen Land umfaßt, so läßt sich seine gewaltige Bedeutung noch so wenig berechnen, wie die der amerikanischen Union selbst. Sein Einfluß muß ebenso ausgedehnt sein, wie der Einfluß der ganzen anbaufähigen Erdkugel, deren

Garten und Fruchtkammer es werden muß; es muß seine Herrschaft bis über die Vereinigten Staaten hinaus erstrecken und der Sitz ihrer Regierung, die Quelle ihrer Lebenskraft, das Diadem ihres Stolzes, die Grundlage der Pyramide ihrer Größe werden. Nirgends auf Erden hat der Schöpfer der Welt die Mittel zu menschlicher Wohlfahrt reichlicher gespendet oder augenscheinlicher schöne und passende Bedingungen für die Bedürfnisse der Menschheit bescheert. Suchet dieses Land nicht mit dem Fluch schlechter Regierung heim, verhindert nicht die Hand der Vermehrung in demselben, haltet den Strom der Völkerwanderung, der sich in seinen Schooß ergießt, nicht zurück; laßt seine breiten Felder die Uebervölkerung aufnehmen, die Europas Boden bedrückt, und der allgütige Geber aller guten Gaben wird von seinem Himmel herab lächeln über eine glückliche Familie von mehr als 275 Millionen menschlicher Wesen."

Solltest Du in Versuchung gerathen, dieses Probestück von den großen Hoffnungen, welche der große Westen auf das gewaltige Missisippithal und seine großartige Zukunft setzt, zu belächeln, so wirst Du dennoch darin einen großen Sinn, ein großes Herz nicht verkennen und im Uebrigen zugeben, daß die Leute hier es just nicht mit Kleinigkeiten zu thun haben.

Der Senator in Missouri, Mr. Allen, aus dessen Schrift über den Handel und die Seefahrt des Missisippithales im Jahr 1850 ich Obiges entnommen habe, fährt sodann fort statistische Notizen über den Handel und die Zunahme verschiedener Missisippistaaten und Städte zu geben. Eine vollkommen praktische und statistische Darstellung, die jedoch einen gewissen großen poetischen Eindruck hinterläßt, sowohl durch den Reichthum der Produkte, die genannt werden, als auch durch die mährchenhafte Zunahme der Kultur, der Bevölkerung, der Städte, der Seefahrt und des Reichthums in dieser

Gegend. Der Senator von Missouri beim Congreß, Oberst Benton, gleich Mr. Allen vorzugsweise ein praktischer Mann, wird Poet, wenn er darauf hinblickt, und ruft:

„Die Flußschiffahrt in dem großen Westen ist die wundervollste in der Welt und besitzt seit Einführung der Dampfkraft zur Bewegung der Schiffe alle Eigenschaften, die der Meerfahrt angehören. Geschwindigkeit, Größe der Entfernung, Wohlfeilheit, Größe der Frachten, Alles ist da. Das Dampfboot ist das Schiff des Flusses und findet auf dem Missisippi sowie auf den ihm zinsbaren Flüssen den vollständigsten Schauplatz für seine Macht. Ein wundervoller Strom! Bei seinem Ursprung und bei seiner Mündung mit mächtigen Seen verbunden — seine Arme gegen den atlantischen Ocean und das stille Meer hinstreckend — in einem Thalgrund liegend, der eine Vertiefung vom mexikanischen Meerbusen bis zur Hudsonsbai ist — seine ersten Wasser nicht von schroffen Bergen, sondern von einer Hochebene von Seen im Mittelpunkt des Festlandes saugend und in Verbindung mit den Quellen des St. Lorenzo und den Strömen, die ihren Lauf nordwärts nach der Hudsonsbai nehmen, die größte Weite des reichsten Bodens bewässernd — die Produkte jeden Klimas, selbst des eiskalten, in sich vereinigend, um sie auf die großen Märkte im sonnigen Süden zu führen und dort die Erzeugnisse aus der ganzen Welt zu treffen: so ist der Missisippi! Und wer vermag die Summen seiner Vortheile und die Größe seiner zukünftigen Handelsverbindungen zu berechnen!"

Aber genug von dieser Missisippiberedsamkeit.

Laß mich Dir jetzt von dem Zuwachs und den Fortschritten des großen Westens erzählen, so wie ich sie gefunden habe. Dieser Zuwachs ist bis jetzt hauptsächlich ein materieller. Aber der geistige folgt ihm dicht auf der Spur. Ueberall, wo der Amerikaner sich

niederläßt, baut er nebst seinem eigenen Haus und seiner Handelsbude Schule und Kirche, das Hotel und die Armenhäuser kommen hernach. Der Westen ahmt die Institutionen und Städte des Ostens nach. Aber rasch und dennoch sicher ist sein Gang. Du siehst zuerst in der Wildniß einige Blockhäuser, auch hübsche Bretterhäuser und kleine Steinhäuser, sodann geschmackvolle Villen und Sommersitze, und binnen wenigen Jahren steht wie durch Zaubermacht die Stadt da mit Capitol oder Stadthaus, schönen Kirchen, prächtigen Hotels, Akademien und Instituten aller Art, und man hält Vorlesungen, druckt große Zeitungen, wählt Beamte, hält Versammlungen und faßt Beschlüsse über Volkserziehung oder Kommunikationen mit der ganzen Welt; dann werden Eisenbahnen gemacht, Kanäle gegraben, Schiffe gebaut; die Ströme werden befahren, die Wälder untersucht, die Berge durchbrochen; und mitten unter all diesem Geschäft bauen die Männer geschmackvolle Häuser für ihre Frauen, pflanzen Bäume umher, und die Frau waltet als Herrscherin in der geheiligten Welt des Hauses. So wird das Land eingenommen, so wird die Gesellschaft geordnet, so wird der Staat fertig, um als selbstständige Staatsmacht in der großen Familiengruppe von Staaten aufzutreten. Und obschon zwei Drittheile der Bevölkerung des Mississippithales aus Skandinaviern und Deutschen, Irländern und Franzosen bestehen, so ist dennoch der gesetzgebende und bildende Geist der Anglonormannische.

In gewissen Beziehungen unterscheidet sich der Charakter des Westens von dem der östlichen Staaten. Er hat mehr Breite und Kosmopolitismus. Seine Bevölkerung ist eine Bevölkerung von vielen Völkern; man behauptet, dieser Charakter verrathe sich in liberaleren Staatsverfassungen, wie auch in vorurtheilsfreieren Ansichten und Gebräuchen im Umgangsleben. Die Sekten werden weniger ausschließlich. Die Prie-

ster prophezeihen die Ankunft einer tausendjährigen Kirche, worin alle Sekten sich versammeln werden, und sie deuten auf die Nothwendigkeit der weltlichen Kultur, der Wissenschaften und der schönen Literatur für die volle Entwicklung des religiösen Lebens.

Die westliche Stadt ist vor allen Dingen die kosmopolitische Stadt. Die Deutschen haben hier ihre Quartiere, manchmal die halbe Stadt, ihre Zeitungen und Klubs, die Irländer die ihrigen, die Franzosen die ihrigen; der Missisippi ist der große Kosmopolit, der alle Völker vereinigt, ihre Thätigkeit und ihre Wohnstätten verbindet und das Leben, die Bewohner und die Erzeugnisse aller Zonen vom einen Ende bis zum andern des großen Centralthales cirkuliren läßt.

Aber hier bleibt meine Bewunderung und mein Gerede von Größe und Wachsthum stehen, denn die Stadt des Westens gibt mir nichts Größeres und Besseres als die Stadt des Ostens. St. Louis ersetzt New-York auf der westlichen Seite des Missisippi, und St. Francisco am stillen Meer ist blos die dritte und verbesserte Auflage der letztgenannten Stadt.

Der westliche Staat, der in Wiskonsin schön emporblickt, sinkt in Missouri und Arkansas. Der Westen ist nicht besser als der Osten auf Nordamerikas Festland. Wird er es jemals werden?

Er wird etwas Anderes werden in seiner Entwicklung, seinem Charakter; wird er aber etwas Höheres und Besseres werden? wird er der Vollkommenheit näher kommen? — Das tausendjährige Reich, wo der Löwe neben dem Lamm ruhen, wo man im Schatten seiner eignen Reben und Feigenbäume glücklich sitzen wird, wo alle Völker im Frieden zusammentreten werden und der Himmel lächeln wird über eine Familie von 275 Millionen Menschen; wird es hier kommen?! . . . . .

Ach! Es ist mir schwer geworden den schönen

Traum aufzugeben, der mir leuchtete, als ich westwärts reiste und die goldene Sonne vor mir in dem gelobten Westland untergehen sah, so daß es mir schien, als fahre sie gerade in sein Reich. Ich glaube nicht mehr an diesen Traum. Es ist vorbei. Amerikas Westland wird nichts wesentlich Besseres mehr geben, als sein östliches Land. Keines von beiden wird der Erde das neue Paradies geben. Es wird vermuthlich niemals gewonnen auf dieser Welt, auf dieser Erde. Alles was wir hoffen können, ist eine Annäherung dazu. Und diese Annäherung beruht . . . .

An Aufklärung wird es dem amerikanischen Volk nicht fehlen, das ist klar. Nicht blos die allgemeine Verbreitung der Volkserziehung, die unter allen Klassen der Bevölkerung stattfindende Verbreitung von wohlfeiler guter Lektüre, von Zeitungen, worin alle Gegenstände erörtert, worin alle Fragen und Antworten, alle Gedanken des Menschengeschlechtes jedem Menschen vor die Augen gelegt werden; das Leben selbst in diesem Lande, das durch die Staatseinrichtungen zu einer großen bürgerlichen Erziehungsanstalt gemacht wird; Alles das fördert Licht und Wissen, und in dem hier beginnenden Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gott und Mammon, wie in dem großen Weltkampf, wird der Kampf hier tiefer und mehr ins Innerste gehen als zuvor auf Erden, er wird sich immermehr auf dem innersten Boden des Willens und Gewissens zusammenziehen, denn in Zukunft wird sich Niemand hier entschuldigen können und sagen: ich wußte es nicht! . . . .

Es wird mir immer klarer, daß das, was wir von dieser Weltbildung zu erwarten haben, kein Utopien ist, sondern — ein Gerichtstag, d. h. eine bestimmtere Scheidung zwischen den Kindern des Lichtes und der Finsterniß, zwischen dem Guten und Bösen, eine schnellere Annäherung zu der letzten Krisis.

Der neue Mensch in der neuen Welt steht von Neuem auf dem Scheideweg zwischen den Weltmächten, aber auf einer höheren Plattform, mit größeren Kenntnissen, klarerem Bewußtsein, von Neuem berufen, zwischen ihnen zu gehen.

Des Lebens Räder rollen schneller, alle Kräfte des Geistes und der Materie werden in den Dienst eines mächtigen Willens genommen. Die Wege zur Hölle haben gleich denen zum Himmel Eisenbahnschnelligkeit und Dampfkraft. Die Geschäfte des Erdenlebens eilen der Entscheidung entgegen, und ich meine die prophetischen Worte auf der letzten Seite des Lebensbuches zu hören:

„Die Zeit ist nahe."

„Wer böse ist, der sei immerhin böse; und wer unrein ist, der sei immerhin unrein: aber wer fromm ist, der sei immerhin fromm; und wer heilig ist, der sei immerhin heilig."

„Und siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke sein werden."

Was wird in der Wagschale des Guten das Uebergewicht geben und die Zahl der Frommen, der Heiligen verdoppeln?

In dem Neujahrsgruß, welchen die Heerschaaren des Himmels denen der Erde an dem großen Tag brachten, von welchem an die Erde neue Jahrtausende zählt, sangen sie:

„Den Menschen ein guter Wille."

Was wird diesem guten Willen bei dem Menschen Macht verleihen? Amerikas Staatsmänner haben geantwortet:

Die Verfassung des Staates, die freien politischen Institutionen.

Aber die Verfassung der Vereinigten Staaten hat die Sclaverei als eine häusliche Einrichtung aufge-

nommen und vertheidigt sich auf den Grund des Rechtes der Constitution und der freien Staaten.

Amerikas Gelehrte und Lehrer haben geantwortet:

„Die Schule und die Volkserziehung durch dieselbe."

Aber die Volkserziehung in der Schule spricht blos zu dem Verstand, sie kann zu Nichts anderem reden.

Die Constitution und die Schule sind gleich vollkommen in — ihrer Unzulänglichkeit.

Dem guten Willen können sie kein neues Leben geben. Die Zukunft von Gottes Reich im innersten Leben des Menschen können sie nicht zu Stande bringen.

Die Macht dazu liegt in einer Einrichtung, welche früher auf Erden und im Leben des Menschen vorhanden war, als Verfassung und Schule.

Siehst du dort am Ufer des Flusses auf grünen Hügeln oder auch auf freiem Feld eine bescheidene Wohnung? sie ist nicht groß oder prachtvoll. Aber ihre Architektur ist zierlich, zeugt von Geschmack und Bequemlichkeit. Eine Veranda oder Piazza mit schönem Gitterwerk, wo die Weinrebe und die duftende Clematis, Rosen und Gaisblatt sich hinanschlingen und das Haus umgeben, während ringsumher Bäume aus vielleicht allen Zonen stehen; du siehst den Ahorn, die Ulme und Linde, die Eiche und den Kastanienbaum, den Wallnußbaum und die Robinia, den Ailanthus und die Sikomore, die Ceder und die Magnolie, die Cypresse und den Myrthenbaum, und in den nördlichen Staaten auch Tannen und Fichten nebst einer schönen Menge duftender Blumen; — sie umgeben das Haus nahe genug, um schattenreiche Ruheplätze zu geben; jedoch nicht so nahe, um die Aussicht zu versperren,

die immer offen erhalten bleibt, so daß der Bewohner in eine weite und schöne Natur hinausschauen kann.

Du siehst das Haus in Nordamerika, das Haus, sowie es in seinen Hauptzügen in allen Staaten desselben steht, sowohl auf den Höhen von Massachusetts und Minnesota als in den duftigen Waldungen Süd-Carolinas auf dem Prärienland des weiten Westens. Und dieses Haus verdient oft den Namen, welchen das Haus in unserem alten Norden führt, den Namen eines heiligen Raumes. Das Feuer auf dem häuslichen Heerde brennt in keinem Lande heller und wird nirgends von reineren Händen gepflegt, als im Hause der Vereinigten Staaten. Es ist mir eine Freude, dieß mit Sachkenntniß und Ueberzeugung aussprechen zu können. Auch habe ich in keinem Lande das Haus so allgemein äußerlich schön und gleich dem Augenstern des Menschen gehütet gesehen. Nirgends scheint mir der Mensch besser verstanden zu haben, den Wink des Schöpfers zu befolgen, welcher darin lag, daß er Adam, als er ihn schuf, nicht in eine Stadt stellte, sondern in einen Garten. Auch der amerikanischen Stadt scheint es schlecht zu Muth zu sein, wenn sie sich in die dicht neben einander gebauten Häuser zusammenzudrücken anfängt; und man könnte sagen, daß die Häuser da gleichsam auseinander zu kommen eilen, denn obschon sie in Reihen dastehen, die Straßen und Märkte bilden, so stellen sie doch bald freie Räume dazwischen hinein und umgeben sich mit einem grünen Platz mit Bäumen und Blumen. Und je größer dieser grüne, schattenreiche, mit Blumen geschmückte Platz ist, um so heiterer scheint das amerikanische Haus. Es liegt gern allein für sich, aber in zahlreicher Gesellschaft, und gönnt Andern ebensoviel Gutes, wie sich selbst. Ordnung, Behaglichkeit, Zierlichkeit und ein wahrer Luxus von Bäumen und Blumen

zeichnen das Haus in der neuen Welt aus. Und dieses Haus ist die erste Welt des Kindes, des neuen Menschen.

Das Haus, das Herz des Hauses und die Pflegerin des heiligen Feuers auf seinem Heerde betrachte ich als den Vorzug des neuen Menschen auf dem Schauplatz der neuen Welt, als das siegbringende Element im Kampf zwischen den beiden Weltmächten. Viele und gute Kämpfer für die gute Sache zu bekommen, das ist die Frage. Das Herz zu gewinnen und den Willen gut und stark zu machen, das ist die Hauptsache.

Ich habe meine Hoffnung auf die Schwachen gesetzt und auf denjenigen, der in ihnen mächtig ist. Für mich ist es gewiß, daß alle Hoffnung auf ihnen beruht. Und wenn sie nachlassen oder sich nicht zur Größe ihres Berufs emporschwingen, so ist Alles verloren, denn niemals war ihr höchster Einfluß so nöthig wie hier im Lande der freien Willen. Siehe was Horace Mann von der Macht aller Triebe zur unbegrenzten Entwicklung in den Vereinigten Staaten spricht.

Kann das Haus, kann die amerikanische Mutter jetzt das Leben, kann sie die Kraft geben, die erforderlich ist?

Ich muß auf diese Frage antworten: Nein, sie können es nicht auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe. Und welchen Werth man auch mit Recht vielen einzelnen Ausnahmen beilegen mag, so ist doch soviel gewiß, daß das Haus in der neuen wie in der alten Welt im Allgemeinen seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, und daß das Weib noch jetzt wie früher im Haus- und im Gesellschaftsleben beinahe vereinzelt steht, daß es im bürgerlichen Leben nicht heimisch ist, und ohne höheres Bewußtsein vom Verhältniß des Hauses zu demselben, vom Verhältniß der Moral und

Religion (oder der höheren Politik) zu den Fragen oder dem politischen Leben der Staatsgesellschaft, ohne Bewußtsein von ihrem eigenen Beruf und ihrer Verantwortung als christliche Bürgerin. Wie sollte sie da den Bürger hervorbringen können, wie sollte sie im Herzen des Kindes ein heiliges Feuer für das Wohl des Vaterlandes entzünden, wie ihm vorleuchten können bei der Pflicht in den socialen Verhältnissen, in den politischen Fragen dieselbe Reinheit des Gewissens, denselben heiligen Ernst zu bethätigen, wie in der Welt des Hauses? Die Weiber der Quäkergesellschaft sind die Einzigen, die allgemeiner zu einem bürgerlichen Bewußtsein erwacht sind, aber sie bilden nur ein kleines Häuflein.

Wie die größere Menge sich emporschwingen und dadurch das ganze kommende Geschlecht emporheben, wie das Haus die größte und beste Schule der Staatsgesellschaft, die Hochschule des Lebens werden könnte, darüber habe ich meine Gedanken, will aber ein andermal mehr davon sprechen.

Es ist mir eine Freude, zu hören und zu sehen, daß eine Ahnung davon sich im allgemeinen Urtheil in diesem Lande bei Männern sowohl als bei Frauen Bahn zu brechen beginnt; ich hege die Hoffnung, daß diese höhere Entwicklung auf amerikanischem Boden vor sich gehen werde. Und ich will jetzt diesen Gegenstand mit den Worten schließen, die ich neulich in einem amerikanischen Schriftsteller gelesen habe.

„Die Finsterniß der Mutter wirft ihren Schatten über ihre Kinder; und Wolken und Finsterniß werden über ihren Nachkommen ruhen, bis der Tag von der Höhe heranbricht."

Und jetzt laß mich von dem Volk Amerika's sprechen. Der Reisende, der in den Vereinigten Staaten eine große Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit bei dem Volke daselbst findet, hat blos sein Aeußeres gesehen.

Es besteht wirklich eine große, eine allzugroße Einförmigkeit in der Kleidung, in der Art und Weise zu sprechen und im Wesen (denn ein wenig Kostüm, das die Individualität fein ausdrückt, gehört zu einem vollkommen fein ausgeprägten Charakter).

Vom einen Ende der Union zum andern bekommt man dieselben Fragen über Jenny Lind, dieselben Redensarten beim Anfang der Unterhaltung, denselben letzten Gedanken von Weber auf dem Piano zu hören. Aber nach diesem bemerkt ein aufmerksamer Betrachter bald, daß der Charakter und die Individualität sich ihr volles Recht nehmen, und ich habe nirgends so handgreiflich wie hier den Abstand zwischen Mensch und Mensch kennen gelernt, nirgends eine so große Ungleichheit zwischen Mann und Mann gesehen, und zwar ohne alles Zuthun von Kunst, Stand, Uniform oder äußeren Umständen. Hier ist der Transscendentalist, der auf die Erde stampft, wie wenn er ein Gott wäre, der die Menschen auffordert, Götter zu werden, der durch die Schönheit seines Wesens und seiner Natur uns etwas Höheres von der Menschennatur glauben lehrt — und hier ist der Erdesser, der im Walde ohne Schule und Kirche, zuweilen ohne Haus lebt, und durch eine krankhafte Leidenschaft angezogen wird, Erde zu essen, bis er dämonisch fortgerissen von ihrer Schwerkraft sein Grab in ihr findet; hier ist der Spiritualist, der von Brod, Wasser und Früchten, welche das Licht erzeugt hat, lebt, um sich rein zu halten von der Ansteckung alles Groben, und der das Christenthum nicht rein genug finden will für seinen verdünnten moralischen Aether; hier der edelherzige Socialist, der nur lebt, um zu geben, Gutes zu thun, zu segnen; und neben ihm ist der Mammonsverehrer, der Alles mit Füßen tritt, der nichts Heiliges anerkennt, von Nichts weiß was er nicht seinem Abgott, d. h. seinem Selbst zu opfern wünscht und be-

müht ist. Alle Gegensätze von Naturen, Charakteren, Gemüthsarten und Bestrebungen, die man sich in der Menschennatur nur denken kann, sind hier zu finden und werden sich hier mit immer bestimmterem geistigem Leben aussprechen.

Inzwischen läßt es sich nicht verkennen, daß das eigentlich charakteristische Merkmal für die Bevölkerung und das Staatsleben der Vereinigten Staaten in ihrem Bewußtsein von einem höheren menschlichen und bürgerlichen Leben, sowie in ihren Bemühungen dasselbe zu erreichen besteht. Ueberall, wohin ich gekommen bin, habe ich die öffentliche Meinung dafür erweckt gefunden, wenn sie auch in Betreff der Anwendung auf einzelne Fälle oder Institutionen noch schlummerte. Und überall habe ich gefunden, daß die Personen, die im Staat und im Gesellschaftsleben mit der Benennung: unsere besten Männer, unsere besten Frauenzimmer ausgezeichnet wurden, sich auch wirklich durch Intelligenz und werkthätige Liebe auszeichneten. Es ist mir aufgefallen, wie man überall in weit von einander entlegenen Staaten in Bezug auf die Beurtheilung und Benennung der Personen, die sich in jedem Kreis auszeichneten, so genau harmonirte.

Nordamerika wird vielleicht keine durch Charakter, Umgebung und Umstände so pittoreske Menschengestalten aufweisen wie Europa. Aber es wird wahrscheinlich reicher werden an harmonischen Gestalten, an solchen, die in einer schönen und milden Menschlichkeit den Menschen und Bürger vereinigen.

Ich glaube nicht, daß in irgend einem Land von Privatpersonen so viel für das Allgemeine gethan wird, wie hier, besonders in den sklavenfreien Staaten. Der Sinn für das allgemeine Beste, für das Gedeihen des Volkes und Landes, für die Emporhebung der Menschheit dürfte wohl nirgends so lebendig und thätig sein wie hier. Das Volk der Vereinigten Staaten hat

ein warmes Herz. Und was diesem Volk sein ewiges Recht auf Wohlfahrt verleiht, das ist seine Nachfolge Christi. Ich sage das Volk der Vereinigten Staaten und bleibe dabei. Nimm die Sklaverei weg von seinen südlichen Staaten (und fort kommt sie einmal, denn sie wird bereits verdrängt durch das Christenthum und die Emigration aus dem Norden), und Du wirst allenthalben dasselbe Herz und denselben Geist finden.

Das Recht des nordamerikanischen Volkes als ein Volk betrachtet zu werden, und zwar als ein besonderes Volk unter den Völkern der Erde, liegt schon im Charakter seiner ersten Auswanderer-Kolonien, welche die eigentlichen Schöpfer der Staatsgesellschaften der neuen Welt sind und denselben ihren Geist eingoßen. Sie waren theils Glaubenshelden, wie die Puritaner, die Hugenotten und die Herrnhuter, theils warmherzige Seelen, wie Fox, Penn, Oglethorpe, die in der alten Welt die Stube zu eng fanden und darum nach der neuen gingen, um allda ihre Bruderstaaten zu gründen und eine schönere Menschheit zu schaffen. Amerikas erstes Volk ging von Europas stärkstem und bestem Volk aus.

Ich möchte Dir jetzt von Amerikas besten Männern und Frauen, die ich auf meiner Pilgerfahrt im Lande kennen gelernt habe, erzählen dürfen, von diesen Männern, die so schlicht, so mild, aber bei all ihrer Anspruchslosigkeit dennoch so kräftig, in ihrer Thätigkeit als Bürger, Väter, Freunde so mannhaft sind; von diesen Frauen, die so gut, so mütterlich, so sanftherzig, so fest in ihren Grundsätzen sind, welche in der Wahrheit ruhen, wie die Blumen im Sonnenlicht; von diesen häuslichen Heerden, die so glücklich, so schön sind, wo ich Tage, Monate, Wochen lang ein so glücklicher Gast gewesen. Denn mein Leben in Amerika war und ist noch immer eine Reihenfolge vertraulicher

Besuche in Familienwohnungen, die sich in allen Staaten Amerikas mir geöffnet haben, und wo ich nicht wie eine Fremde lebte, sondern wie eine Schwester mit ihren Schwestern und Brüdern, ganz offen mit ihnen über alle Dinge sprechend, so wie man im Himmel sprechen könnte. Was ich da an wahrem christlichem Leben, an Liebe zur Wahrheit, an Seelengüte, an warmem und offenem Sinn für das Menschlichgute gefunden habe, ist mehr, als ich auszusprechen vermag. Und die Bekanntschaft mit einigen schönen eigenthümlichen Charakteren wird meiner Seele für immer ein Hochgenuß sein. Auch habe ich nirgends eine reichere Gastfreundschaft, eine überfließendere Herzlichkeit gefunden.

Und müßte ich einen Ausdruck suchen, um damit den eigenthümlichen Charakter des Menschen der neuen Welt zu bezeichnen, so könnte ich keinen wahreren finden als schöne Menschlichkeit.

Wenn ich mir im Missisippithal ein tausendjähriges Reich denke, einen Ruhepunkt in der Geschichte der Erde, wo Satan gebunden ist, und Liebe, Schönheit, Freude und Lebensfülle Allen zu Theil wird, dann sehe ich hier Männer und Frauen von der Art und Weise meiner Freunde, Wohnungen wie ihre Wohnungen, und von diesen Häusern aus meergroße Aussichten über blumenbedeckte Prärien, goldene Maisfelder, mächtige Flüsse, die alle Schätze der Erde allen Menschen zuführen, und darüber die frischen und doch sanften Winde, die klare Sonne — das ist der Hesperiden herrliche Heimath!

Daß das Missisippithal in Folge der vielen verschiedenen Stämme, womit es bevölkert ist, sowie der Ungleichheiten in seiner Natur und seinem Klima ein Volksleben von ganz neuer Art, mit unendlichen Wechseln in Leben und Charakter, ein ganz neues Bild menschlicher Gesellschaft auf Erden in Aussicht stellt, ist nicht schwer vorherzusagen. Aber wie wird der

Gipfel der ungeheuren Pyramide aussehen, deren Fundament jetzt gelegt wird? . . . Eines scheint mir gegeben: der Bürger des Mississippithales muß der Weltbürger, der universelle Mensch par excellence werden.

Ich will einige Züge des gemeinsamen Schauplatzes für das große neue Drama, das in Nordamerika aufgeführt wird, ein Drama, das Jahrtausende zu Akten hat, sowie einige Skizzen von dramatischen Personen und Gruppen, die darin auftreten, zu zeichnen versuchen. Denn diejenigen, die im Leben der Vereinigten Staaten blos Einförmigkeit oder Unklarheit gesehen, haben es — nicht gesehen oder mit stumpfen Blicken angesehen. Nichts springt mir in dieser Welt- und Staatenbildung so sehr in die Augen, wie ihr großartig dramatischer Charakter.

Betrachte zuerst seinen Schauplatz! Du erblickst zwei unermeßliche Thalgründe zwischen drei großen Bergketten, die sich vom schneekalten Norden bis zum glühenden Süden ziehn, nämlich Alleghani, die Felsgebirge und die Sierra Nevada oder die Schneegebirgskette, — welche letztere sich in Centralamerika sowie in den Cordilleren und Anden Südamerikas fortsetzen; östlich und westlich von ihnen neigt sich das Land gegen zwei Weltmeere.

Was überall das Land zwischen den Gebirgsketten und an den Meeren auszeichnet, das ist seine Fruchtbarkeit und Durchschnittenheit durch schiffbare Flüsse und Seen. Kein Land ist sowohl bewässert, wie Nordamerika, keines bietet so reiche Gelegenheit für den Kreislauf des Lebens. Und kein Land ermöglicht auf so angenehme Art den Zutritt zu den Schönheiten, dem Klima und den Erzeugnissen aller Zonen.

Auf diesem großen Schauplatz sehe ich verschiedene Staatengruppen von ungleichem Charakter und verschiedenen Lebensbedingungen auftreten, Gruppen, die jedoch durch die Bande der Sitten, der Sprache und Staatsverfassung, sowie durch den äußern und innern

Kreislauf des Lebens vereinigt sind. Zuerst kommen die Staaten Neuenglands mit den Abkömmlingen der Puritaner, den gesetzgebenden, erziehenden, rastlosen Vikingern und Helden des Friedenslebens.

Die Naturscenerie dieser Staaten erinnert an unsern skandinavischen Norden. Massachusetts hat Schwedens romantische Seen und durchbrochene Landschaften. New-Hampshire hat Norwegens Gebirgsthäler und weiße Berge.

New-York und Pennsylvanien, der Kaiserstaat und der Quäckerstaat, die sich eines milderen Klimas erfreuen, wetteifern miteinander in Bezug auf Volksmenge, Reichthum und Naturschönheiten. Flüsse und Thäler werden breiter, das Handelsleben wächst wie ein Riese.

Virginien und die beiden Carolina nebst Georgien und Florida im Südost bilden eine andere Staatengruppe mit den Söhnen der Cavaliere, mit Plantagen und Sklaven, Staaten mit einem starken konservativen Leben und von großer pittoresker Schönheit, aber noch ohne höhere Socialbestrebungen.

Diese nördlichen und südlichen Staaten liegen zwischen dem Alleghanygebirge, welches sie auch in sich aufnehmen, und dem östlichen Ocean.

Auf der andern Seite des Gebirges hast Du das Missisippithal und die Missisippistaaten, im Norden die jungen, freien mit freien Institutionen und steigender Bevölkerung von Deutschen und Skandinaviern, mit einem steigenden Licht- und Freiheitsleben; südlich davon Sklavenstaaten mit einigen großen Städten und in denselben eine prunkende Civilisation, aber im Uebrigen noch viel Wildniß und noch viel Rohheit, die sich mit all ihrer Baumwolle und all ihrem Zucker nicht verdecken läßt.

Westlich vom Missisippi geht der Unterschied zwischen den westlichen und südlichen Staaten weiter. Die

Arbeit der Kultur hat hier in neueſter Zeit begonnen. Um die Quellen des Miſſiſippi im Norden her findeſt Du noch die Feuer und Hütten der Indianer, und längs der rothen Flüſſe in Arkanſas und Louiſiana im Süden Moräſte und Heidenthum.

Weſtlich von dieſen Miſſiſippiſtaaten iſt Texas mit dem Rio Grande (oder Rio Bravo) als Grenze im Weſten, und dem mexikaniſchen Meerbuſen im Süden, ein ungeheures Territorium, an deſſen fruchtbaren Flüſſen die Fluth der Emigration ſich jetzt anzuſammeln beginnt. Sein oberer Theil erhebt ſich allmählig bis zur Gebirgsbildung und vereinigt ſich im Nordweſten mit der letzten Eroberung der Vereinigten Staaten, nämlich Neumexiko, das ſchöne Thalgründe im Oſten hat, weſtwärts aber ſich bis in die Felsgebirge hinein erſtreckt und in ihren Armen erſtarkt.

Zwiſchen dieſen Staaten und den Miſſiſippiſtaaten liegt das große Jagdrevier der Indianer, das myſtiſche Nebraska, zum größern Theil, wie ich mir habe ſagen laſſen, ein einförmiges Steppenland. Es erſtreckt ſich im Norden bis nach Kanada. Der wilde Miſſouri wirbelt hindurch in tauſend keilartigen Buchten. Da ſind große Prärien und auch große Flüſſe, Büffel und wilde Indianerhorden. Nur ein Theil dieſer ungeheuren Wildniß zwiſchen Miſſouri und Texas wird von einem friedlichen aufblühenden Indianerſtaat bewohnt, der einmal als ſelbſtſtändiger chriſtlicher Indianerſtaat in die große Union eintreten dürfte. (Dieß wäre für das nordamerikaniſche Volk eine ſchönere Eroberung, als Neumexiko und Texas.)

Kommen jetzt die Felsgebirge, eine Reihenfolge unregelmäßiger kühner Gebirgsformationen, merkwürdiger durch ihre fantaſtiſchen Bildungen und Maſſen als durch ihre Höhe. Weſtlich davon erſtrecken ſich die ſogenannten Pacifikſtaaten, Oregon (bis jetzt noch ein ungeheures Territorium) und Kalifornien, in deren

oberem Theil oder alta California der Mormonenstaat Deseret (oder Uta) an den fruchtbaren Ufern des großen Salzsees aufblüht, christlich in Bezug auf Glauben und Bekenntniß, hierarchisch in seiner Regierungsform.

Diese an der Küste des stillen Meeres entlang gelegenen Staaten, die von der hohen Bergkette Sierra Nevada durchbrochen werden, besitzen je nach ihrem Klima alle diejenigen Producte, die zwischen der Schneeregion und tropisch warmen Thälern erzeugt werden können.

Oregon ist reich an Lachsen und Wäldern; Kalifornien, wie alle Welt weiß, an Gold. Und jetzt sind wir an der Küste des Stillen Meeres und da dürfen wir vorderhand ein wenig ausruhen. Und es hat wohlgethan. Ich war nahe daran von der großen Promenade etwas müde zu werden. Die Nordamerikaner werden nicht ruhen, bevor sie die ganze südliche Partie ihres Welttheiles in die Union aufgenommen haben. Bereits sind sie an Panama mit ihren Eisenbahnen Kanälen, Handelsbuden, Häusern, Kirchen und Schulen. Und sie sprechen von dem Land zwischen Panama und dem Rio Grande, d. h. von ganz Centralmexiko mit der größten Ruhe: „Wenn dieß einmal unser wird, so u. s. w."

Ich will Dir von der Verfassung dieser Staaten, von ihren Institutionen und ihrem Verhältniß zur gemeinschaftlichen Regierung nicht erzählen. Du kennst schon lange besser, als ichs beschreiben kann, diese merkwürdige Staatsverfassung, welche nicht blos den Individuen, sondern auch Gesellschaften und Staaten ein so grenzenloses Feld und so starke Triebkraft zu freiem Wetteifer und freier Entwicklung verleiht. Ihre Bildung scheint mir mehr als irgend etwas Anderes zu beweisen, daß die Schicksale der Völker von der Hand der Vorsehung festgesetzt sind, bevor sie selbst darein eingreifen. Sie müssen den Plan der Vorsehung aus

führen, und bei ihnen handelt es sich blos darum, ob sie dieß gut oder schlecht thun.

So viel ist klar, daß die Stifter der amerikanischen Republik, Washington und seine Leute, keinen philosophischen Ueberblick über das Werk, das sie ausführten, und keine Ahnung von der Zukunft hatten, deren Grund sie legten. Sie folgten dem Wink der Nothwendigkeit. Sie thaten, was sie thun mußten. Aber sie wußten nicht, was sie thaten. Und lange wuchsen die Staaten wie die Lilien des Feldes im Sonnenschein Gottes, ohne zu wissen warum und wozu?

Erst nach einiger Zeit beginnt ein Theil von ihnen zum Bewußtsein der großen Mission zu erwachen, zu deren Ausführung sie berufen sind, und welche nichts anderes war, als die sociale und politische Befreiung des Menschen.

Diese starke Rührigkeit und Beweglichkeit im allgemeinen Leben, dieser beständige Umsatz von Beamten in allen Departements der Regierung, ihre Absetzbarkeit binnen der kurzen Zeit von höchstens vier Jahren hat ganz Europa die Köpfe schütteln gemacht, und ich vermuthe, Asien würde, wenn es gekonnt hätte, seine Achseln auf eine Art gezuckt haben, welche die chinesische Mauer umgestürzt hätte. Und es ist nicht ohne, daß viele weise Männer auch hier zu Lande über die eine und andere extreme Anwendung des Bewegungsprinzips bedächtlich die Häupter schütteln. So z. B. hörte ich in den jungen Missisippistaaten ernstlich über die Leichtigkeit klagen, womit den Emigranten, selbst wenn sie aus der rohesten Bevölkerung Europas bestehen, das Stimmrecht ertheilt wird. Nach einjähriger Niederlassung im Staat erhalten sie das Recht bei der Wahl von Beamten, die alljährlich ernannt werden, mitzustimmen. Daher die Gewalt niedriger und gemeiner Agitatoren, und daher für die besten Männer die große Schwierigkeit zur Regierung zu gelangen, denn die

besten Männer verschmähen die Bemühungen, welche die schlechteren nicht verschmähen, um populäre Kandidaten zu werden oder sich in einem Amt zu behaupten, das sie einmal erhalten haben.

Ich kann dieß indessen nicht wohl anders denn als einen Uebergangspunkt in der großen Volkserziehung, die hier beginnt, betrachten. Und Wisconsin besonders scheint mit Kraft die rechte Art erfaßt zu haben, wie man der Gefahr begegnen muß: durch großartige und gute Erziehungsanstalten für Jünglinge und Mädchen wird dem Staat hier eine lichte Zukunft bereitet, bei welcher die Besten das Ruder führen werden.

Ich reiste in den nordwestlichen Mississippistaaten just in der Zeit, wo die jährlichen Beamtenwahlen vor sich giengen. Diese Wahlakte und die Scenen, wozu sie führen, erscheinen mir als eine Art von politischem Spiel; und der Geist, welcher die Spielenden und Fechtenden auf diesem Felde treibt, ist oft nicht viel besser, als derjenige, der das Spiel in den ordinären Spielhäusern in Bewegung setzt. Die spielenden und wetteifernden Partheien, Whigs und Demokraten, scheuen sich zuweilen eben so wenig, den gegnerischen Kandidaten Püffe zu versetzen als ihre Plakate herabzureißen. Man schreibt in Zeitungen, man schmäht und lügt, man ruft über Verrath und Vaterlandsgefahr, man pflanzt Fahnen auf und hängt über die Straßen große Tafeln mit Warnungs- oder Mahnungsworten: „Hütet Euch vor den Whigs!“ — „die Demokraten sind Mordbrenner!“ — „Stimmt für die Whigs, die wahren Freunde des Vaterlands!“ — „Stimmet für die Demokraten, die Wahrer der Volksrechte!“ u. s. w. Je näher der Wahltag kommt, um so stärker wird die Agitation, um so heftiger das Geschrei, die persönlichen Schmähungen und Drohungen. Man sollte glauben, die Brandfackel könne jeden Augenblick in jede Stadt geworfen werden, die Union stehe im Begriff in Stücke

auseinanderzufahren, und sämmtliche Mitbürger werden einander in die Haare gerathen. Bei all dem mußte ich jedoch an die zwei Männer denken, die ich am Ufer des Hudson für ihre respektiven Dampfboote werben hörte, wobei jeder das des Andern auf alle mögliche Arten herunterſetzte und ſie einander mit zornigen Worten und drohenden Blicken zu zermalmen ſuchten, während ihr Mund ſich oft zu einem Lächeln zu verziehen ſchien, wenn ſie einander eine recht großartige Grobheit geſagt hatten. Ich erinnere mich, wie ich bei dieſer Scene Mr. Downing fragte: „Was bedeutet das?“ und wie er lächelnd antwortete: „Das bedeutet ganz und gar nichts. Hier iſt Oppoſition zwiſchen zwei Dampfbootlinien und dieſe Burſche ſpielen täglich die gleiche Rolle.“

Es iſt nicht ohne, daß vieles bei der großen politiſchen Wahlagitation dieſelbe Bedeutung hat. Der Wahltag kommt, die Wahlmänner und ihre Soldaten haben Bajonette in ihren Blicken und Worten. Die Wahlurne wird in den Kreis geſtellt, Alles verſtummt, die Zettel werden in ſtiller Ordnung hineingeworfen. Pauſe. Die Wahlurne wird geleert; die Wahlzettel werden geleſen und gezählt; die Wahl wird verkündet; die Beamten ſind auf ein Jahr oder zwei gewählt (der Gouverneur wird in einigen Staaten auf vier Jahre gewählt, wie der Präſident der Vereinigten Staaten, in andern blos auf zwei, wieder in andern blos auf ein einziges Jahr,) und Alles iſt geſagt; kein Menſch ſpricht ein Wort dagegen, ſondern jeder geht, bereit den neuen Obrigkeiten zu gehorchen, nach Hauſe und tröſtet ſich wie Jakob Ehrlich damit, daß er ein andermal vielleicht beſſer Glück haben werde. Raketen ſteigen am ruhigen Abend den ſiegreichen Kandidaten zu Ehren auf. Und die ganze Stadt geht zu Bette und ſchläft ruhig.

Es kommt mir vor, als ob dieſe Wahlagitation

wobei das Volk seine Denkkraft, sein Sprachvermögen oder wenigstens seine Fähigkeit, Acht zu haben und Reden zu halten, übt, einem Sicherheitsventil auf einem Dampfschiffe gliche, durch welches ein Theil des überflüssigen Dampfes hinausgelassen wird, um in der Luft zu verdunsten. Inzwischen will damit nicht gesagt sein, daß die Dampfkraft in der Staatsmaschine nicht besser angewandt werden könnte, und ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, daß das Volk der Vereinigten Staaten in Zukunft etwas mehr Festigkeit in seiner Regierungsweise erstreben werde, dadurch daß es den Beamten eine längere Frist setzt, dem wirklichen Talent einen größeren Wirkungskreis anweist und der Demagogie einen weniger freien Spielraum vergönnt.

Aber auch so wie es jetzt ist, will es mich bedünken, als ob in den Vereinigten Staaten kein größeres Talent und kein größerer Charakter Gefahr liefe, aus Mangel an einem Wirkungskreis, der seiner vollen Kraft entspricht, zu verkümmern. Den besten Beweis hiefür liefern wohl die ausgezeichneten Staatsmänner, Richter und Priester, die Jahr um Jahr fortgefahren haben, den Senat, die Richterstühle und Kanzeln des Landes zu zieren, und deren sich das Volk rühmt, wie monarchische Reiche sich ihrer Könige und Helden rühmen. Es sind hauptsächlich die Mittelmäßigkeiten oder die halbfertigen Talente, die in die starke Kreisbewegung hineingezogen werden und darin hinauf und hinabkommen, bis sie die nöthige Kraft oder Fertigkeit gewonnen haben, auf irgend einem Punkte festzustehen.

Es gibt noch ein anderes Bewegungsprinzip, das mir in den Vereinigten Staaten als eine mehr schaffende oder wenigstens organisirende Macht erscheint: nämlich das Associationsprinzip. Die Association, die bereits in der Föderativverfassung der Staaten — einer Association von Staaten mit gemeinsamer Grundlage oder Verfassung — begründet ist, lebt als ein Grundzug im

Leben des Volkes fort. Dieses Volk associrt sich so leicht, wie es athmet. Sobald irgend ein Interesse, irgend eine Frage im Staat auftaucht und die allgemeine Theilnahme in Anspruch nimmt, wird sogleich eine Versammlung oder ein Convent ausgerufen, um die Sache in Betracht zu ziehen. Alsbald fliegen von allen Enden der Stadt oder des Staates, oder von allen Staaten in der Union auf den Fittigen des Dampfes alle diejenigen, die sich für die Frage oder Sache interessiren, nach dem bestimmten Versammlungsplatz, am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde. Schnell füllen sich die Hotels und die Kosthäuser in der Stadt. Man kommt im großen Versammlungssaale zusammen, man schüttelt sich die Hände, man macht Bekanntschaften, man hält Reden, man stimmt, man faßt Beschlüsse . . . und sogleich werden Reden und Beschluß unter die Presse gelegt. Und durch die ganze Union fliegt auf den Schwingen von 1000 Tagblättern, was die Versammlung beschlossen hat. Diese Beschlüsse können übrigens zuweilen auch blos die Ausdrücke verschiedener Meinung sein; — (z. B. man hält Entrüstung-Meetings dinignation-meetings, wenn man einen starken Tadel über öffentliche Männer oder Handlungen aussprechen will) — immerhin ist es bewundernswürdig, mit welcher Fertigkeit, mit welchem Savoir faire dieses Volk in seiner Selbstregierung zu Werke geht und wie entschieden und rasch es von der Berathung zum Entschluß schreitet. *) In den stark bevölkerten freien Staaten ge-

*) Einen glänzenden Beweis von diesem Savoir faire in der Selbstregierung liefert dermalen die Staatsorganisation Kaliforniens. Im Verlauf etlicher Jahre sind die wildesten Abentheurer aus allen Ländern und

hören Versammlungen im Interesse gewisser Gewerbe, wie z. B. landwirthschaftliche Versammlungen, zur Tagesordnung. So hört man jetzt von Industriecongressen in New-York sprechen, wo die Gewerbsgenossen von gewissen miteinander verwandten Gewerben jeden Monat zusammenkommen; und in den jungen Staaten Michigan und Illinois werden bereits landwirthschaftliche Messen gehalten, wo die Landwirthe des Staates die reichen Erzeugnisse des Landes vorweisen.

In Cincinnati wie in New-York und in den großen dazwischenliegenden Handelsstädten Pittsburg, Harrisburg u. s. w. haben die mechanischen und merkantilischen Vereine ihre Versammlungshäuser oder Versammlungssäle, Bibliotheken und Gilden auf großem Fuß. Die Vereine stehen auf dieser Linie mit einander in Verbindung. Ein Arbeiter z. B., der in den östlichen Städten keine Arbeit findet, wird durch den Verein zu seinen Mitgliedern in den westlichen Städten befördert und durch diese allenfalls noch weiter im Westen, wo sich für alle fleißigen Hände Arbeit im Vollauf findet.

Das Leben in diesem Lande braucht nicht stille zu stehen oder zu verfaulen. Die Gefahren liegen in einer andern Richtung. Aber der freie Verein ist offenbar ein ordnendes und schützendes Lebensprinzip,

---

Völkern der Welt in der Wuth des Goldfiebers dorthin gestürzt. Aber die besten vom Volke schloßen sich zusammen, organisirten Vertheidigung, Gesetzgebung und bürgerliche Ordnung, und Kalifornien, das sehr schnell zu einer Bevölkerung von 200,000 Seelen anwuchs, steht jetzt als ein vollkommen geordneter Staat im Kreis der freien Staaten der Union. Auch die Chinesen, die zu Tausenden nach Kalifornien geeilt sind, ordnen sich und leben in friedlichen Gesellschaften unter der mächtigen Hand der Angloamerikaner.

berufen den umherschweifenden Atomen, den losgelassenen Elementen Gesetz und Mittelpunkt zu geben.

Unter verschiedenen dramatischen Versammlungen und Scenen, worin Menschen- Natur- und Volksleben sich auf der Erde der neuen Welt aussprechen, will ich die kleinen Socialistenstaaten nennen, welche die Gesellschaft zu regeneriren beabsichtigen, (die aber alle minder gute Geschäfte machen, mit Ausnahme des Shäkerstaates, der keine Kinder hat) die tanzenden Shäker, die stummen Quäckerversammlungen, die redseligen Antisklavereiversammlungen, die religiösen Feste (Campmeetings) Nachts in den Wäldern und die Taufscenen an den Flüssen, schön und bedeutungsvoll besonders, wenn sie den Kindern Afrikas gelten. Versammlungen für die Rechte des Weibes, wo Weiber sowohl als Männer auftreten und für die bürgerlichen Rechte des Weibes sprechen, habe ich noch nicht besucht, werde jedoch die erste beste Gelegenheit hiezu benützen. Sie sind zuerst in Ohio aufgekommen, werden aber hauptsächlich in den Staaten Neuenglands fortgesetzt — von Vielen bespöttelt und lächerlich gemacht, von Vielen hinwiederum besucht und hochgehalten. Sie bilden auch einen merkwürdigen Auftritt in dem großen Drama, das hier aufgeführt wird, denn alles was in Europa gebunden lebt, das kommt in Amerika zur Freiheit, nimmt eine Form an, baut eine Kirche, schließt einen Verein, gibt sich einen Namen, spricht sich aus und erhält Gehör, Prüfungszeit, Untersuchung und Urtheil, d. h. Zeit und Gelegenheit zu steigen oder zu fallen, je nachdem sein Gehalt und seine Kraft bestellt sind. Zu diesem Dramatischen und Pittoresken im Leben Amerikas gehören auch die Scenen aus dem Leben der Indianer und Neger auf seiner Erde, die wilden Tänze der ersteren auf den Prärien des Westens, die sanften Gesänge der letzteren in den duftreichen Wäldern des Südens.

Die amerikanische Regierung hat sich in Bezug auf die Indianer viele Vorwürfe zu machen. In den letzten Zeiten ist jedoch diese Behandlung gerechter und milder geworden. Man kauft ihr Land, man bringt die Leute mit guten Manieren und mit Geld hinaus. Man erläßt Verbote gegen die Einführung starker Getränke unter ihnen und man begünstigt das Missionswerk, das ihnen Christenthum und Civilisation bringt. Es richtet jedoch nicht viel aus. Die rothen Männer, die sich als die gelungensten Schöpfungen des großen Geistes betrachten, ziehen sich in die Wildniß zurück und — sterben. Nur ein kleines Häuflein ist zu dem Glauben, den Sitten und der Regierungsform der Weißen übergegangen.

Größer sind die Fortschritte des Christenthums bei der Negerrasse. Die Lehre von dem Erlöser gilt den Negersklaven als die Erfüllung des innersten Bedürfnisses ihrer Seele. Sie predigen selbst mit der reinsten Freude davon. Ihr warmes Gefühlsleben erhält von dieser Lehre seine schönste Verklärung. Diese Menschen haben eine ganz eigenthümliche und ungewöhnliche Fähigkeit zu beten. Ihr Gebet flammt, während es zum Himmel emporsteigt. Die Kinder der heißen Sonne werden uns durch ihre Gebete noch die Macht des Gebets kennen lehren.

Während des Kampfes, der in den freien Staaten für die Aufhebung der Sklaverei ausgefochten wird, haben die Freunde der Sklaven sich in zwei Lager getheilt. Das eine will unmittelbare Emancipation und sodann allgemeine Erziehung, das andere will stufenweise Befreiung und Kolonisirung der Freien auf der Küste Afrikas. Der Staat Ohio hat diesen letzteren Weg eingeschlagen und neuerdings ein bedeutendes Stück Land auf der afrikanischen Küste aufgekauft, um daselbst ein afrikanisches Ohio von freien Negern zu organisiren.

In den freien Staaten wird für den Unterricht und die geistige Emporbringung viel gethan. Ich kann mich jedoch nicht überzeugen, daß die Amerikaner dabei auf die rechte Art zu Werke gehen. Sie suchen diesem von ihnen so verschiedenen Menschenstamm ihre eigenen Formen und Einrichtungen aufzuerlegen. Wenn ich die wilden Negerkinder in ihren Schulen gleich den Kindern der Weißen an Schemel und Pult gefesselt sehe, so will es mich bedünken, als ob dieß eine wahre Sünde wäre. Ich habe die Ueberzeugung, daß diese Kinder ihre Lektion stehend oder tanzend unter Spielen und Gesängen lernen und daß sie ihren Gottesdienst unter Gesang und Tanz verrichten sollten. Und ich stehe dafür, daß ihre Gesänge und Tänze mehr Leben, Schönheit und Sinn haben würden, als die des Shäkerstaates. Aber wer wird sie so lehren? Nur ein Neger kann Neger lehren, nur ein Mann vom Volke kann Befreier des Volkes in der höchsten Bedeutung des Wortes werden.

Aber dieses gefangene Israel wartet noch auf seinen Moses.

Was die Befreiung dieses Volkes aus der Gefangenschaft bedeutend erschwert, das ist sein gänzlicher Mangel an Nationalgeist. Schon in Afrika in Stämme abgesondert, die sich gegenseitig bekriegen und in die Sklaverei abführen, hat es viele Mühe, umfassendere Interessen als die der Familie und die des Lokalstaates zu begreifen. Ich habe mit mehreren freien Männern aus diesem Volke, die in guten Umständen hier leben, wie auch mit etlichen jungen Mulatten, die im Oberlinschen Institut in diesem Staat studirt und sich das Doktorsdiplom erworben haben, gesprochen und sie für die Interessen ihrer gefangenen Brüder und besonders für die Colonisation in Liberien äußerst lau gefunden. Friedrich Douglaß ist unter ihnen noch der einzige kräftige Kämpfer für die Sache des Volkes.

Aber wenn Etwas bei ihnen ein umfassenderes Gefühl für das ganze Volk erwecken kann, so ist es sicherlich die gemeinschaftliche Sklaverei auf amerikanischem Boden und vielleicht mehr als irgend etwas Anderes in diesem Augenblick die Bill, welche die Auffangung flüchtiger Sklaven in freien Staaten gestattet. Dieser Gedanke erwachte in mir in den letzten Tagen bei einem Besuche in einer freien Negerkirche, wo ich bei dem Negerprediger und der ganzen Gemeinde nicht über mangelndes Interesse für die Sache des Volkes klagen konnte.

Ich hatte Vormittags eine Negerbaptistenkirche besucht, die der episkopalen Confession angehört. Es waren wenig Leute da, und die Gemeinde bestand aus der Negeraristokratie in der Stadt. Die Haltung beim Gottesdienst war still und gleichsam ein wenig vornehm — kurz langweilig. Aber der Gesang war rein und schön. Die Predigt von der Liebe ohne Prahlen, wie schwer sie zu gewinnen, wie unmöglich sie ohne Gottes Einwirkung und Mittheilung seiner Kraft sei, war vortrefflich.

Der Prediger war ein hellfarbiger Mulatte mit den Zügen der weißen Rasse, ein Mann von vielem gesunden Verstand und sehr guten Manieren, dessen Bekanntschaft ich schon in meiner Cincinnatiheimath gemacht hatte.

Nachmittags ging ich in die afrikanische Methodistenkirche in Cincinnati, die in dem Stadtviertel Afrika liegt. In dieser Gegend wohnt die Mehrzahl der freien farbigen Bevölkerung in der Stadt. Auch trägt das Quartier sichtliche Spuren davon. Straßen und Häuser haben zwar die angloamerikanische Regelmäßigkeit; aber zerbrochene Fenster und Lumpen, die vor ihnen heraushängen, kurz ein gewisses verwahrlostes, schoflos Aussehen der Häuser sowohl als der Straßen, verkünden das Regiment der Kinder

Afrikas. In der afrikanischen Kirche fand ich afrikanische Wärme und afrikanisches Leben. Das Haus war übervoll. Die Gemeinde sang ihre eigenen Hymnen. Der Gesang erhob und bewegte sich wie ein melodischer Sturm, und die Köpfe, die Ellbogen der Versammlung, Alles bewegte sich im Takt dazu, unter sichtbarem Entzücken und Jubel im Gesang, der an und für sich ausgezeichnet war durch Reinheit und melodisches Leben.

Hymnen und Psalmen, welche die Neger selbst dichten, haben einen eigenthümlich naiven Charakter, kindlich, bilderreich und voll Leben. Ich theile Dir hier eine Probe davon aus einem ihrer beliebtesten Kirchenlieder mit:

„Was ist das für ein Schiff, das hier am Ufer liegt?
O Jubel, Hallelujah!
Das alte Schiff Zion, Hallelujah!
Das alte Schiff Zion, Hallelujah!
Ist sein Mast stark und fest, ist sein Holz ganz gut?
O Jubel, Hallelujah!
Es ist aus Bibelholz gebaut, Hallelujah!
(bis)
Welche Art von Mannschaft hat es wohl an Bord?
O Jubel, Hallelujah!
Treuherzige Soldaten, Hallelujah!
(bis)
Wer ist der Kapitän, den es an Bord hat?
O Jubel, Hallelujah!
König Jesus ist der Kapitän, Hallelujah!
(bis)
Glaubt Ihr, daß er uns an Land zu führen vermag?
O Jubel, Hallelujah!
Ich glaube, daß er es vermag, Hallelujah!
(bis)

Viele Tausende hat er geführt und kann er noch ans
Ufer führen,
O Jubel, Hallelujah! u. s. w."

Nach den Gesängen, die von keiner Orgel geleitet wurden, die aber wie brennende melodische Seufzer aus der Versammlung aufstiegen, erschien der Prediger auf der Kanzel. Er war ein sehr schwarzer Neger, noch jung, mit stark zurückgebogener Stirne und der untere Theil des Gesichtes ziemlich stark hervortretend; im Ganzen von minder gutem Aeußeren. Aber er begann zu sprechen; die Versammlung hing an seinen Lippen, und ich mußte seine fließende Beredtsamkeit bewundern Er ermahnte die Gemeinde, die gegenwärtige Noth ihrer Brüder zu bedenken, für die flüchtigen Sklaven zu beten, die jetzt in großen Schaaren ihre erworbenen Wohnungen verlassen und außer Land Schutz gegen gesetzliche Gewalt und gesetzliche Ungerechtigkeit suchen müssen; er mahnte sie auch zum Gebet für das Volk, das in seiner Blindheit solche Gesetze erlassen und die Unschuldigen unterdrücken konnte. Diese Ermahnung wurde unter lauten Stoßseufzern und heftigen Klagerufen aufgenommen.

Hierauf verkündete der Prediger den Tod der Schwester Bryant, erzählte von ihrem christlich schönen Ende und wandte auf sie die Worte der Offenbarung über diejenigen an, die aus großer Betrübniß kommen *). Die Bedeutung des Leidens auf Erden, die herrliche Gruppe der Kinder des Leidens in ihrer Erlösung und ihren Lobgesängen, auf so eigenthümliche und großartige Art dargestellt in den Blättern der Schrift, wurde von dem Negerprediger in volles Sonnenlicht gehoben und auf eine Art aufgefaßt, wie ich

*) Kap. 7. V. 9. u. f.

sie noch niemals von Predigern der weißen Race aufgestellt gehört habe. Hierauf verlor er sich beinahe in Gebeten um den trauernden Wittwer und die Kinder mit ihren „aufblühenden kleinen Seelen." Dann kam die eigentliche Predigt; der Prediger richtete an die Versammlung die Frage: „Ist Gott mit uns? — Ich spreche von unserer Nation, meine Brüder; ich habe es auf unsere Nationalität abgesehen. Laßt uns die Sache untersuchen."

Sehr sinnreich zog er jetzt eine Parallele zwischen der Gefangenschaft der Israeliten in Egypten und der Gefangenschaft der Neger in Amerika, sowie den Prüfungen, durch welche die Vorsehung ihre besondere Fürsorge für das auserkorne Volk beweise. Nachdem er die Schicksale der Israeliten unter Pharao und Moses geschildert, ging er zur Betrachtung der Schicksale des Negervolks über. „Wie sollen wir wissen, ob Gott mit uns ist? — Laßt uns die Sache also betrachten."

Mit kühnen Zügen wurde das Gemälde eines in Sklaverei geführten Volks entworfen, das auf alle Weise unterdrückt wird, aber nichts destoweniger wächst und sich vermehrt, sich aus der Sklaverei frei kauft (lautes Ja, Ja, o Jubel! in der Kirche), Land kauft (Freudenrufe), immer größeres und größeres Land (laute Ausrufungen), Häuser baut, große Häuser, immer größere und größere Häuser (Jubelrufe und Gestampfe), Kirchen baut (noch stärkere Ausrufungen), immer mehr und größere Kirchen (immer stärkere Ausrufe, Bewegungen, Gestampfe, Händeklatschen), ein Volk, das beständig zunimmt an Anzahl, Kraft, Wohlstand und Verstand, so daß das herrschende Volk im Lande zu erschrecken beginnt und zu sagen: sie werden zu stark für uns, laßt uns sie nach Liberien hinüberschicken! (Starke Gährung und Bewegung). Es will also scheinen, daß Gott mit uns sei. Laßt uns ihn

nicht verleugnen, denn er wird uns aus der Gefangenschaft führen und zu einem großen Volk machen! Ungeheures Entzücken und Freudenrufe, Amen! Ja, ja, o Jubel! u. s. w. Die ganze Versammlung war mehrere Minuten lang wie eine sturmbewegte See. Der Vortrag des Predigers war ein brausender Strom von natürlicher Beredtsamkeit gewesen. Ich bezweifle jedoch, ob sein Patriotismus sich weit über die Stunde der Ergießung und seine Kanzel hinaus erstreckte. Ein neuer Moses war er nicht. Dem alten Moses wurde das Reden schwer. Er war ein Mann der That.

Diese Predigt war inzwischen die erste Negerpredigt, worin ich ein bestimmtes Bewußtsein der Nationalität sich Bahn brechen hörte. Die Bill gegen die geflüchteten Sklaven mag wohl auf ihrer Hut sein, zu was sie noch führen kann.

In Bezug auf den letzten Ausfall des Negerpredigers gegen Liberien ist zu bemerken, daß die Negerbevölkerung in Ohio im Allgemeinen gegen die Negerkolonisation in Afrika ist und die Bemühungen der Weißen für dieselbe mit argwöhnischen Blicken betrachtet. Unglücklicher Weise soll das Klima in Liberien durch die beständigen Regen so ungesund sein, daß der Verdacht begründet erscheint. Dieß ist ein wahres Unglück für die dort heranwachsende Kolonie, welche sonst durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes rings umher und durch seinen Reichthum an tropischen Gewächsen begünstigt ist. Die liberische Kolonie nimmt inzwischen, wenn auch nicht schnell, zu an Volksmenge und Handel, sie wird von selbstgewählten Beamten regiert, hat Kirchen, Schulhäuser, ein Staatshaus, Druckerpressen, Waarenmagazine und Buden. Sie hat zwei beginnende Städte. Commodore Perry in seinem Bericht über den Zustand der amerikanisch-afrikanischen Kolonie beschreibt die Niederlassung in Monrovia als besonders verheißungsreich für den

Handel und sagt, daß man sich von der Niederlassung auf dem Cap Palmas sehr viel für den Ackerbau versprechen dürfe. Man sagt übrigens, daß die Neger in der Kolonie weit mehr Lust zum Kleinhandel zeigen als zum Ackerbau. Und diese Neigung scheint überall in allen Küstenkolonien bei den Negern vorzuherrschen. „Einige dieser Kolonisten sind durch diesen Kleinhandel vermöglich geworden, während Andere blos einen anständigen Lebensunterhalt damit gewinnen. Aber," fügt der Commodore hinzu, „es ist erfreulich, die Comforts zu sehen, womit der größere Theil dieser Menschen sich umgeben hat; viele von ihnen haben Bequemlichkeiten, welche den ersten Ansiedlern in Nordamerika unbekannt waren. Von Mangel scheint man bei ihnen nichts zu wissen. Wenn einige leiden, so muß dieß in Folge ihrer eigenen Faulheit geschehen.

„Auf Cap Palmas hatte ich Gelegenheit, die kleinen Farms der Kolonisten und ihre urbar gemachten Felder zu sehen. Diese Zeugen von bedeutender Arbeit begannen allmälig das Ansehen von wohlbebautem Lande zu gewinnen. Die Wege in der ganzen Niederlassung sind merkwürdig gut, wenn man die Jugend der Kolonie und ihre geringen Mittel in Betracht zieht.

„In allen einzelnen Niederlassungen werden die Gesetze treu eingehalten; die Sitten des Volkes sind gut und die Gesellschaft scheint stark von religiösen Gefühlen belebt zu sein.

„Gouverneur Roberts von Liberien (ein hellfarbiger Mulatte) und Gouverneur Rußwurm von Cap Palmas sind verständige, achtungswerthe Männer, und wir haben in ihnen unwiderlegliche Beweise für die Fähigkeit des farbigen Volkes zur Selbstregierung.

„Das Klima Westafrikas darf nicht als ungesund für die farbigen Kolonisten betrachtet werden. Alle müssen, bevor sie akklimatisirt sind, das Fieber über sich ergehen lassen. Aber seit bequeme Wohnungen er-

baut sind und die Kranken gut gepflegt werden können, hat die Anzahl der Todten bedeutend abgenommen. Ist die Krankheit einmal glücklich überstanden, so findet der Kolonist ein Klima und eine Luft, die seiner Constitution zusagen. Nicht so verhält es sich mit dem weißen Menschen. Für ihn ist ein Aufenthalt von wenigen Jahren auf dieser Küste beinahe der sichere Tod.

„Das Experiment der Vereinigten Staaten, auf dieser Küste eine Kolonie für die freie farbige Bevölkerung zu gründen, ist weit besser gelungen, als Viele erwartet hatten, und ich wage vorherzusagen, daß die Abkömmlinge der gegenwärtigen Kolonisten bestimmt sind, ein verständiges und wohlhabendes Volk zu werden."

Ein weißer amerikanischer Arzt, der sechs Jahre in Liberien zugebracht hat, gibt den Betrag des Handels-Importes des jungen Negerstaates auf 120,000 Dollars jährlich an und nimmt für den Export ungefähr dieselbe Summe. „Der Handel unseres Landes mit Afrika — so wird in diesem Jahr (1850) in Amerika geschrieben — gewinnt mit jedem Tag eine höhere Bedeutung.

Die liberische Kolonie soll ihre Herrschaft gegenwärtig auf 10,000 Personen erstrecken.

Die englische Kolonie in Sierra Leone, die älter und mächtiger ist, zählt 40,000 Personen.

Es sieht aus, als sollten Liberien und Sierra Leone Pflanzschulen werden, aus welchen Afrikas neue Kultur und schönere Zukunft hervorgehen werden. Aber ich kann nicht anders glauben, als daß diese Pflanzen aus dem fremden Land zuvor eine Metamorphose über sich ergehen lassen, d. h. mehr afrikanisch werden müssen.

Hätte ich Zeit und Geld genug, so würde ich übers Jahr nach Liberien hinüberfahren. Aber wohin

möchte ich nicht reisen! Was möchte ich nicht sehen von Allem, was auf der großen, weiten Erde Bedeutsames in der Natur und dem Volksleben vorhanden ist! Die ganze Erde möchte ich mein nennen. Warum ist das Leben so kurz?? . . .

Cincinnati, den 29. November.

Gestern wurde hier das Dankfest (Thankgivings) gefeiert, eines der wenigen Nationalfeste der neuen Welt und ein Fest, das von allen Völkern gefeiert werden sollte, als eines der würdigsten für eine edle und hellsehende Menschheit. Es wird an einem Werktag gefeiert, der dadurch zum Festtag gemacht wird. Ich war Vormittags in der Baptistenkirche. Der Priester, ein talentvoller Mann, nahm nächst der Danksagung für allgemeine und Privatwohlthaten, die aufgezählt wurden, die Sklavereifrage in den Vereinigten Staaten zum Text. Man habe ihm vorgeworfen, daß er es nicht wage, sich über diesen Gegenstand auszusprechen. Er wolle den Verdacht von sich abwälzen und beweisen, daß er keine Furcht kenne. Er verurtheile die Sklaverei und beklage ihre Einführung in Amerika. Aber er verurtheile auf gleiche Weise das Benehmen der Abolitionisten. Diese haben die Stellung erschwert, sie haben die Emancipation innerhalb Amerikas unmöglich gemacht. Der Prediger meinte, es seien nie weniger Aussichten für Aufhebung der Sklaverei vorhanden gewesen, als eben jetzt. Nie haben die Staaten des Südens mit festerer Hand die Sklavenkette ergriffen. Durch Drohungen und Trotz

seien Drohungen und Trotz erzeugt worden. Der Redner setzte seine Hoffnung darauf, daß das Christenthum die afrikanische Race emporbringen werde, und dieß, sowie die Kolonisation freier christlicher Neger auf Afrikas Küste betrachtete er als die einzigen zuverläßigen Mittel zur allmähligen Abschaffung der Sklaverei. Nach einigen interessanten Notizen über die Produkte Afrikas und die Ertragfähigkeit der freien afrikanischen Arbeit im Verhältniß zur Sklavenarbeit, sowie über die Mittel des heranwachsenden Liberiens eröffnete er eine poetisch schöne Aussicht auf die mögliche Zukunft der äthiopischen Race in ihrem Mutterland, dem mystischen, warmen Afrika.

Ich bin dem Redner mit tiefstem Interesse gefolgt. Das Ende seines Vortrags rief eine Vision in mir hervor.

Ich sah das mystische warme Afrika mit dem Berg des Mondes und mit dem Nil und den Pyramiden, und tropische Wälder wimmelnd von der Fülle des Thierlebens und des Pflanzenlebens zu neuem Leben erstehen; ich sah Asien mit seiner uralten Weisheit und seinen alten, halbversteinerten Staaten; Europa mit seiner Mannigfaltigkeit von lebensvollen, eigenthümlich ausgeprägten Reichen und Völkern; ich sah Amerika, die jüngste, aber bald mächtigste der erwachsenen Töchter der Erde mit seinen neuen aus dem Morgenthau eines neuen Lebens erzeugten Menschen; ich sah Australien mit seinen Kolonien von verlorenen, aber der Verzeihung gewürdigten Söhnen wieder ins Vaterhaus aufgenommen; ich sah die Welttheile alle sich von Neuem aufrichten im Namen des Friedensfürsten, alle sich wie noch nie auf Erden vereinigen im Lobgesang auf die Geburt des Gottessohnes: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden!“

Ein Strom von Thränen brauste durch die Kirche, die Worte des Lobgesanges tragend. Ich erkannte den

mächtigen herrlichen Chor wieder. Ich hatte ihn vorher gehört, wo, wußte ich nicht. Aber es schien mir, als sei er die Seele aller Lobgesänge auf Erden.

Es war die schwedische Messe: „Danket und lobpreiset dem Herrn u. s. w," die vom Chor der Kirche gesungen wurde. Ich hatte diese Freude einem Landsmann zu verdanken, welcher Direktor des ausgezeichneten Sängerchors an dieser Kirche ist. Als die Versammlung sich erhob und im Gesang meines Heimathlandes ihr Hallelujah anstimmte, da sang sie auch für mein Volk und für alle Völker auf Erden. O das war herrlich! Aber singen konnte ich da nicht.

Ein schöneres Dankfest habe ich nie gefeiert und nie werde ich diese Stunde vergessen.

Ich muß noch einige Worte von dem Staat und der Stadt hinzufügen, wo ich dermalen als glücklicher Gast weile. Der reiche, schöne Ohio sitzt wie das Herz in der großen Staatengruppe zwischen dem östlichen Meere und dem Missisippi. Und obschon dieser Staat zu den jüngeren in der Union gehört, so bemerke ich doch, daß sich hier ein centraleres Leben bewegt, als in den Staaten, die ich bisher besucht habe. Es scheint mir, als wolle man hier mit vorurtheilsfreiem Sinn allen Kräften und Richtungen in der Menschennatur ihr Recht anthun und Jedem den gebührenden Antheil am Leben und Blut des Herzens zukommen lassen. Zu den Phänomenen dieser Art zähle ich das medizinische Collegium dahier, das unter der Direktion eines geistreichen jungen Mannes, des Doktors J. Buchanan steht, und worin Allöopathie,

Homöopathie, Hydropathie und die sogenannte botanische Medizin als natürliche Methoden in der Gesundheitslehre der Natur, alle bei gewissen Krankheiten und Umständen dienend, alle nothwendig in einer umfassenden Gesundheits- und Krankheitslehre, aufgenommen und studirt werden.

Buchanan machte den Menschen zum Ziel und zum Mittelpunkt des Universums. In dem Menschengehirn erblickt er den Centralorganismus des Menschen und sieht von da eine unendlich herrliche Zukunft ausstrahlen, wo all die unendlichen Möglichkeiten, die noch darin ruhen, sich zu Leben und Harmonie auf der Erde und im Weltall entwickeln werden. Unter täglicher angestrengter Arbeit und vielfachen Bekümmernissen ruht er glücklich in dieser Anschauung wie im Sabbathfest seines Geistes.

Zu Erscheinungen dieser Art rechne ich ferner die Oberlin'sche Schule, wo farbige sowohl als weiße Jünglinge und Mädchen all die Gegenstände, die auf den amerikanischen Akademieen gelehrt werden, studiren und sich das Doktor-Diplom erwerben können.

Ich rechne dazu ferner Bücher und andere Meinungsäußerungen von vielen ausgezeichneten Männern, die eine mehr ganze und den ganzen Menschen umfassende Erziehung sowohl für Weiber als Männer anstreben, als bisher üblich gewesen.

Cincinnati, die Königin des Westens, die am Ufer des schönen Flusses (Ohio) sitzt, im Hintergrund von Höhen umgeben, wie eine Königin von Hofdamen, ist eine kosmopolitische Stadt und umfaßt in ihrem Schooß alle Arten von Bevölkerung, Kirchen und Religionssekten. Die Deutschen bilden einen bedeutenden Theil der Einwohnerschaft, die sich jetzt auf 120,000 Seelen beläuft, und die Deutschen sind auch hier wie in dem alten Deutschland gemüthlich, trinken Bier, treiben Musik und stellen ihre Be-

trachtungen an über die Weltgeschichte. Ich habe neuerdings ein Büchlein mit diesem Titel von einem hier ansäßigen Dr. Pulte erhalten. Die Königin des Westens läßt alle ihre Bürger philosophiren, sprechen und schreiben, so viel sie wollen. Sie ist die freisinnigste Königin in der Welt.

Im Schulwesen steht Ohio den nordöstlichen Staaten noch nach. Aber man arbeitet so gut als möglich an seiner Entwicklung. Als ich eine der Bezirksschulen für Knaben in Cincinnati besuchte, sagte man mir, indem man mich in einen der Lehrsäle führte: „Dieß ist unsre bestdisciplinirte Schule. Hier braucht man niemals eine körperliche Züchtigung anzuwenden.“ Ich sah ein blasses, noch junges Frauenzimmer von sanftem Ansehn auf dem Katheder stehen, mit milder Gewalt dreißig bis vierzig wilde kleine Republikaner regierend. Die Elementarschulen sowohl für Knaben als Mädchen werden von Lehrerinnen besorgt. Man glaubt, daß sie für die Unterweisung der ersten Jugend mehr Geschick haben als männliche Lehrer. Sie bekommen eine Jahresbesoldung von 300—500 Dollars je nach der Tüchtigkeit, die sie in ihrem Beruf entwickeln. Mit großem Vergnügen hörte ich hier eine Lektion an, worin die kleineren Kinder gelehrt wurden, daß man die Thiere mit Güte und Gerechtigkeit behandeln müsse. Sie mußten aus dem Gedächtniß Geschichten erzählen, worin Bosheit gegen die Thiere ihre gebührende Strafen fand. Ich weiß nicht, ob man in unsern Schulen solche Lektionen hat. Aber das weiß ich, daß man ihrer wohl bedürfte.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten in Cincinnati zeichnet sich die Sternwarte aus, die durch das Genie und den Eifer eines Privatmanns, des Professors O. M. Mitshell zu Stande gebracht wurde. Die Entstehungsgeschichte dieser schönen Sternwarte,

die zum ersten Rang gehört, verdient bekannt zu werden, um einen richtigen Maßstab davon zu geben, was die Kraft und die Begeisterung eines einzelnen Mannes in der neuen Welt vermag und auf welche Art er das große Publikum für eine Wissenschaft interessiren kann, die er populär zu machen versteht. Es ist der Sieg des Genies, aber auch der Geduld und des beharrlichen Willens. Es gereicht dem Manne, aber auch der Volksmenge zu großem Ruhm. Inzwischen würde mich diese Erzählung zu weit führen.

Auch die Künste haben in Cincinnati aufzutreten begonnen. Aber dieß ist doch noch immer ein bloßer Anfang. Die Stadt selbst ist erst sechzig Jahre alt. Es ist ein Künstlerverein, dessen Ausstellung ich ein paar Mal besucht habe. Es sind einige gute Gemälde da. Keines hat sich meinem Gedächtniß so stark eingeprägt, als ein kleines humoristisches Gemälde, das drei große — Schweine sehr natürlich vorstellt. Sie sitzen auf den Hinterfüßen unter einem Felsstück mit der Inschrift: Speckö1 und sehen mit bedächtlichen Blicken auf einen ihrer Mitbrüder herab, der einen todten Wallfisch am Meeresufer angreift. Weiter draußen sieht man das große Meer. Dieses gut gemalte und humoristisch ausgedachte Bildchen hängt zwischen zwei Gemälden, welche die „Liebe der Engel" zum Gegenstand haben. Aetherische Gestalten schweben über klare Seen hin und begegnen einander auf grünen blumenreichen Ufern. Der Contrast zwischen diesen poetischen Bildern und der Prosa des ersteren könnte kaum größer sein. Nur Schade, daß sie in Bezug auf Ausführung dem prosaischen sehr nachstehen. Unser Södermark würde dem letzteren den Preis zusprechen. Das würde auch ich thun, aber ich möchte das Gemälde nicht in meinem Zimmer haben; weit lieber doch diese Engelspoeme mit ihren freundlichen Ahnungen.

Die schönen Künste haben bis jetzt in den Vereinigten Staaten wenig Aufmunterung erhalten, sei es nun, daß keine ausgezeichnete Talente aufgetaucht sind, oder was ich eher glauben möchte, daß dem Volk im Allgemeinen der Kunstsinn abgeht. Ich habe viel von einem amerikanischen Maler Namens Alston als einem der größten Künstler erzählen und seine Werke höchlich preisen und bewundern gehört. Gleichwohl lese ich in einem Brief des edlen alten Channing folgende Worte:

„So lange ich Männer wie Alston am Nothwendigsten Mangel leiden sehe, fühle ich, daß ich kein Recht habe, mir den Ueberfluß des Lebens zuzueignen."

Und von meinen Freunden Springs hörte ich, daß ein junger Landschaftsmaler in New-York, ein unverkennbares Talent und liebenswürdiger Charakter, neulich sich mit seiner jungen Frau berieth, wie sie ihre Haushaltung für sich und ihre zwei kleinen Kinder aufs beste bestellen sollten. Sie kamen endlich dahin überein: die beste Art hauszuhalten sei für sie — zu sterben! — und dieß in der jungen reichen Welt! Die Gemälde dieses jungen Künstlers sind jedoch von der Art, daß man in jedem amerikanischen Hause gerne eines davon sehen würde.

Die Bildhauerkunst scheint in den Vereinigten Staaten größere Aussichten auf Erfolg zu besitzen, und sie hat in Hiram Powers einen Künstler ersten Rangs, nicht in Bezug auf geniale Erfindsamkeit, sondern auf verständige und geschickte Ausführung erzeugt. Seine Proserpina, sein lauschender Fischerjunge, seine griechische Sklavin sind in ganz Italien bewundert worden. Der seelenvolle feine Ausdruck seiner Gebilde ist ebenso bewundernswürdig, wie die vollendete Schönheit ihrer Formen. Seine Gestalten scheinen zu leben. Hiram Powers ist in Cincinnati geboren und arbei-

tete da als armer Junge in einer Uhrmacherwerkstätte. Schon hier machte sich sein eigenthümliches Genie bemerklich. Einige vermögliche Männer aus der Stadt nahmen sich des hoffnungsvollen Jungen an und versahen ihn mit den nöthigen Mitteln zu studiren und zu reisen. Am meisten that für ihn Mr. Longworth, und ihm schenkte Powers als Zeichen seiner Dankbarkeit sein erstes originelles Marmorgebilde. Ich sage Gebilde, denn an diesem Werk sieht man gar nichts von Arbeit. Es ist ein Bild aus einem Guß, so lebendig und schön, daß — man es gar nicht beschreiben kann. Es ist eine Weiberbüste in natürlicher Größe. Man hat sie Genevra genannt, ich weiß nicht warum. Sie sollte Galathea heißen, denn Pygmalion-Powers hat ihr ein Leben eingegossen, das nur eines Götterwinkes bedürfte, um zu athmen. Noch richtiger sollte sie die Amerikanerin heißen. Denn die eigenthümliche Schönheit der Züge, die Form und Haltung des Kopfes und Halses gehören Amerikas Frauen an; da findet sich nicht die griechische Steifheit; da ist eine Regelmäßigkeit voll von Leben und Anmuth; und der Ausdruck — ja so muß sie aussehen die Frau der neuen Welt, sie, die emporgetragen von einem öffentlichen Geist, der voll von Wohlwollen ist, ohne Kampf und Protestation die Fülle und Innigkeit ihrer Natur entwickeln kann; so muß sie lächeln, blicken, sich bewegen, darin ruhend wie in einer innern Welt von Wahrheit, Güte und Schönheit; so fest muß sie sein und gleichwohl so lieblich, so göttlich gewiß, so himmlisch harmonisch und gut, so muß sie wirken! Und dann, dann — wird der neue Tag der neuen Welt aufgehen.

Mr. Longworth hatte mich, ehe er mich in sein Kunstkabinet führte, wo das Bild steht, scherzhaft auf die „Rohheit der ersten Arbeit eines jungen Künstlers" vorbereitet und zur Nachsicht aufgefordert. Ich sah

das Bild an, ich betrachtete es, bis mein Herz von Wärme und meine Augen von Thränen schwollen. Ich weinte vor diesem neuen Schönheitsideal nicht blos, weil ich ihm selbst so ferne stand, nein, vor Bewunderung, vor Freude, vor Hoffnung, im Gefühl, daß ich hier die Frau der neuen Welt sehe, die Galathea, die jetzt im Marmor schläft, die aber dereinst durch den Anhauch der Gottheit Leben empfangen wird. Und habe ich nicht bereits bei einigen Frauen des Landes ihre Züge, ihr Leben gesehen? Ich sehe sie und nenne geliebte Namen! . . .

Ich werde hinfort diese Züge, diesen Ausdruck im Gesichte aller jungen Frauen suchen; sie werden mir lieb, sie werden mir theuer oder gleichgültig sein, je nachdem sie sich dem Bild der Galathea der neuen Welt mehr oder weniger nähern.

Abbilder von diesem Bilde sollten sich in jedem amerikanischen Hause vorfinden, und jedes junge Mädchen sollte unter Anschauung desselben aufwachsen, wie Hawthornes Jüngling unter Anschauung des großen steinernen Gesichtes aufwuchs, bis er eins wurde mit seiner Schönheit.

Habe ich Dir gesagt, daß ich hier in der Weinregion Nordamerikas lebe? Die Weinrebe, die überall in Nordamerika üppig wild wächst, ist auf den Höhen des schönen Ohioflusses mit großer Sorgfalt gepflegt worden, hauptsächlich von Mr. Longworth, und man fabricirt hier amerikanischen Xeres und Champagner. Die Cathawba- und Isabellatrauben sind die vornehmsten der im Lande gezogenen Trauben-Arten. Aber

noch reifen die Trauben hier nicht harmonisch wie am Rhein und an der Seine. Die Ungleichheit des Klimas dürfte daran Schuld sein.

Lebe wohl! Ich muß abbrechen. Wann ich das nächstemal wieder mit Dir spreche, weiß ich nicht. Aber haben wir nicht ein Gespräch begonnen und eine Freundschaft geschlossen, welche vor Zeit und Raum Stand halten müssen und sichtbarer Zeichen nicht bedürfen? Unser Gesprächzimmer ist die Ewigkeit. Doch ist auch ein sichtbares Zeichen werthvoll. Und wolltest Du mir hier im fernen Lande eines geben — wie willkommen sollte es mir sein!

Deine Worte sind immer mit mir, wie ein stilles Gespräch. „Ich glaube an eine Sonne, an eine organisirende Macht, von welcher jeder lichte Gedanke, jedes inhaltsreiche Leben ein Ausfluß ist.“ So lautete eine Deiner ersten Aeußerungen gegen mich.

Diese Sonne ist meine Sonne geblieben. In ihrem Licht schreite ich vorwärts, suchend und nachdenkend. Und was ich in ihrem Licht gesehen habe, das sollst Du auch einmal sehen. Denn was mein ist, ist Dein.

Ich umarme Deine Frau und küsse die Kleinen um sie her in der Erwartung, daß ich in Schweden wieder von ihnen umarmt und geküßt werde.

N. S.

Mein Brief erschreckt mich. Er ist zu einer solchen Breite und Länge angewachsen, daß meine Freunde in Cincinnati ihn für eines der unförmlichen Riesenprodukte des großen Westens, für eine Art von Rhim-

turse aus Missisippi Utgard ansehen würden. Mir erscheint er als eine Art von Kobold mit vielen Füßen und einer Menge Augen, die drohend nach allen Seiten blicken. Und jetzt soll er nach Schweden abgehen. Er mag gehen! Was sich von Herz und Kopf darin findet, das auszumitteln vertraue ich Dir an.

In wenigen Tagen reise ich nach Neu-Orleans und von da über die Wintermonate nach Cuba. Ich will das Angesicht der Erde unter der Sonne des Wendekreises und in der Gewalt des spanischen Volksstammes sehen. Ich will das südliche Kreuz und den großen Argosstern am Himmel sehen. Sodann wende ich mich wieder dem Polarstern und unserm schweigsamen Norden, meiner lieben stillen Heimath zu.

Einunddreißigster Brief.

Arche Noä (auf dem Missisippi) den 18. Dec. 1850.

Vorgestern den 16. dieses verließ ich Cincinnati. Meine guten vortrefflichen Wirthsleute begleiteten mich an Bord des Dampfbootes und überhäuften mich noch im letzten Augenblick mit Beweisen ihres Wohlwollens, die alle leicht und angenehm zu tragen sind, denn sie wurden mit warmem Herzen gegeben, sie werden mich nach Schweden begleiten und allda an den schönen Ohio und meine Heimath in Cincinnati erinnern. Der gute Jothun, Mr. Stetson schenkte mir eine Sammlung von Muscheln aus dem Ohiofluß, wovon einige unendlich schön sind und auf weißem Grund in alle Farben des Regenbogens hinüberspielen.

Es war ein schöner sonnenwarmer Tag, als ich abreiste, und Cincinnati, seine rebenbepflanzten Höhn, seine schönen Landhäuser und der Ohiofluß leuchteten in der Sonne. Auch in meiner Seele war es sonnenwarm. Die Beweise von Freundlichkeit, die ich in den letzten Tagen von mehreren Freunden in der Stadt empfangen hatte, umschmeichelten mich wie lauwarme Sonnenwinde. Aber ich war sehr müde in Folge einer Migräne und der Anstrengungen des Tages. Ich sehnte mich nach Ruhe und Stille.

Das Riesendampfschiff Belle-Key bewegte sich langsam mit dumpfem Gedonner den hellblauen Fluß hinab; die hohen Ufer mit ihren wechselreichen Scenen glitten freundlich und schön vorüber. Der Fluß wurde breiter, die Höhen senkten sich, die Landhäuser verschwanden, die Farmen und Blockhäuser kamen zum Vorschein, die Ufer wurden waldiger und öder. Wir nähern uns dem Mississippi. Was ist da los? Warum springt alles Volk nach dem Hintertheil des Schiffs? Eine Jagd auf dem Wasser! . . . Ein Kronhirsch schwimmt über den Fluß von Kentucky her nach dem Ohioufer hinüber. Er ist nicht mehr weit von dem freien Strande. Aber zwei Boote setzen ihm nach von dem Ufer des Sklavenstaates her. Seine stolzen Hörner stehen hoch über dem Wasser. Er schwimmt rasch, vielleicht daß er sich retten kann. Jetzt ist er dem Ufer nahe. Ach! aber jetzt zieht ein Boot von dem freien Ufer gegen ihn aus. Wehe dem armen Flüchtling! Er kehrt um, die zwei Boote von Kentucky begegnen ihm. Jetzt ist er umringt. Ich sehe auf allen drei Booten Ruder sich erheben, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Der schöne Kopf zeigt sich noch über dem Wasser. Jetzt fallen die Ruder über ihn herab! . . . Ich wende mein Angesicht weg . . . Das Dampfschiff biegt um eine Landspitze. Entschwunden ist das Schauspiel der wilden Jagd. Der wehrlose Flüchtling befindet sich in der Gewalt seiner Ver-

folger. Ich bin müde und niedergeschlagen. Die Luft ist lieblich, das Wasser hell und klar. Der Himmel ebenfalls klar. Findet nicht der Hirsch jenseits des Todesflusses irgend ein unverletzliches Gebiet, wo er nach der wilden Jagd ausruhen kann?! . . . . . .

Das Dampfschiff Belle-Key gehört zu der Familie der Flußriesen. Ich nenne es Arche Noä, denn es hat mehr als tausend Thiere von allerlei Arten an Bord, auf dem Verdeck unter und über uns. Ungeheure Ochsen, wahre Mammuthochsen, so fett, daß sie kaum gehen können), Kühe, Kälber, Pferde, Maulesel, Schafe, Schweine zu vielen Dutzenden, lassen sich vom untern Verdeck her vernehmen und schicken uns mitunter minder angenehme Düfte zu; und auf dem Verdeck über uns gackeln Truthähne, Gänse, Enten, Hennen; Hähne krähen und raufen sich, kleine Spanferkel springen munter herum zwischen den Ställen des Federviehs. Auf dem mittleren Verdeck, wo wir Adamssöhne und Töchter uns befinden, ist es mitunter äußerst angenehm. Der Damensalon ist groß und schön, die Reisenden nicht zahlreich und angenehme Personen. Ich bin allein in meiner Kajüte. Es ist mir wohl wie einer Prinzessin — im Mährchen. Mein Reisekavalier, Mr. Lerner Harrison gehört zu dem energischen und warmherzigen Schlag von Amerikanern und ist dabei ein sehr angenehmer Mann, mit der Mischung von brüderlich offener Herzlichkeit und ritterlicher Galanterie im Verhalten zu einer seinem Schutz anbefohlenen Dame, wodurch die Männer der neuen Welt zu den angenehmsten Gesellschaftern werden, die sich ein Frauenzimmer, zumal eine Ausländerin, nur wünschen kann. Keine kreischenden babies stören die Ruhe an Bord, und das Gegrunze der Schweine sowie andere Töne von den Thieren in unserer Arche Noä lassen wir uns nicht anfechten. All dieses Gethier ist für die Christmesse in Neu-Orleans bestimmt.

Den 19. December.

Der Missisippi-Missouri fließt trübe und breit mit steigendem Wasser voll von Treibholz, Baumstämmen und Klötzen, die uns zuweilen tüchtige Püffe versetzen. Die Ufer sind niedrig und sumpfig, mit kahlem Laubwalde bedeckt, einer Art von Pappeln, die man hier coton wood (Baumwollholz) nennt. Dieß ist schauerlich einförmig. Das Wetter ist graukalt und Alles um uns her sieht grau aus. Wir haben jetzt Missouri zu unserer Rechten, Kentucky zu unserer Linken; es thut mir leid, daß ich nicht Zeit gehabt habe von Kentucky und seiner Bevölkerung mehr zu sehen. Die Leute sind eigenthümlich in Bezug auf Aussehen sowohl als auf Charakter. Sie sind hochgewachsene, in ihrer ganzen Erscheinung ungezwungene, freimüthige, redselige, lustige, gutartige, herzliche Gesellen, Leute, die mir gefallen würden. Und dann „Skyrners Handschuh," die Mammutgrotte und das grüne Flüßchen, das dahin führt — das hätte ich sehen müssen. Aber Harrison erzählt so anschaulich von der Grotte, daß ich beinahe meine, ich habe sie gesehen.

Ich muß Dir von einem Vergnügen erzählen, das er mir Abends auf dem Ohio bereitete. Er fragte, ob ich die Neger der Schiffsmannschaft singen hören wolle, dann führte er mich aufs unterste Verdeck und hier sah ich eine seltsame Scene. Der ungeheure Ofen, wo das Feuer zur Treibung der Dampfmaschine unterhalten wird, liegt ganz oben auf dem Verdeck, mit acht bis neun großen Oeffnungen neben einander, die nach der Vorderseite gekehrt sind; sie gleichen klaffenden Feuerschlünden, und bei jedem Schlund stand ein bis um den Leib nackter Neger und warf Scheiter hinein. Die Scheite wurden ihnen von andern Negern gereicht, die auf einem geräumigen freien Platz zwischen ihnen

und einem Neger aufgestellt waren, der auf einer hohen Holzbeuge stand, von wo er mit raschen Armen die Nahrung für das Ungeheuer auf dem Verdeck herabreichte. Harrison forderte die Neger auf zu singen. Der auf der Holzbeuge stehende Neger begann sogleich ein improvisirtes Lied in Stanzen, wobei die unten auf dem Verdeck stehenden Neger in kräftigem Chor einstimmten. Es war ein fantastisch schönes Schauspiel, diese energischen schwarzen Athleten, beglänzt von den wildprasselnden Flammen aus dem Feuerschlund, zu sehen, wie sie während ihrer eben so fantastischen Gesänge mit ausgezeichnetem Takt und Rhythmus ein Scheit nach dem andern in den gefräßigen Schlund schleuderten. Alles gieng so lebhaft und so methodisch von Statten, und auch der Schauplatz war so geräumig und wohl geordnet, daß die Scene auf jedem Theater hätte Effekt machen müssen. Die Improvisation gieng endlich darauf hinaus, daß die Sänger noch einmal so lustig sein und noch einmal so schön singen würden, wenn sie bei ihrer Ankunft in Louisville ein wenig Branntwein bekämen, und daß sie Branntwein kaufen könnten, wenn man ihnen ein wenig Geld schenkte.

Mr. Harrison gestattete auch nicht, daß sie sich in ihren Hoffnungen täuschten.

Noch sind wir in Missisippis Kornregion; aber bald kommen wir in die Baumwollenregion. Wir haben jetzt Arkansas zur Rechten und Tennesee zur Linken, Sklavenstaaten mit reichen Mitteln, aber noch roh in Bezug auf geistige und materielle Kultur.

Den 20. December.

Jetzt sind wir in der Baumwollenregion. Die Ufer sind noch auf beiden Seiten niedrig und sumpfig mit Baumwollpappelwäldern (cotton wood) bedeckt, die

jetzt entlaubt sind. Da und dort werden sie von einer Baumwollenpflanzung mit weiß angestrichenen Sklavendörfern und Häusern der Plantagenbesitzer durchbrochen, und man sieht schwarze Gestalten auf der grauen Erde sich bewegen, die Baumwolle auflesend, die noch auf den schwärzlichen Büschen sitzt. Ich war heute mit Mr. Harrison auf dem Land in einer Baumwollenplantage und da brach ich von den Gebüschen um eine Sklavenhütte her einige Zweige, von denen Baumwollenflocken herabhingen. Die Baumwollenbüscheln kommen unendlich schön aus den geöffneten Kapseln des Samenhauses. Jeder Samen ist in Baumwollenpolster eingebettet, die Baumwolle ist die Umkleidung des Samens. Du sollst es sehen, wenn ich nach Hause komme.

Wir haben jetzt Arkansas zur Rechten und den Mississippistaat zur Linken. Am Fluß entlang zeigen sich die Cannebrakes, dicke schilfartige Rohre, die gleich festen Mauern zwischen dem Fluß und dem Lande stehen.

Soweit kam Pater Marquette auf seiner sonnenbeglänzten Mississippifahrt vom Norden her. Bis hieher kam auch vom Süden her der erste europäische Entdecker des Mississippi, der Spanier Ferdinand von Soto.

Die Entdeckung des Mississippi hat zwei Poesien. Die eine ist so schön und sonnenhell, wie seine idyllischen Inseln, seine klaren Wasser im Norden; die andere so melancholisch, so tragisch düster, wie die Farbe des Flusses und die Landschaft, die ich jetzt durchfuhr. Der Held der ersteren ist der sanfte anspruchslose Pater Marquette, von welchem ich Dir erzählt habe, der Held der letzteren ist der stolze Krieger Ferdinand von Soto.

Er hatte mit Pizarro Peru erobert; er hatte sich bei der Erstürmung von Cusco ausgezeichnet und zur Belohnung dafür wurde er von Ferdinand in Spanien

mit Ehre und Schätzen überhäuft. Der König ernannte ihn zum Gouverneur von Cuba. Sein stolzes ehrsüchtiges Gemüth verlangte mehr. Bethört von falschen Propheten und zuvörderst von seinem eigenen Herzen, verlangte er auf eigene Kosten eine Expedition auszurüsten, die von Florida aus in Nordamerika eindringen und dort noch reichere Schätze und schönere Länder für Spanien erobern sollte, als man in Mexiko und Peru gefunden. Und bei seinem eigenen festen Glauben an das glückliche Unternehmen vermochte er eine solche Begeisterung dafür hervorzurufen, daß große Schaaren von Spaniens reichen Jünglingen herbeiströmten, um sich unter seinen Befehl zu stellen. Sie verkauften ihre Weinberge, ihre Häuser, ihr Geschmeide, um kostbare Rüstungen, Waffen und Pferde zu kaufen. Unter den Vielen, die sich zu der neuen Entdeckungsfahrt bereit erklärten, wählte Soto eine Schaar von sechshundert jungen Männern aus, waghalsig, unternehmend, stolz gleich ihm selbst.

Nichts war prächtiger als der Anblick der Landung dieser stolzen Cavaliere auf dem Ufer der neuen Welt, als sie ihre Fahnen und Standarten im Winde flattern ließen, in Floridas mildem Wind, so voll von Jugendleben und berauschendem Lebenselixier. So galoppirten sie in glänzenden Rüstungen und mit den kostbarsten Seidestoffen bedeckt auf dem Ufer zwischen dem Meer und dem unbekannten Lande hin, das sie sich voll von Gold und großen Städten dachten.

Ferdinand von Soto, der sich und den Seinigen die Möglichkeit eines durch Wankelmuth oder Furcht verursachten Rückzuges versperren wollte, schickte seine Schiffe nach Cuba zurück und drang mit seinen Kriegern in die Wildnisse der neuen Welt. Sie hatten alle Arten von Waffen und Werkzeugen bei sich, wie auch Ketten und Bluthunde für die Eingebornen.

Dieß geschah im Mai des Jahrs 1539.

Ueberall wohin sie in der Wildniß drangen, wurde die katholische Messe in der strengsten Form und mit der größten Pracht aufgeführt; überall aber begiengen sie auch übermüthige und grausame Thaten gegen die Einwohner des Landes. Im Lager fröhnten sie mit wahrer Wuth der Leidenschaft des Spiels.

Die westwärts gerichtete Expedition des ersten Jahres führte sie nach Georgien, damals noch gleich dem ganzen unbestimmten südöstlichen Festlande Florida genannt. Der Marsch war beschwerlich, oft gefährlich durch die Feindseligkeit der Indianer. Sie fanden Mais im Ueberfluß, aber kein Gold und keine Städte, sondern blos unansehnliche Indianerdörfer. Und die Indianer wußten kein Land anzugeben, wo Gold zu finden wäre. Einige aus der Schaar verlangten, ihr Anführer solle umkehren. Aber er antwortete:

„Ich werde nicht umkehren, bevor ich mich mit meinen eigenen Augen von der Armuth des Landes überzeugt habe."

Und er ließ die Indianer, von denen er glaubte, sie haben ihn absichtlich auf falsche Spuren geführt, verbrennen oder verstümmeln.

Dadurch erschreckt gaben andere gefangene Eingeborene zu verstehen, daß weiter nordwestlich Gold zu finden sei.

Und Soto und seine Mannen wanderten weiter, überall verheerend und plündernd.

Die Expedition des zweiten Jahres führte sie in die Hochlande Georgiens, wo sie die friedlichen sanften Cherokeeindianer trafen. Ein Theil von Sotos Leuten wollte sich in diesen schönen Gegenden niederlassen, das Feld bestellen und das Gute genießen, das die Erde ihnen geben würde.

Aber Soto hatte Spanien Gold und große Städte verheißen. Der stolze Spanier wollte nicht ruhen, bevor er diese gefunden hätte. Er war ein hartnäckiger,

wortkarger und mit starkem Willen begabter Mann. Seine Begleiter beugten sich vor diesem Willen.

Sie zogen weiter, kamen nach Alabama und dort in ein großes Dorf, Movila, später Mobile geheißen. Hier erhoben sich die Indianer gegen sie. In einem schrecklichen nächtlichen Blutbad verloren die Spanier einen Theil ihrer Leute, sowie viele Kleider und Vorräthe, die nebst der Indianerstadt ein Raub des Feuers wurden.

Spanische Schiffe kamen jetzt von Cuba nach der Pensacolabucht in der Nähe Movilas. Aber Soto hatte noch immer kein Silber und kein Gold gefunden; die Flammen Movilas hatten seine gesammelten Schätze verzehrt, und zu stolz, um das Fehlschlagen seiner Hoffnungen einzugestehen, beschloß er keine Nachrichten von sich zu geben, bis er das Gesuchte gewonnen hätte. Er wandte sich von der Meeresküste ab und drang im Nordwesten in den Mississippistaat ein. Sein kleines Heer war jetzt bis auf fünfhundert Mann zusammengeschmolzen.

Im nördlichen Theil von Mississippi wurde er von dem Winter mit Kälte und Schnee überrascht. Aber Mais stand noch auf den Feldern, die Spanier konnten sich für den Winter Nahrung und in den verlassenen Hütten der Chickasaw-Indianer Wohnungen verschaffen. Noch hatten sie kein Gold gefunden. Auch besaßen die Indianer kein goldenes Geschmeide. Sie waren arm, aber sie liebten die Freiheit. Als Soto im Frühjahr ein Geleite von zweihundert Mann von ihnen verlangte, um das Gepäck seiner Leute zu tragen, da zündeten die Indianer sein Lager an und ihre kriegerischen Rufe erschollen durch die Nacht und die Flammen hindurch.

Die Spanier verloren hier die Kleider und Vorräthe, die Movilas Flammen ihnen noch gelassen

hatten. Sie waren nackter als die Eingebornen; sie litten von Hunger und Kälte.

Aber mit der Noth wuchs auch Sotos Stolz und Hartnäckigkeit. Sollte er, der die Schätze der Welt zu erobern versprochen hatte, mit halbnackten von Allem entblößten Leuten zurückkehren?

Er ließ den Gefangenen die Ketten abnehmen, er schmiedete neue Waffen, er kleidete seine Leute in Thierfelle und Eyheuteppiche und er drang weiter westwärts, das Goldland zu suchen.

Sieben Tage lang wanderten sie durch Wildnisse von Wäldern und Morästen. So kamen sie zu indianischen Dörfern am Mississippiufer.

Ferdinand von Soto war der erste Europäer, der den gewaltigen Fluß sah.

Der Verlauf von drei Jahrhunderten hat den Charakter desselben nicht verändert. Er wird als breit und trübe geschildert mit starker Strömung und einer Menge von Baumstämmen, die den Fluß hinabschwammen.

Im Mai 1541 begaben sich die Spanier auf großen Barken, die sie selbst gezimmert hatten, über den Fluß. Soto drang in Arkansas ein. Hier wurden die Spanier von den Einwohnern als Kinder der Sonne begrüßt und man führte Blinde zu ihnen, damit sie durch die Söhne des Lichtes der Sehkraft theilhaftig werden möchten.

„Betet nur zu Gott, der im Himmel wohnt," antwortete Soto, „und er wird euch bescheeren, was ihr bedürfet."

Seinem dunkeln Drange folgend, begab sich Ferdinand von Soto tiefer nordwestlich ins Land hinein und gelangte bis ins Hochland des weißen Flusses, 200 Meilen westlich vom Mississippi. Aber die Berge hier hatten weder Gold noch Edelstein.

Soto überwinterte mit seiner Schaar in einer

Indianerstadt an dem weißen Fluß Washita, bei einem friedlichen Indianerstamm, der Ackerbau trieb und feste Städte hatte. Die jungen Cavaliere verübten gegen die friedlichen Einwohner alle Arten von Grausamkeit, die ihnen ihre Launen eingaben. Soto selbst hatte, sagt man, keine Freude an Grausamkeiten. Aber die Rechte und das Leben der Indianer wurden für Nichts angesehen.

Im Frühling des folgenden Jahres beschloß Soto den Washita bis zu seiner Mündung zu verfolgen, um Nachrichten vom Meere zu erhalten. Er verirrte sich in den Morästen längs dem rothen Fluß und seinen Nebenflüssen. In einer Provinz, genannt Guachoga, fragte er den Häuptling, wie weit es von da bis zum Meere sei. Der Häuptling konnte es nicht sagen. „Gibt es bis zur Mündung des Flusses bewohnte Orte im Lande?" Man antwortete, das Land sei weiter nichts als eine unbewohnte Sumpfgegend. Soto wollte an eine so beängstigende Angabe nicht glauben und sandte Reiter aus, um das Land südwärts dem Missisippi entlang zu untersuchen. Sie konnten in 8 Tagen nicht über 30 Meilen weit kommen, da sie jeden Augenblick durch Moräste in den dicken Wäldern und durch undurchdringliches Geröhricht aufgehalten wurden.

Der Gouverneur vernahm ihren Bericht mit düsterem Schweigen. Pferde und Leute starben rings um ihn her und die Indianer begannen immer gefährlicher zu werden. Er versuchte einen Indianerstamm in der Nähe von Natchez dadurch zu ängstigen, daß er sagte, er sei von übernatürlicher Herkunft, und er verlangte von den Eingeborenen Gehorsam.

Der Häuptling antwortete: „Du sagst, daß Du der Sohn der Sonne seist. Trockne diesen Fluß aus und ich will Dir glauben."

Ferdinand von Soto vermochte nicht mehr zu ängstigen oder zu strafen.

Sein hochmüthiger Eigensinn und Stolz hatte sich in düstere Melancholie verwandelt und seine Gesundheit begann im Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art zu leiden. Ein bösartiges Fieber verzehrte ihn, zumal da ihm die erforderliche Pflege gänzlich abging. Sein kleines Heer war jetzt auf 300 Mann zusammengeschmolzen.

Als er das Herannahen des Todes verspürte, berief er die Ueberreste seiner getreuen Begleiter, die ihm bis zum letzten Augenblick gehorchten, um sich und ernannte seinen Nachfolger.

„Tags darauf starb er. Seine Soldaten verkündeten sein Lob, indem sie seinen Verlust betrauerten. Die Priester sangen über ihm das erste Requiem, das an den Wassern des Mississippi gehört wurde. Um seinen Tod zu verbergen, legte man seine Leiche in einen Mantel, und in der Tiefe der Nacht trugen sie ihn hinaus auf den Mississippi und senkten ihn schweigend in die Mitte des Stromes hinab."

Es war jetzt wieder Mai, und der Frühling brach herrlich auf über den Mississippi, aber Soto brach nicht mehr auf, um sich daran zu erfreuen.

„Der Entdecker des Mississippi," fügt sein Biograph hinzu, „schlief unter den Wassern desselben. Vier Jahre war er gewandert, er hatte einen großen Theil des Continents durchzogen, um Gold zu suchen. Und er hatte nichts so Merkwürdiges gefunden, wie die Stelle für sein Grab."

Pater Marquette, der am Fuß des Altares ohne Krankheit und Kummer nach einem Leben voll friedlicher Eroberungen und ununterbrochenen Glückes entschlummert, und Ferdinand von Soto, der langsam unter Morästen und Widerwärtigkeiten dahin stirbt, das stolze Herz zerfressen von den Dämonen der Bekümmerniß und Demüthigung — welche Gemälde!

Hat die Poesie wohl ein freundlicheres als das erstere, und ein düstereres als das letztere?

Den 21. Dezember.

Der Missisippi fließt grau, trübe und breit, immer breiter, immer trüber meine ich, unter einem herbstgrauen naßkalten Himmel. Seine Wasser schwellen und steigen in dieser Zeit mit jedem Tage höher. Ueberall sind die Ufer niedrig und morastig, dabei mit cotton woods und Cannebrakes bedeckt. Auf dem Missisippi schwimmen große Zimmerblöcke und alle möglichen Dinge, die von Wracken und Zerstörung erzählen. Der große Fluß scheint mir eine Sündfluth zu sein und er hat auch ein großes Sündenregister. Aber unsre stattliche Arche Noä, die noch kosmopolitischer ist, als ihre älteste Vorgängerin, schwimmt auf den Wogen des großen Kosmopoliten Missisippi mit ruhigem Gewissen dahin und ist ein so angenehmer Platz, daß ich, obschon ich mitunter an Sündfluth und des Missisippis Sündenregister, sowie an Sotos Schicksal in diesen Gegenden denke und an der düstern Landschaft, dem dunkelgrauen und dem gleichfarbigen Himmel den Stempel seines Geistes erblicke, gleichwohl mich ganz leicht und wohlgemuth fühle. Es schmeichelt mir, daß ich als Weltbürgerin von dem großen Weltbürger getragen werde, und es schmeichelt mir, daß ich jetzt seine geographische Geschichte bis an sein Ende kennen lerne, daß ich sodann das schöne Cuba und das Leben der tropischen Zone sehen werde, und darum denke ich — gar mancherlei Gedanken! . . .

Alles an Bord ist still und geht in Ordnung und Ruhe vor sich. Vormittags bin ich für mich selbst, lese ein wenig amerikanische Geschichte und Buchanans Journal of man und lasse meine Gedanken mit dem Strom auf den Ozean hinausfahren. Nachmittags

und Abends genieße ich die Gesellschaft einiger angenehmen Reisegefährten an Bord. Wenn die Stunde der Mahlzeiten kommt, steht immer Mr. Harrison im Salon bereit, mich zu Tische zu führen, und Morgens reicht er mir mit brüderlicher Herzlichkeit seine Hand zum Frühgruß. Er setzt sich neben mich zu Tisch, nennt mir die Gerichte, sagt, was ich essen soll, und hat immer Recht, er ist in jeder Beziehung gemüthlich und angenehm; er erinnert mich in seinem Wesen oft an unsern Kapitän G. und hat auch die Aehnlichkeit mit ihm, daß er trotz einer sehr schönen Dosis von gesundem Verstand und Geist seinen eigenen Kopf als minder gut ausgestattet zu verläumden pflegt. Wie es mit seinen Kenntnissen bestellt ist, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß starke praktische Naturen, wie die seinige, wenn sie ein warmes Herz und eine edle Denkungsart damit verbinden, auf mich überaus beruhigend und zugleich erfrischend einwirken. Einen Mann, der von seinem selbsterworbenen Reichthum seinem Vater und seiner Schwester ein Haus kauft und ausstattet, möchte ich zum Bruder haben; aber nicht just um des Hauses willen.

Die Thiere über und unter uns belustigen mich gleichfalls mit Ausnahme der Schweine, die ich alle zusammen in dem Missisippi ertränken möchte, denn sie schicken widerwärtige Dünste mitunter bis zu unserer Piazza herauf. Die mannigfaltigen Töne dieses Gethiers sind aus der Entfernung nicht unangenehm zu hören und die Bestien sehen so behaglich und wohlhäbig aus, daß ich gewöhnlich einmal des Tags eine Runde mache, um sie zu begrüßen. Die Ochsen sind so fett, daß sie kaum aufstehen können, wenn sie sich gelegt haben, und sie müssen Morgens mittelst tüchtiger Liebkosungen mit der Peitsche dazu aufgefordert werden.

Ich muß Dir von ein Paar neuen Bekanntschaften

erzählen, die ich an Bord gemacht habe. Zuerst nenne ich zwei junge Schwestern aus Vermont, wahre Rosenknospen in Bezug auf ihre äußere Erscheinung und Seelen vom reinsten Krystall, ächte Töchter Neuenglands, auch darin, daß sie zu Hause gemächlich leben könnten, aber es vorziehen, als Lehrerinnen ihr Brod und ihre selbstständige Existenz zu erwerben. Du würdest über sie entzückt sein, wie ich es bin. Die älteste Schwester ist fünfundzwanzig Jahre alt und steht im Begriff, die Leitung eines Frauenzimmerseminars im Mississippistaat zu übernehmen. Die jüngere zählt erst siebzehn Jahre und will als Schülerin in die Erziehungsanstalt treten, wo die Schwester Oberlehrerin sein wird. Beide sind allerliebst, Beide haben ihre Lieblingsbrüder, von denen sie nicht genug Liebes und Gutes erzählen können und deren Porträts sie mir gezeigt haben. Ihre Eltern sind gestorben. Hier auf dem Schiff sind sie auf eigene Faust. Sie stehen zuweilen mit einander auf der Piazza und singen liebliche Duette.

Die älteste gehört zum schönsten Typus der jungen Lehrerin der neuen Welt, dieser jungen Frau, die, obschon fein und schmächtig von Gestalt und mit allen weiblichen Reizen begabt, fester auf ihrem Boden steht, als die Alpen und Pyramiden der Erde; die den Euklid und die Algebra so gut als irgend ein Magister im Kopf trägt und die es besser als irgend ein Magister versteht, eine Schule von unbändigen Jungen im Zaume zu halten. „Oh, I love to rule little boys!“ (Oh, ich liebe es, kleine Jungen zu bändigen!) sagte Miß G. mit einem Lächeln, das in seiner Lieblichkeit viel schalkhaftes Machtbewußtsein hatte. Und mit dieser Macht der Güte und schönen Weiblichkeit zieht sie ruhig dahin, um ihren Beruf als Lehrerin zu übernehmen, aber nicht blos als Lehrerin,

sondern mit dem Gefühl, eine der jungen Mütter der Menschheit zu sein.

Und ich kenne kein schöneres Bild. Solche junge Weiber sind die wahren Romanheldinnen unserer Tage.

Als ich fragte, woher die liebliche Jungfrau ihre Kraft und milde Anmuth, ihr hohes Gefühl vom Adel des Lebens und vom Ziele der Menschheit geschöpft hatte, da erhob sich in holder, aber ernster Schönheit das Bild ihrer dahingegangenen Mutter.

„Ich erinnere mich — erzählte sie eines Abends, als wir zur Dämmerungszeit in einer Causeuse saßen — ich erinnere mich, wie sie, als ich noch ein kleines Mädchen war, Morgens mit mir auszugehen und über die grünen Hügel hin zu spazieren pflegte, wenn der Thau noch im Gras glänzte, wie sie mir dann die kleine Kleeblume auf dem Feld zeigte, die mein Fuß zertrat, wie sie mir die Vollkommenheit derselben auseinandersetzte und mich kosten ließ, wie reich sie an Honigsaft war."

Klare Perlen glänzten in den schönen Augen der Erzählerin. Die kleine Kleeblume hatte ihr Haupt erhoben. Sie war Mensch geworden.

Ich sah Powers Amerikanerin vor mir, aber nicht blos in Marmor, sondern leibhaftig und lebendig.

Meine andere angenehme Bekanntschaft an Bord ist ein Herr zwischen vierzig und fünfzig Jahren, mit einem jener reinen schönen Gesichter, zu denen man nothwendig Vertrauen fassen muß: er erinnert durch seine Offenheit und seinen Ernst an unsern König Gustav II., obschon seine Miene einen weniger kriegerischen Ausdruck hat. Mein neuer Freund hat etwas Phlegmatisches und Contemplatives. Seine Unterhaltung gewährt mir ungemeines Vergnügen. Erschrick nicht, wenn ich Dir sage, daß er lange als Plantagenbesitzer und Sklaven-

halter in den südlichen Staaten gelebt hat. Du kannst an seinen schönen tiefblauen Augen sogleich sehen, daß er der beste Herr in der Welt gewesen ist. Erschrickst Du, daß ich mich in ihn verlieben möchte, und siehst Du bereits im Geist, wie ich ihm meine Hand reiche, um mich auf einer Baumwollenpflanzung am Mississippi, mitten unter den Negersklaven, niederzulassen?! . . .

Ja, wäre ich jünger und wäre mein Lebensziel weniger bestimmt, als es jetzt ist, so gestehe ich, daß sich unter diesen amerikanischen Herrn mit ihrer Energie, Herzlichkeit und Ritterlichkeit der Eine und Andere vorfindet, der meinem Herzen gefährlich werden könnte. Aber so wie es jetzt steht, nehme ich jedes Gefühl herzlicher Zuneigung, das Mann oder Weib mir einflößt, mit ruhiger Dankbarkeit hin als eine Würze bei dem guten Mahl des Lebens, wie den Sonnenstrahl und den Lenzwind, die den Tag verschönen. Ich suche sie nicht; aber wenn sie kommen, erfreue ich mich daran, wie an Blumen, welche die Hand des allgütigen Vaters geschenkt.

Was jetzt diesen angenehmen Herrn insbesondere betrifft, so ist er bereits verheirathet und reist der Gesundheit seiner Frau wegen mit seiner Familie über den Winter nach Cuba und von da nach Europa. Seine Frau ist kränklich, hat aber denselben Charakter ernster Milde, wie er. Beide Gatten scheinen einander innig zugethan. Warum müssen solche Menschen Sklavenhalter sein? oder vielmehr warum können nicht alle Sklavenhalter solche Menschen sein?

Die Frau des Plantagenbesitzers sagte mir, ihr Mann habe auf der Plantage nie rechten Seelenfrieden gehabt, weil der Gedanke an seine Sklaven, sowie der Wunsch ihnen ihr Recht und die gebührende Pflege zukommen zu lassen, ihn Tag und Nacht beunruhigt

habe. Er fürchtete immer, nicht genug für sie gethan zu haben.

Wir sind jetzt in der Nähe von Wicksburg, einer übelberüchtigten Stadt am Missisippi, die aber auch die Fähigkeit der Nordamerikaner zur Selbstregierung beweist. Vor einigen Jahren hatte sich eine Bande desperater Spieler und Abenteurer da niedergelassen. Sie hielten Spielklubbe, verlockten junge Männer dahin, fiengen Schlägereien an, schoßen mit Pistolen auf den Straßen und in die Häuser hinein und erlaubten sich wilde Streiche aller Art. Die weisen Männer in der Stadt versammelten sich und gaben den Spielern zu verstehen, sie sollen binnen acht Tagen die Stadt verlassen, sonst werde man sie nach Verfluß von acht Tagen festnehmen und — aufknüpfen. Die Spieler verachteten die Warnung, spielten weiter, rauften sich herum und schoßen nach, wie vor. Als die achttägige Frist verlaufen war, versammelten sich die Männer der Ordnung, ergriffen sie, knüpften die Schlimmsten von der Bande auf, setzten die Uebrigen auf ein Boot und schickten sie auf den Missisippi hinaus. Ein solches Verfahren nennt man Lynchgesetz, und es ist die eigenmächtige Justiz des Rechtsgefühls an Orten, wo sich noch keine regelmäßige, bevollmächtigte Korporation befindet, die berechtigt ist, nach den gewöhnlichen Rechtsformen das Recht zu handhaben. Seit dieser Execution, die, glaube ich, im vorigen Jahre stattfand, ist Wicksburg ein ganz anständiges Städtchen.

Bald kommen wir aus der Baumwollenregion hinaus und in die Zuckerregion. Aber wann werden wir in die Sommerregion kommen? Es ist noch immer kühl und kalt.

Den 22. Dezember.

Jetzt sind wir darin! jetzt sind wir darin! Und des Sommers Winde und Sonnenschein umgeben uns! Aber — ich muß Dir in Ordnung erzählen, was hier einen Wendepunkt in meinem innern Leben hervorgerufen hat.

Es ist der siebente Tag unserer Reise auf dem Missisippi hinab. Als ich heute früh auf die Piazza hinauskam, glaubte ich mich in eine verzauberte Welt versetzt. Die lieblichste Sommerluft umkoste mich; der mildeste blaue Himmel lachte über dem Missisippi und über den offenen angebauten Feldern auf seinen Ufern; weiße, sommerleichte Wolken wurden von dem lauen Winde gejagt, und auf den grünenden Gefilden glänzten zierliche Häuser in Hainen von Orangenbäumen, Rosenhecken, Cypressen und Cedern. Ein unbeschreiblich mildes und liebliches Schönheitsleben athmete in Allem und über Alles. Alles war verwandelt. Wir waren unter Memphis in die Zuckerregion gekommen oder in die Gegend, wo das Zuckerrohr angebaut wird, zugleich mit der Baumwolle und dem Mais. Wir waren an Natchez vorbeigefahren, wo ein mächtiger Indianerstamm vor Zeiten die Sonne anbetete und ein ewiges Feuer unterhielt; es war ein Ort voll blutiger Erinnerungen. Wir hatten die Stadt mit den blutigen Erinnerungen hinter uns gelassen. Wir hatten den Missisippi und die Staaten von Arkansas hinter uns gelassen. Wir waren jetzt in Louisiana, dessen Ufer den Fluß auf beiden Seiten umschlossen. Wir flogen mitten in den Schooß des Südens hinein. Und er empfing uns mit warmem Herzen. So empfand ich es und mein eigenes Herz öffnete sich für alle milden Mächte des Lebens und der Natur. Schweigend saß ich den ganzen Vormittag in einer Art von stillem Vergnügens-

rausch draußen auf der Piazza im Hintertheil des Schiffs, die liebliche Luft und die südliche Landschaft trinkend, wonneschauernd in dem entzückenden Anblick von Himmel und Erde, sowie in der unbeschreiblich weichen, milden Athmosphäre, welche die Räume zwischen ihnen erfüllte.

Es war Mittagszeit. Immer lieblicher wurde die Luft, immer lebhafter das Schauspiel an den Ufern. Karawanen von schwarzen Männern und Weibern sah man von den Plantagehöfen her auf die Ackerfelder hinausreiten. Nach den Reitenden kamen ein Paar Bugies, kleine Kabriolets, worin vermuthlich die Aufseher und der Herr saßen. Ich betrachtete das Schauspiel in der philanthropischen Gemüthsstimmung, worin man, um sich selbst bei guter Laune zu erhalten, von allen Menschen das Beste glaubt und alle Dinge und Zustände von der Sonnenseite zu sehen sucht.

Ein paar Stunden später saß ich noch auf der Piazza hinten im Schiff und trank dieselbe milde zauberische Luft, sah dasselbe Schauspiel südländischer Schönheit, aber betrachtete es jetzt mit einem Herzen voll von Bitterkeit. Ja, denn vor meinen Augen hatte sich ein nächtliches Gemälde aufgerollt, ein Gemälde, das stets gleich einem Gespenst der Hölle zwischen mich und die Erinnerung an den freundlichen Schleier treten wird, der eine Weile meine Augen bezauberte und verdunkelte.

Ich saß da und betrachtete das schöne Schauspiel, wie man eine Theaterscene betrachtet. Ich erfreute mich mit kindlichem Gemüth an den Decorationen. Da kam mein neuer Freund, der Plantagenbesitzer, und setzte sich auf einen Lehnstuhl neben dem meinigen auf der Piazza. Wir sprachen einige Worte von der Lieblichkeit der Luft, die ihm eben so viel Freude machte wie mir, dann saßen wir still da und betrachteten den Auftritt an dem Ufer. Wir sahen die Karawanen der

Sklaven und ihre Aufseher über die Felder hinziehen. In der menschenfreundlichen Gemüthsstimmung, von welcher ich soeben gesprochen habe, sagte ich zu meinem Nachbar:

„Dieß ist kein heiterer Anblick, und gleichwohl ist in diesem Leben (der Sklaven) vermuthlich mehr Glück und Wohlbefinden, als man sich gewöhnlich vorstellt."

Der Pflanzer wandte sein schönes Haupt mit einem Blick gegen mich, den ich nie vergessen werde; es lag Ueberraschung, beinahe Vorwurf und eine tiefe Wehmuth darin.

„O," sagte er mit leiser Stimme, „Sie wissen nicht, was auf diesen Ufern vorgeht, sonst würden Sie nicht so denken. Hier ist viel Gewalt und viel Leiden. Um diese Zeit besonders und überhaupt von der Zeit an, wo die Baumwolle zum Pflücken fertig wird, geschehen große Grausamkeiten auf den Plantagen in dieser Gegend. Es gibt hier Plantagen, in welchen die Peitsche in diesen Monaten niemals ruht. Sie können sich von einem solchen Peitschen keinen Begriff machen."

Ich will hier die Scene nicht wiederholen, die der Pflanzer vor mir enthüllte, und was er mehr als vierzehn Jahre lang von Gewalt, Grausamkeiten, und Leiden in diesen Gegenden gesehen hatte; Abscheulichkeiten, die ihn zuletzt soweit getrieben, daß er seine Plantage verkaufte und für immer die Sklavenstaaten verließ. Ich will blos einige von den Worten des redlichen Mannes anführen *):

---

*) Aber ich würde sie wohl jetzt nicht veröffentlichen, wenn ich nicht wüßte, daß er vor allen Unannehmlichkeiten geschützt ist, die seine Aufrichtigkeit ihm möglicher Weise zuziehen könnte, wenn ich nicht durch meine Mittheilung seinen letzten Willen und — einen noch höhern Willen zu erfüllen glaubte.

„Ich habe Männer und auch Weiber gekannt, die wahre Teufel gegen ihre Sklaven waren, die ihre Lust darein setzten, sie zu quälen.

„Man kann einen Sklaven beinahe zu Tode peitschen, ohne gleichwohl sein Blut fließen zu machen. Der Kuhhautriemen, den man im Hause braucht, kann schreckliche Schmerzen erregen, ohne daß die Spuren davon sichtbar werden.

„Die Frauen sind nicht selten die grausamsten Plagegeister der Haussklaven. Und lieber wollte ich eine Feldhand (field-hand), d. h. ein außer dem Hause arbeitender Sklave sein, als ein Haussklave unter einem reizbaren Weibe. Das Sklaverei-Institut scheint die Natur des Weibes gänzlich zu verkehren.

„Das Sklaverei-Institut verderbt die Weißen. Ich habe junge Männer und Frauen gekannt, die in jeder Beziehung liebenswürdig, gutherzig und einnehmend, nur gegen die Sklaven ungerecht und hart waren.

„Es gibt natürlich auch Ausnahmen; es gibt auch gütige Hausherrn und Hausfrauen; aber sie sind dünn gesät. Die große Regel ist, daß die Institution die Gemüther der Sklavenhalter schon von Kindesbeinen auf verblendet und verhärtet.

„Seit einigen Jahren ist der Zustand besser, bedeutend besser, und wird es immer mehr. Das Licht beginnt in diese Wohnungen zu dringen; man fürchtet sich nicht mehr so vor einem freien Worte. Noch vor etlichen Jahren würde ein Mann, der nur den sechsten Theil dessen veröffentlicht hätte, was ich jetzt zu Ihnen sage, ohne weitern Prozeß erschossen worden sein. Jetzt weiß der Sklavenhalter, daß die Augen aller Welt auf ihn gerichtet sind; das macht ihn behutsamer. Die Sklaven werden seit zwölf Jahren in diesen Gegenden besser gekleidet und ernährt als vorher. Aber gleichwohl kommen noch immer große Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten vor, und sie müssen immer vorkom-

men, so lange diese Institution besteht. Und das ist meine Ueberzeugung, daß sie bald die Streit- und Lebensfrage (the question) in der amerikanischen Union sein wird.

„Auch jetzt macht sich ein Mann kein Gewissen daraus, einen Neger über den Haufen zu schießen, den er im Verdacht hat, daß er auf der Flucht begriffen sei, und das Gesetz schweigt zu allen solchen Gewaltthaten. Ich habe mehrere Sklaven durch Schüsse, die unter solchen Umständen auf sie abgefeuert wurden, schwer zugerichtet, aber nur einen einzigen getödtet gesehen.

„Ein wahrhaft wahnsinniger Jähzorn in Behandlung der Sklaven gehört zur Tagesordnung.

„Das Gesetz ist für den Sklaven keine Wohlthat, es gewährt ihm keinen wirklichen, sondern nur einen nominellen Schutz. Der Sklave hängt gänzlich von dem Herrn ab. Die Richter drücken die Augen zu, so lange sie können, und die Neger dürfen vor Gericht nicht zeugen.

„Man spricht von einer öffentlichen Meinung. Aber die öffentliche Meinung dahier wird meistentheils noch immer blos von Demagogen fabrizirt und das Baumwolleninteresse ist ihr einziges Gewissen. Mancher sieht das Uebel und grämt sich darüber, schweigt aber aus Furcht, er möchte sich in Widerwärtigkeiten verwickeln.

„Die Feste der Sklaven sind größtentheils bloße Fabeln. Auf einigen Plantagen läßt man sie an Weihnachten tanzen, wenn nämlich die Baumwolle gepflückt und der Zucker gemahlen ist. Aber wenn die Ernte spät ist, wie z. B. heuer, so wird das Fest ins Unendliche hinausgeschoben. Und meistens wird gar nichts daraus. Ist die Ernte gut und die Arbeit verrichtet, so gestattet man den Sklaven hie und da einen Tanz.

„Bisher war auf den Pflanzungen in Louisiana ein religiöser Unterricht für die Sklaven nicht gestattet

und ist es noch bis zu dieser Stunde nicht. Aber Gott weiß, wie es kommt, daß die armen Leute dennoch einige Sagen von dem Erlöser erfahren haben. Und Sie machen sich keinen Begriff davon, mit welcher Begierde sie jedem Wort darüber lauschen. Ich kenne jetzt einige Plantagen, auf welchen man den Sklaven einen ordentlichen Unterricht im Christenthum ertheilt. Dieß wird wohl wahrscheinlich auch um sich greifen und eine Veränderung zwischen dem Sklaven und Herrn herbeiführen.

„Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo die öffentliche Meinung ein wirklicher Schutz für den Sklaven wird, und zwar in höherem Grad, als das Gesetz es je werden kann.

„Man wird auch um seiner eigenen Sicherheit wegen zu größerer Gerechtigkeit und Milde genöthigt. Ich habe Zeiten hier gekannt, wo kein Plantagenbesitzer hier eine ruhige Nacht hatte, wo Keiner sich zu Bette legte, ohne scharf geladene Pistolen neben sich zu haben.

„Wollte man die Sklaven mit Verstand und Billigkeit behandeln, man würde staunen über den Erfolg dieser Methode. Die Neger haben ein äußerst empfängliches Gemüth für Güte und Gerechtigkeit. Sie sind gerne geneigt, einer wirklichen Ueberlegenheit sich zu unterwerfen. Wollte der weiße Mann eines solchen Mittels sich bedienen, so könnte er den Neger ohne einen einzigen Peitschenhieb beherrschen oder wenigstens für sich arbeiten lassen.

„Ich habe auf meiner Plantage niemals die Peitsche gebraucht, um zur Arbeit anzutreiben. Ich bedurfte ihrer nicht. Gerechtigkeit, Ordnung, Billigkeit gegen die Neger genügten, um sie zu tüchtiger Arbeit zu veranlassen. Ich habe die Peitsche (und auf einer Plantage kann man die Peitsche für die Neger in ihrem gegenwärtigen noch gänzlich ungebildeten Zustand nicht

entbehren) nur als Strafe für Diebstahl oder Schlägereien angewandt. Um zur Arbeit zu treiben, bedarf es ihrer nicht.

„Ich bin überzeugt, daß die Sklaven zu freien Dienern gemacht werden könnten und dann eben so gut arbeiten würden. Alle Gefahren, die man von einer Emancipation vorspiegelt, sind nach meinem Dafürhalten nur Hirngespinnste. Wenn die Emancipation stufenweise und mit Verstand vorgenommen würde, so könnte sie ohne Gefahren und Schwierigkeiten vor sich gehen. Einige Personen und besonders die Herren Macdonough und Henderson haben mit ihren Sklaven Experimente gemacht, die es aufs deutlichste beweisen.

„Erziehung und eine damit verbundene Aussicht auf Befreiung würden das rechte Mittel sein. Aber Vieles muß sich hier verändern, bevor ein solcher Gedanke allgemein wird . . . Ich habe Geistliche gekannt, welche die grausamsten Sklavenhalter waren.

„Und wollte ich eröffnen, was ich in diesen Staaten gesehen habe, was, wie ich genau weiß, hier geschehen ist und noch immer geschieht; ich sage Ihnen, allen rechtlich denkenden Menschen müßten die Haare zu Berge stehen.

„Die Erzählungen geflüchteter Sklaven, wovon ich einige gelesen habe, sind nicht immer glaubwürdig; ich sehe oft, daß sie dazu lügen. Aber es bedarf keiner Beigabe der Fantasie, um den Zustand des Sklaven als entsetzlich erscheinen zu lassen. Die Wirklichkeit ist schlimmer als jede Dichtung. Und wäre ich Sklave, so würde ich, o ich würde gewiß in den Fluß springen und meinem Leben ein Ende machen."

Diese Worte und die mitfolgenden Erzählungen von den Abscheulichkeiten, die an diesen Ufern vorgefallen sind und noch täglich vorfallen, mischten sich wie ein giftiger Wind in die sommerlauen Lüfte, die mich

umkosten. Ich sah einen alten Sklaven zu Tode gehetzt, weil er sich unterstanden hatte, seine Frau zu besuchen. Ich sah ihn zerfleischt, geschlagen, gefesselt sich in die Wasser des schwarzen Flusses stürzen, über welchen man ihn in die Gewalt seines unbarmherzigen Herrn zurückbringen wollte. Und das Gesetz schwieg.

Ich sah ein junges Weib wegen eines unbedachten Wortes über den Scheitel geschlagen, so daß es todt niederstürzte. Und das Gesetz schwieg.

Ich hörte das Gesetz durch den Mund von Geschworenen richten zwischen einem weißen und einem schwarzen Manne und den letzteren zu Ruthenhieben verurtheilen, welche der erstere verdient hätte. Und die Redlicheren unter den Geschworenen widersetzten sich vergebens! . . .

Ich sah hier — am Ufer des Mississippi erst vor wenigen Monaten — ein junges Mädchen sich von den Mißhandlungen ihres Herrn — und er war ein geistlicher Herr — losreißen und sich in den Fluß stürzen.

Ich sah Schaaren gefangener Männer und Weiber verurtheilt, früh und spät zu arbeiten, jeden Strahles von dem Lichte, das der Gefangenschaft einige Hoffnung geben könnte, beraubt, verhindert die Stimme dessen zu hören, der da ruft: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Davon ausgeschlossen von Menschen, die sich Christen nennen! — Aber verzeih, meine Agatha, warum sollen Deine Augen durch solche düstere Gemälde gequält werden? Wie froh wäre ich selbst, wenn ich sie nicht sehen müßte? Aber ihr Eindruck wird mich nie verlassen. Vorüber war für mich aller Genuß, welchen die Luft und Schönheit des Südens mir gewährt hatte. Ich empfand Haß gegen das Geschlecht, das solches Unrecht und solche Grausamkeiten ausüben konnte. Ich haßte diejenigen, welche solche Unthaten mit den Interessen

des Handels beschönigen konnten. Ich zürnte mir selbst, daß ich, um mich zu schonen, eine Weile vor den nothwendigen Folgen der Sklaverei-Institution die Augen hatte verschließen wollen. Ja, ich hätte das Alles wissen müssen. Aber ich dachte nicht, daß es noch immer so sein könnte.

Georgien und Carolina haben indeß den Sklaven das Licht des Christenthums zukommen lassen. In Georgien und Carolina hatte ich die Kinder Afrikas in endlose Jubelhymnen auf ihren Erlöser ausbrechen gehört! . . .

Aber hier im schönen Süden des Missisippithales, hier ist Schlimmeres als Heidenthum! . . .

Missisippi, Du große Sündfluth, jetzt kenne ich Deine Geschichte zu Ende!

Aber mitten in ihrem dunkelsten Kreis habe ich dennoch das Gewissen des Südens in einem reinen Auge, in einem warmen und redlichen Herzen klar zum Himmel aufblicken gesehen; und dieß ist mein Trost und meine Hoffnung. Das Sonnenlicht über dem Missisippi ist nicht eitel Lüge.

„Und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser."

Den 23. Dezember. Auf dem Missisippi.

Wir sind an Baton rouge — so heißt die auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Missisippi gelegene politische Hauptstadt Louisianas — vorbeigefahren. Ein schönes Kapitol beherrscht die kleine Stadt und ein stattliches, neuerdings aufgebautes Staatsgefängniß steht mit seinem Fuße in den Wogen des Sündenflusses.

Der Missisippi ist sehr breit. Es sind Sand-

bänke und grüne Inseln in dem Fluß. Sein Wasser ist klarer, die Sonne scheint. Die Landschaft an den Ufern ist freundlich und mild. Plantagen, Pomeranzenhaine, weiße Sklavendörfer auf grünen Feldern. Großartige Aussichten unter sommermildem Himmel. Der Fluß ist voll von Dampfbooten und größeren und kleineren Fahrzeugen aller Art. Wir nähern uns der fröhlichen Stadt New-Orleans.

Heute wollte ich mit unserer Proviantmeisterin (stewardess), einem hübschen gutmüthigen Mulattenmädchen, etwas sprechen. Ich traf sie in ihrer kleinen Cajüte, wo sie häufig ein großes ABC studirte. Ich hatte sie schon vorher einigemal auf dieselbe Art beschäftigt gesehen.

Der Proviantmeister, sagte sie, habe ihr versprochen sie lesen zu lehren, aber im Geheimen. Er könne lesen, er. Sie sehnte sich so sehr lesen zu können. Eines Tags traf ich sie allein in unserm Salon, wo sie vor der aufgeschlagenen Bibel stand, die immer dort auf dem Tische liegt. Ich fragte sie, was sie mache.

„O dieses Buch!" antwortete sie. „Ich wende seine Blätter um und um, und ich möchte so gerne verstehen können, was darauf steht. Ich versuche es immer wieder; — es würde mich so glücklich machen! Aber ich kann nicht lesen! . . . ."

Wir nähern uns Neu-Orleans „der fröhlichen Stadt". In ein paar Stunden sind wir dort. Alle Thiere in unsrer Arche Noä lassen ihre Töne vernehmen.

Neu-Orleans (Louisiana), Lafayette Square,
den 25. Dezember.

Weit im Süden, aber ohne Sonne, wenigstens für den Augenblick. Aber sie leuchtete klar über unsre Ankunft in der Halbmondstadt (the Crescent-City), die sich halbmondförmig auf einer breiten niedern Landzunge zwischen dem Mississippi und dem Pontchartrain ausbreitet, einem großen Binnensee, in welchen die Wasser des Mexikanischen Meerbusens eindringen.

Nicht weniger als drei Dampfboote waren kurz vor unsrer Ankunft in die Luft gesprungen; eines von ihnen war ganz neu und auf einer Lustfahrt begriffen. Es hatte mehrere vermögliche Männer von Neu-Orleans an Bord. Viele Passagiere sind schwer beschädigt worden. Einige sind dabei umgekommen.

Aber unsre Arche Noä hat uns mit heiler Haut an den Strand getragen und alles Gethier mit uns.

Der Hafen, wo wir einliefen, war schön und einladend in seiner weiten Neumondsform. Aber die Rhede war ziemlich schmucklos, das Kai war von Holz und schlecht gebaut.

Am Arm meines getreuen Caballero Harrison stieg ich ans Land und ging auf ein prächtiges Gebäude, dem römischen Pantheon ähnlich, zu, das weiß strahlte mit seinen massiven Säulen, jedoch nicht von Marmor, sondern von Gyps. Es war das Hotel Saint-Charles, und hier sollten wir für den Anfang wohnen.

Aber als ich fand, daß ich für ein kleines kaltes Stübchen mit einem ungeheuren Bett darin, drei Treppen hoch; ferner für das Recht mich im großen Salon aufzuhalten, wo ich nicht sein wollte, wenn ich es vermeiden konnte, und für das Recht, eine Menge Speisen zu essen, die ich nicht essen konnte, ohne mich übel zu

befinden, und überdieß zu Zeiten, die mir nicht paßten: als ich fand, daß ich für all diese Herrlichkeiten drei Dollars täglich bezahlen sollte, ohne mir dadurch ein angenehmes Stündchen zu verschaffen, da ließ ich es mir angelegen sein, eine andre Wohnung zu suchen.

Und eine andre Wohnung erhielt ich bald durch die gütige Fürsorge meines freundlichen Landsmanns, des Herrn Carl Schmidt, eines Bruders vom Justizrath. Heute früh führte mich Harrison bei rauhem Regenwetter dorthin.

Ich wohne jetzt in einem einfachen boardinghouse (Kosthaus) bei einer ehrsamen Wittfrau. Ich habe ein großes schönes Zimmer mit Teppich und Kamin und zwei großen Fenstern, die auf einen mit jungen noch grünen Bäumen bepflanzten Markt hinaussehen, in dessen Mitte ein grüner Plan ist. Er heißt Lafayette Square und ist ein schöner sehr stiller Platz. Ich fühle mich ganz glücklich über meine neue Wohnung, für welche ich nebst der Kost blos zehn Dollars wöchentlich bezahle, was in Neu-Orleans wohlfeil ist.

Im Hotel Saint-Charles machte ich die Bekanntschaft einiger Personen, die für mich in Zukunft mehr als bloße Bekannte sein werden; es ist Mr. und Mrs. Geddes. Sie sind von Cincinnati, leben aber wie Mr. Harrison den Winter über in Neu-Orleans, wo die Herren Geschäfte machen. Harrison hatte mich darauf vorbereitet, daß Mrs. Geddes mir wohlgefallen würde.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft zum Frühstück in den großen Speisesaal hinabging, war noch Niemand da und ich nahm mir vor, die Freundin meines neuen Freundes unter den Ankommenden zu errathen.

Ich sah die Damen eine um die andere hereinkommen, alle mit Kleidern, die hoch bis an den Hals gingen, mit kleinen Krägen, bloßem Haar, sämmtlich gekleidet, als wären sie in e i n e Form gegossen; alle

waren fein, mager oder vielmehr dürr, sie sahen, wie mir schien, auch innerlich trocken aus. Aber darin kann ich mich täuschen. Soviel ist gewiß, daß ich nach etwas Leben, etwas Eigenthümlichkeit, nach etwas Individualität sowohl im Innern als im Aeußern dürstete. Die Quäckerinnen sind auch alle gleich gekleidet. Aber welche klar ausgeprägte Eigenthümlichkeit liest man nicht in ihren Gesichtern! Hier dagegen war das Einerlei charakterlos. Die Einfachheit war einförmig und langweilig. Mrs. Geddes hatte ich nicht entdeckt.

Ich sagte es Harrison, als er sich neben mich zum Frühstück setzte.

„Wenden Sie sich um," sagte er, „sie sitzt am Tisch hinter Ihnen" (NB. wir aßen an langen schmalen Tischen). Ich wandte mich um und traf ein sanftes, ovales, etwas blasses Gesicht mit tiefen schönen Augen und einer klaren Stirne, über welcher das dunkelbraune Haar glatt die Schläfe hinabgekämmt war. Es war Mrs. Geddes. Sie war wie die andern Damen gekleidet, aber in kostbare schwarze Seidenserge; ihr Haar war gleich dem der andern gemacht und dennoch war ein großer Unterschied; sie schien mir etwas steif, aber nicht trocken, sondern sanft und edel.

Ich machte ihre nähere Bekanntschaft am Christabend, sowie am Abend des Christtags, den ich in Gesellschaft in dem großen Salon mit einem Theil der Bewohner des Hotels Saint-Charles zubrachte, und sie gefiel mir ungemein. Sie hat die feinen regelmäßigen Züge, welche der amerikanischen weiblichen Schönheit angehören, und damit verbindet sie die ruhige Haltung, die bescheidene würdevolle Anmuth, die man bei den Schönheiten der neuen Welt nicht so oft trifft. Mr. Geddes, der viel älter ist als seine schöne Frau, hat ein lebendiges Gesicht, das große Charakterkraft verräth, und ist ein starker Swedenborgianer, weßhalb ich voraussehe, daß wir über den Propheten in Streit

gerathen werden. Aber dieser wird wohl gütlich ablaufen, denn er ist offenbar ein guter Swedenborgianer.

Man tanzte in dem großen Salon. Ein schönes, offenbar lungensüchtiges Mädchen walzte mit einer Leidenschaft, als wollte sie sich zu todt tanzen, und ihr Cavalier und Galan half ihr getreulich dazu. Ich war nicht vergnügt. Ich dachte an die Weihnacht in Schweden und an die Heimath. Hier versteht man sich nicht auf die Weihnacht, aber in Schweden verstehen wir dieses Fest.

Ich war am Christtag in der Kirche, einer hübschen Kirche, deren dunkelfarbige Glasfenster alles Licht wegnahmen; ich hörte eine trockene seelenlose Predigt, die mich ganz und gar nicht erbaute, und Neu-Orleans erschien mir als eine trockene langweilige Stadt. Ich dachte an die Weihnachtsmesse in unserer ländlichen Kirche, an die Schlittenfahrt dahin in der Morgendämmerung durch den Tannenwald in dem frischen Schnee, an die Waldhäuschen mit den flammenden Weihnachtslichtern, an den Zug kleiner Bauernschlitten mit lustigem Schellengeklingel; an die schöne einfache Kirche im dunkeln Hintergrund des Waldes, an die aus allen ihren Fenstern strahlenden Lichter, an den heitern Anblick des Lichtes und Volkes darin; an das gemüthliche Landvolk in seinen warmen Kleidern; ich sah den Reichstagsmann in Thyresta in seinem Wolfspelz durch die Kirchenthüre treten. Ich sah die Kinder mit leuchtenden Blicken, ich hörte den kräftigen lebensvollen Gesang.

„Gruß Dir, Du schöne Morgenstund."

Ich sang ihn aus vollem Herzen mit. Ja, das war Weihnachtsleben und Weihnachtsfreude! . . .

In Neu-Orleans ist Weihnacht keine Weihnacht; ich meinte in einem heidnischen Lande zu sein.

Am Christtagabend unterhielt ich mich sehr ange-

nehm mit einer redseligen originellen Dame (eine ziemlich seltene Gestalt unter den Damen der neuen Welt). Mrs. D. ist weltlich, aber geistreich und außerordentlich eigenthümlich; sie macht nicht viel Umstände mit der Welt, sondern hat den Muth, gleich ihr Capricen zu haben, auch in der Kleidung. Und ihre rothe Sammtbluse, die ohne Gürtel wie ein Mantel ihre Gestalt umfloß, mag dieß nun in der Gesellschaft passen oder nicht passen, paßte vortrefflich für ihre hohe kräftige Figur, die darin wahrhaft königlich aussah und für mich eine erquickende Erscheinung war. Dank Mrs. Duncan!

Wenn es sich heute Nachmittag oder morgen aufklärt, will Mr. Harrison mich auf den Sklavenmarkt führen, der zu den großen Sehenswürdigkeiten der fröhlichen Stadt gehört. Ich beginne jetzt zu ahnen, warum ich den Missisippi hinabfahren, warum ich nach Neu-Orleans kommen mußte.

Den 27. Dezember.

Drei Tage lang kaltes Regenwetter in Neu-Orleans und heute ist es noch schlimmer, als in den vorhergehenden Tagen, denn es regnet und schneit zugleich und ist dabei kalt. Aber ich befinde mich wohl, mein Herzchen. Ich pflege mich in meinem gemüthlichen heiteren Zimmer und habe heute wieder einen jener innern Frühlingstage, die mich zuweilen mitten im Winter mit überwallendem Frühlingsleben überraschen, wo Alles in meiner Seele sich in einem geistigen Sonnenschein bewegt, wächst und blüht; wo alle Gedanken in Blüthen ausschlagen, sich verbinden, sich gleichsam mit einander vereinigen, auf eine Art, die mich selbst überrascht und entzückt; wo Kopf und Brust zu eng scheinen für die Gefühle und Ahnungen, die sich darin bewegen und sich gleichsam einen Weg hin-

aussprengen wollen; aber ich kann nicht beschreiben, wie dieses sich empfindet.

Ich umarme Dich und Mama in der Fülle meines Herzens und beendige jetzt diesen Brief und schicke ihn ab; denn ich glaube, es ist schon lange her, daß ich keinen Brief mehr nach Hause gesandt habe.

Den 28. Dezember.

N. S. Endlich ein heller schöner Tag nach unaufhörlichem dreitägigem Schnee und Regen. Und jetzt muß man thätig werden, muß Anstalten, Schulen, Gefängnisse besuchen und auch auf Plantagen hinausfahren. Gestern Nachmittag wurde ich mitten im Regen von unbekannten Freundinnen in Neu-Orleans mit einem Besuch überrascht und ihre warme Herzlichkeit machte mich ganz glücklich. Sie kamen mit Veilchen und der Einladung, mit ihnen den Missisippi hinan auf eine Plantage zu fahren, wo sie mir zeigen wollen, „was die Sklaverei in Wirklichkeit ist;" so sprechen diese Leute, welche blos gesehen haben oder blos sehen wollen, wie es bei einem oder zwei sehr guten und rechtschaffenen Herren damit bestellt ist. Aber ich weiß jetzt genug, um mich selbst von guten Menschen nicht bethören zu lassen, daß ich das glaubte, was ein hübscher, aber dummer oder falscher junger Herr gestern Abend mich versicherte, nämlich daß die Sklaven in Amerika so glücklich seien, als man nur immer sein könne. Meine neuen Freunde in Amerika waren offenbar gute und warmherzige Menschen und vergaßen, wie oft Andere dieß nicht sind.

Wenn ich Dir das nächste Mal schreibe, werde ich Dir mehr von dem freien Volk, dem Sklavenvolk und der Sklaverei in der fröhlichen Stadt Neu-Orleans erzählen.

This book is DUE on the last
date stamped below.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

B 000 005 747 1

Min.
E
166
B75hG
v.2